



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 8 (1980)

DOI: 10.11588/fr.1980.0.50116

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

ERICH SCHNEIDER

REVOLUTIONSERLEBNIS UND FRANKREICHBILD
ZUR ZEIT DES ERSTEN KOALITIONSKRIEGES (1792–1795)

Ein Kapitel deutsch-französischer Begegnung im Zeitalter
der Französischen Revolution

1. Vorbemerkungen

Der Ausbruch der Französischen Revolution erweckte das deutsche Interesse an den politischen Vorgängen und Verhältnissen im Nachbarland in heute kaum vorstellbarer Weise. Mit einer Reihe zum Teil geradezu enthusiastischer Parisberichte deutscher Schriftsteller beginnt rasch ein ungestümer Prozeß der Meinungsbildung und permanent geführten Diskussion über die französischen Zustände und deren Ausstrahlungen auf die benachbarten Staaten. Die Erörterung der Ereignisse im Lande der Revolution gewinnt schnell an Umfang und Intensität und unterliegt naturgemäß dem mannigfaltigen Wandel des geistig-politischen Gesamtklimas in der Epoche zwischen 1789 und 1815. So haben beispielsweise so bedeutende Phasen bzw. Einschnitte in der innerfranzösischen und europäischen Entwicklung wie die von 1789–91, 1793/94, 1806/07 und 1813/14 auch ihre Auswirkungen auf die jeweilige Beurteilung des Nachbarvolkes bzw. die Fixierung des Frankreichbildes. Unterschiedliche Intentionen und Sympathien der Berichterstatter, deren sozialer Standort sowie Zeitpunkt des Aufenthaltes in Frankreich und vor allem die jeweilige militärische Lage haben überdies Perspektive und Urteil der die französischen Verhältnisse diagnostizierenden Betrachter entscheidend mitbestimmt. Selbstverständlich waren auch das politische Bewußtsein, die Stimmung und der Erwartungshorizont des lesenden Publikums einem steten Wandel unterworfen. Wie konträr die Äußerungen über Frankreich sein können, dies kann man gut erkennen am Frankreichbild Campes aus dem Jahre 1789 und den Aussagen von Clausewitz nach der preußischen Niederlage von 1806! Bei Campe ein begeisterter Augenzeugenbericht, der »zu den schwärmerischsten Zeugnissen des deutschen Revolutionsechos gehört«;¹ bei Clausewitz der vom schweren Schatten der Niederlage getrübe Blick, Schmerz und Bitterkeit über Preußens Ohnmacht.² Nicht selten wandelt sich zudem beim gleichen Beobachter das Revolutions- und Frankreichbild im Laufe der Jahre, erfährt der persönliche Anschauungs- und Lernprozeß auffallende Korrekturen.

¹ Joachim Heinrich CAMPE, Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben. Reprographischer Druck der Ausgabe Braunschweig 1790, Hildesheim 1977. Dazu das instruktive Nachwort von Hans-Wolf JÄGER S. 76.

² Karl und Marie von CLAUSEWITZ, Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Hrsg. von Karl LINNEBACH, Berlin 1917 S. 7 u. S. 76ff.

Es überrascht daher nicht, wenn das Bild, das man sich von den *Neufranken*, ihrer Staatsverfassung und dem Leben im Revolutionsalltag macht, etwas Fließendes, Widerspruchsvolles, Unfertiges enthält, gleichwohl ist es für den Historiker reizvoll zu beobachten, wie die Revolution viele Deutsche einfach zwingt, sich mit Frankreich auseinanderzusetzen, Stellung zu beziehen und wie diese Beschäftigung mit dem Fremden nicht nur zur Parteinahme führt, sondern auch zur Reflexion über die eigenen Zustände motiviert. Ebenso aufschlußreich ist es, wahrzunehmen, wie bei der Beschreibung und Erforschung des Phänomens des revolutionären Frankreich bestimmte Einzelaspekte ein dominierendes Interesse finden, so daß wir häufig bei aller Pluralität der Meinungen eine unverkennbare Parallelität der angesprochenen Fragenkomplexe registrieren können.

Naheliegenden Anlaß und allerbeste Gelegenheit, sich gegenseitig genau zu studieren, gaben fraglos die 1792 einsetzenden Kriegsjahre, in denen die Völker die Zeitgeschichte sozusagen als gemeinsames Schicksal erfuhren. Diese signifikante Betroffenheit schwingt in unseren Quellen mit, aus ihr erklärt sich nicht zuletzt das rapide Ansteigen der politischen Tagesliteratur und der Kriegsberichte, die große Resonanz, die Aufsätze, Flugschriften, Anekdotenliteratur etc. fanden, in denen die französischen Verhältnisse skizziert, die Situation in den vom Krieg heimgesuchten Gegenden, das Verhältnis zu den Neufranken, das Revolutionsecho, Charakter und Betragen der Franzosen geschildert bzw. interpretiert wurden. Diese Publikationen, von denen übrigens eine ganze Anzahl inzwischen verlorengegangen ist, fanden auch ein beachtliches Interesse in den deutschen Rezensionsorganen; viele erschienen anonym und sind bis heute wissenschaftlich nicht ausgewertet.

Die Anfangsjahre des Krieges und hier vornehmlich die Kampagne in Frankreich und im Linksrheinischen verdienen auch deshalb unsere bevorzugte Aufmerksamkeit, weil es damals zur ersten direkten Konfrontation großen Ausmaßes zwischen Deutschen und Franzosen kam. Diese Begegnung bot dem Einzelnen die Chance, sich aus eigener Anschauung heraus ein Urteil von der Revolution zu bilden. Daß dieses in vielen Fällen zunächst eher tastend, zwiespältig, voller Fehleinschätzungen und merklich korrekturbedürftig war, darf nicht verwundern, sah sich der Zeitgenosse doch mit einer ganz neuen Wirklichkeit konfrontiert und vermochte er doch selten Gewicht und wahre Tragweite der Ereignisse abzuschätzen. Die Stellungnahmen haben vielfach den Charakter des Spontanen, aus dem Augenblick heraus geborenen und atmen gleicherweise Staunen und Bewunderung, Ratlosigkeit und Abscheu. Doch gerade in dieser bemerkenswerten Originalität der Quellen liegt ihre ganz spezifische Qualität. Daß einige kritische Betrachter trotz aller Unsicherheit und Befangenheit dennoch zu bereits klar formulierten Einsichten und erstaunlichen Schlußfolgerungen gelangten, die etwas später in gewisser Weise Allgemeingut wurden, erhöht überdies den Wert der Quellen. Schließlich fällt das Frankreich- und Revolutionserlebnis der ersten Kriegsjahre in eine der bis heute am heftigsten umstrittenen Phasen der Revolutionsgeschichte. Die Jakobinerherrschaft bescherte den Augenzeugen nicht allein das Bild einer höchst turbulenten und spannungsreichen Epoche, sie ließ darüber hinaus den politischen Meinungs- und Richtungskampf unversöhnlicher und erbitterter werden. Hierbei kommt es verbreitet auch zu einer Revision der Ansichten, zur Abkehr von früher bezogenen Positionen, zum plötzlichen Umschlag von Sympathie in offene Feindschaft. Wachsende Ideologisierung der

politischen Auseinandersetzungen, gegenseitige Verketzerung, Verschärfung der Zensur und damit erhöhtes Risiko für alle diejenigen, die publizieren, beeinträchtigen die Stellung der Autoren wie auch die Aussagen der Quellen und bilden den Hintergrund für die Aufzeichnungen, die uns wichtige Einblicke vermitteln in den Erlebnishorizont der Mitbetroffenen und die dazu beitragen, das Gesamtableau der Epoche farbiger und perspektivenreicher zu gestalten.

Der erste Kriegsabschnitt bis zum Frieden von Basel 1795 zwischen Preußen und der Französischen Republik soll den zeitlichen Rahmen abgeben für die vorliegende Studie. Die immense Fülle des Materials gebietet zunächst eine Beschränkung, zum andern bedeutet ja das Ausscheiden Preußens aus der Koalition wie auch das Ende der Jakobinerzeit eine deutliche Zäsur, die sich auch auf das in den Quellen vermittelte Frankreichbild und Revolutionserlebnis auswirkt. Da die Mehrzahl unserer Informanten zudem preußische Augenzeugen sind, ergibt sich mit 1795 erst recht ein wichtiges Stichdatum. Hinzu kommt, daß für den hier behandelten Zeitraum zu unserem Thema bis jetzt keine zufriedenstellende Untersuchung vorliegt.³

In dieser Arbeit sollen auch bisher unbekannt oder nur unzureichend gewürdigte Quellen ausgeschöpft werden, darunter Briefe, Memoiren, Kriegs- und Reiseberichte, Beiträge in zeitgenössischen Journalen, wobei vor allem anonyme Schriften besondere Berücksichtigung finden. Gerade der Einbezug der anonymen Stimmen soll zur vertieften Kenntnis der öffentlichen Meinung und der Meinungsvielfalt in der damaligen Publizistik beitragen. Bevorzugte Auswahlkriterien waren die politischen und sozialen Implikationen der Texte, deren Echo in den kritischen Journalen sowie die Beobachtungsschärfe und das Reflexionsniveau der Autoren; die Beschreibung der eigentlichen Kriegsoperationen tritt dagegen in den Hintergrund. Wichtig ist weiterhin, daß vornehmlich Kriegsteilnehmer zu Wort kommen, darunter auch solche, die als Gefangene oder, wie z. B. Laukhard, in anderer Funktion in Frankreich weilten und uns ihre Eindrücke vom Leben und den Verhältnissen dort schildern. Eigens sei hervorgehoben, daß Parisberichte, die ja in ganz besonderem Maße seit 1789 das deutsche Meinungsbild über Frankreich beeinflussten, hier fehlen; gerade in dieser Hinsicht setzt diese Untersuchung andere Akzente. Unsere Augenzeugen, darunter einfache Soldaten, Offiziere, Feldprediger, kämpften in Flandern, der Champagne, im Elsaß, der Pfalz, den Rheingegenden. Sie alle hatten unmittelbaren Kontakt zum Geschehen und legten auf dieses Zeugnis als direkt Beteiligte selbst größten Wert. Das Gros der hier zitierten Augenzeugen zeichnet sich überdies durch eine unverkennbare geistige Affinität aus, begegnet es doch der Revolution bei aller Rücksichtnahme etwa auf das persönliche Dienstverhältnis als Militär mit erstaunlicher Offenheit. Man versichert wiederholt, einen unparteiischen, freimütigen Standpunkt zu suchen und

³ Zu Einzelaspekten des Themenkomplexes vgl. Elisabeth DARAPSKY, Der erste Koalitionskrieg (1792–1797) im Spiegel der Briefe des Grenadier-Hauptmanns Sigmund von Furtenbach, in: Mainzer Zeitschrift Jg. 62 (1967) S. 81ff.; Peter LAHNSTEIN, Die Kampagne in Frankreich. Eine Studie über die Aufzeichnungen Goethes und Laukhards, in: Neue Rundschau, Heft 3 (1963) S. 417ff.; Erich SCHNEIDER, Der Revolutionskrieg in der Rheinpfalz 1792–95 in der zeitgenössischen Publizistik und der Memoirenliteratur, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz Bd. 75 (1977) S. 133ff.; Otto TSCHIRCH, Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des preußischen Staates (1795–1806), Bd. 1 Weimar 1933, Kap. II Preußische Stimmungen zur Zeit der Revolution bis zum Baseler Frieden; Johannes ZIEKURSCH, Zur Geschichte des Feldzuges in der Champagne von 1792, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 47 (1935) S. 20ff.

Vorurteile abbauen zu wollen. Man beschränkt sich keineswegs auf bloße Deskription, fühlt sich nicht nur als Chronist, sondern sucht Deutung, Auseinandersetzung, Belehrung, will also nicht ausschließlich *Begebenheiten erzählen*, sondern auch *Reflektionen und Winke geben*, auch *einmal eigene Glossen beifügen*.⁴

In vielen Fällen erweisen sich die Autoren als vom Ideengut der Aufklärung beeinflusste liberale Geister, die sich in der zeitgenössischen Literatur auskennen und sich vom konterrevolutionären Lager distanzieren. Die Begegnung mit der Französischen Revolution führt bei ihnen nicht selten zu einer Modifizierung der eigenen Meinung, zur Schärfung und Sensibilisierung des politischen Bewußtseins, zum Ringen um den eigenen Standort. Die fortschrittlichen Beobachter reflektieren Zeitgeist und Zeitstimmung, analysieren, was ihnen begegnet oder was sie herausfordert. Sie bevorzugen dabei gern das kritische komparative Verfahren, bei dem sich der Abstand zu bestimmten politischen und gesellschaftlichen Zuständen im eigenen Vaterland manifestiert. Gerade im Vergleich mit den eigenen Gegebenheiten und in der Erörterung der aktuellen Kontroversliteratur schlagen diese zeit- und systemkritischen Komponenten vernehmbar durch. So werden manche Partien ihrer Aufzeichnungen zur teils verschlüsselten oder mehr moderierten, teils unverhüllten Kampfansage ans Feudalsystem oder zu einem deutlichen Appell zu umfassenden Reformen.

2. Knesebeck, Laukhard und der Autor der »Bemerkungen über Frankreich«

In der vorliegenden Abhandlung, die eine Vielzahl von Quellen heranzieht, nehmen die Publikationen der in der Kapitelüberschrift genannten Augenzeugen insofern eine Sonderstellung ein, als sie Schwerpunkte unserer Analyse bilden. Aus diesem Grund sollen Werk und Persönlichkeit dieser drei Augenzeugen etwas näher charakterisiert werden.

Karl Friedrich von dem Knesebeck (1768–1848), der späterhin so einflußreiche Generaladjutant Friedrich Wilhelms III. und nachmalige Generalfeldmarschall hat sich als junger Leutnant 1792–95 an den Kämpfen in der Champagne und am Rhein beteiligt und in zahlreichen, vorwiegend anonymen Veröffentlichungen zu aktuellen Zeitfragen geäußert.⁵ Er war der Sohn eines bei Kolin schwer verwundeten preußi-

⁴ Der Französische Freiheitskrieg an dem Oberrhein, der Saar und der Mosel in den Jahren 1792/93 und 1794, o. Verf. Frankfurt/Main 1796 Teil 1 S. XI und Freimütige Briefe eines Engländers über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig und des General Wurmsers, anonym, Germanien 1794 S. 45.

⁵ Zu den wichtigsten Publikationen KNESEBECKS zählen: Betrachtungen über den jetzigen Krieg und die Ursachen seiner falschen Beurteilung. Von einem Schweizer bei der alliierten Armee am Oberrhein o. O. 1794; Europa in Bezug auf den Frieden. Eine Rede des Abts Sieyes, London (d. i. Frankfurt) im December 1794; Über Charlotte Corday, die Mörderin Marats, in: Deutsche Monatsschrift, Berlin, Mai-Heft 1794 S. 53 ff.; Wie sind gewaltsame Revolutionen am besten zu verhindern? Ebenda Juni-Heft 1794 S. 133 ff.; Etwas über den Nationalcharakter des jetzigen französischen Volks. In Briefen an einen Freund, Ebenda Bd. 1/1795 S. 298 ff.; Über die Gewalt der Meinungen und den Einfluß des jetzigen Krieges auf die öffentliche Meinung, Glückseligkeit und Humanität, Südpreußen im Juni 1795; Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung. Ein Wort zur Beherrschung bei den Kreuzzügen des achtzehnten Jahrhunderts. o. O. 1795; Briefe Knesebecks an Gottlob Nathanael Fischer und Johann Wilhelm Ludwig Gleim, anonym veröffentlicht in den Neuen Gemeinnützigen Blättern Halberstadt Jg. 1792–95; die Briefe an Gleim wurden von Heinrich PRÖHLE publiziert in: Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger mit Knesebecks Briefen an Gleim, Potsdam 1889.

schen Gardeoffiziers, der in Potsdam mit zahlreichen Gelehrten, darunter auch Lessing, in Verbindung gekommen war und selbst als Gutsherr in Carwe bei Neuruppin einen Zirkel von *durch Kenntnis und Bildung ausgezeichneten Männern aus allen Klassen der Gesellschaft an sich gezogen hatte*.⁶ In dem von liberaler Atmosphäre erfüllten Elternhaus wurde *mit äußerstem Freimut über alles diskutiert* und der von den Idealen der Aufklärung und Humanität erfüllte junge Knesebeck nach eigenem Zeugnis früh *zum Selbstdenken* angeleitet. Die weitere Entwicklung des kunstsinnigen, literarisch und historisch sehr interessierten Knesebeck wurde durch seinen Eintritt in das auf *hoher Stufe der Cultur und Ausbildung*⁷ stehende Halberstadter Regiment Herzog von Braunschweig, mit dem er auch den Revolutionskrieg mitmachte, entscheidend beeinflusst. Knesebeck stand in einem engen Verhältnis zur Halberstadter Literarischen Gesellschaft um Gleim und gab sich auch im Kriege gern seinen musischen Neigungen hin. Seine philanthropischen, kosmopolitischen Anschauungen, sein soziales Ethos und sein kritisches Denken zeigen u. a. den Einfluß der französischen Aufklärung und Kants, gleichzeitig empfand er eine innige Zuneigung zu Friedrich dem Großen. Die Gedankenwelt des jungen Offiziers ist nicht frei von Widersprüchen, er erweist sich als eine »innerlich uneinheitliche, problematische Natur«, wie man sie »an der Scheide zweier Geistesepochen häufiger finden kann«.⁸ Von den Anfängen der Französischen Revolution war er fasziniert, gestand er doch, »daß er begeistert einem Volk anhing, das auf dem Wege war, sich eine gute Verfassung zu geben«⁹ und daß er »in Entzücken geriet, als auf dem Marsfeld alle Stände ihre Vorrechte freiwillig auf den Altar des Vaterlandes niederlegten«.¹⁰ Die frühen Einwirkungen der Revolutionsideen sind für seine Vorstellungswelt, die stark vom friderizianischen Geist her geformt ist, stets mächtig geblieben. Bei aller Absage an die Jakobiner hat er dies nie ganz verleugnet, was nicht zuletzt – bei aller Loyalität zur preußischen Monarchie – in seiner unverhohlenen Sympathie für eine republikanische Staatsform und die Verwirklichung der Menschenrechte zum Ausdruck kommt.¹¹ Allerdings offenbaren die Äußerungen des »politisierenden Leutnants«¹² aus der Zeit zwischen 1792 und 1797 nicht selten etwas Widersprüchliches und von der persönlichen Stimmungslage Abhängiges. Immerhin wurde Knesebeck wegen seiner freimütigen Haltung »seinen Vorgesetzten im alten Preußen« verdächtig¹³ und nach

⁶ Bruchstücke aus den hinterlassenen Papieren des königlich preußischen Generalfeldmarschalls Carl Friedrich von dem Knesebeck, Magdeburg 1850 S. 14.

⁷ Ibid. S. 16 und S. 51.

⁸ Herbert WÜNSCH, Die politische Ideenwelt des Generaladjutanten Karl Friedrich von dem Knesebeck. Dargestellt nach seinen Aufzeichnungen während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses. Phil. Diss. Berlin 1935 S. 13. Über Knesebecks politisch-literarische Tätigkeit zwischen 1789 und 1795 sowie über sein Verhältnis zum Revolutionskrieg und zur Französischen Revolution fehlt eine grundlegende Untersuchung. Hinweise finden sich bei Max LEHMANN, Aus dem Leben Knesebecks, in: Preußische Jahrbücher Bd. 34 (1874) S. 1–18 und bei O. TSCHIRCH, Knesebeck und Sieyes, in: Historische Zeitschrift 128 (1923) S. 105–108.

⁹ M. LEHMANN, a.a.O. S. 3.

¹⁰ Bruchstücke aus den hinterlassenen Papieren, a.a.O. (Anm. 6) S. 56.

¹¹ M. LEHMANN, a.a.O. S. 12f.

¹² O. TSCHIRCH, a.a.O. (Anm. 3) Bd. 1 S. 75.

¹³ M. LEHMANN, a.a.O. S. 1.

Boyens Zeugnis *in den Feldzügen am Rhein allgemein für einen Jakobiner gehalten*.¹⁴ Diese Ansicht vertrat auch die konterrevolutionäre »Eudämonia«, die ihn wiederholt denunzierte.¹⁵ Knesebeck, der sich gegen die verbreitete Intoleranz und Zensur zur Wehr setzte, mußte sich nach 1795 wegen des provokatorischen Inhalts einiger seiner Schriften rechtfertigen und sah sich in seiner militärischen Karriere gefährdet. Nach Max Lehmanns Urteil erscheint uns der junge Offizier bei der Durchsicht seiner privaten Aufzeichnungen und Korrespondenz in den Jahren nach 1795 geradezu als »kühner Reformator, der für die besten Gedanken eines Scharnhorst und Gneisenau (. . .) ein Dezennium vor ihrer Verwirklichung gestritten hat«. Auch habe er »dem Geist der neuen Philosophie seine Huldigungen dargebracht«. ¹⁶ Das Erlebnis des Revolutionskrieges hat ihn fundamental geprägt und existentiell *ergriffen und erschüttert*.¹⁷ Immer wieder denkt er darüber nach, welche Konsequenzen, welche *Lehren* aus diesem Krieg zu ziehen sind und welchen Einfluß er hat *auf die öffentliche Meinung, Glückseligkeit und Humanität*.¹⁸ Der Krieg brachte ihn zudem in eine *nähere Bekanntschaft mit dem französischen Volk*¹⁹ eröffnete ihm die Chance, dessen *Charakter näher zu beobachten*.²⁰ Seine zweifellos vorhandenen francophilen Neigungen – Tschirch nennt ihn kurzerhand einen »Franzosenfreund«²¹ wurden dabei auf manche Proben gestellt, erleichterten ihm aber andererseits bei allen Vorbehalten, »den Nationalcharakter der Franzosen mit teilnehmendem Verständnis für ihre Freiheitsliebe«²² zu würdigen und die Franzosen gegen den *Vorwurf der Grausamkeit und Charakterlosigkeit* in Schutz zu nehmen.²³ Mit höchster Spannung verfolgte er das militärische Ringen und mit Aufmerksamkeit untersuchte er *die Eigentümlichkeit dieses Krieges*²⁴ sowie das neuartige Phänomen der Revolutionsarmee. Seine unbefangenen Analysen betrachtet er als einen Beitrag zu *einer gerechten Beurteilung dieses Krieges* und als Diskussionsanregung über die *Ursachen seiner falschen Beurteilung* in der Öffentlichkeit.²⁵ Dabei scheute er weder Tabus noch unbequeme und politische brisante Schlußfolgerungen. Sein Kriegserlebnis führt ihn schließlich zu der Erkenntnis, daß man preußischerseits unverzüglich den Frieden mit Frankreich suchen müsse. In der Propagierung der Friedensidee liegt auch die Haupttendenz seiner Publikatio-

¹⁴ Generalfeldmarschall Hermann von BOYEN, *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771–1813* Bd. 1 Stuttgart 1889 S. 329.

¹⁵ Eudämonia 1. Jg., 2. St. 1795 Frankfurt S. 173 ff. und Jg. 1796 2. Bd. 3. St. S. 283 ff. Vgl. dazu auch O. TSCHIRCH (Anm. 3) Bd. 1 S. 230 und Adolf ROßBERG, *Freimaurerei und Politik im Zeitalter der Französischen Revolution*, Berlin 1942 S. 206 ff. Roßberg spricht von »revolutionären Propagandaschriften« Knesebecks und seiner engen Verbindung mit preußischen Freimaurerkreisen.

¹⁶ M. LEHMANN, a.a.O. S. 1.

¹⁷ Etwas über den Nationalcharakter des jetzigen französischen Volkes (Anm. 5) S. 300.

¹⁸ Über die Gewalt der Meinungen und den Einfluß des jetzigen Krieges auf die öffentliche Meinung, Glückseligkeit und Humanität (Anm. 5) u. a. S. 90 ff.

¹⁹ Etwas über den Nationalcharakter (Anm. 5) S. 298.

²⁰ Ibid. S. 298 und S. 301.

²¹ O. TSCHIRCH (Anm. 3) Bd. 1 S. 75.

²² Ibid. S. 53.

²³ Etwas über den Nationalcharakter (Anm. 5) S. 306.

²⁴ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 54 und S. 82.

²⁵ Ibid. S. 13.

nen 1794 und 1795; als *gefühlvoller Menschenfreund* wird er zu einem markanten Wortführer der Friedenspartei im preußischen Heer.²⁶

Zu den authentischen Beobachtern, die als scharfsinnige und kompetente Augenzeugen des Revolutionskrieges gelten, gehört auch der Magister Friedrich Christian Laukhard (1758–1822). Laukhard hat als einfacher preußischer Soldat den Krieg miterlebt und vom September 1793 bis zum Februar 1795 die Revolutionsszene in Frankreich selbst studiert. Dort hat er sich auch vorübergehend der Revolutionsarmee angeschlossen und außer dem Elsaß die Gegenden in und um Besançon, Dijon, Mâcon, Lyon, Grenoble, Valence, Avignon, Montpellier kennengelernt. Seine Frankreichindrücke hat er in den 1794/95 anonym erschienenen »Briefen eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken« sowie in seinem autobiographischen Werk »Leben und Schicksale«²⁷ eindrucksvoll und recht realistisch geschildert. Beide Werke, die auch in der zeitgenössischen Publizistik beachtet wurden,²⁸ dürfen als höchst wichtige Quellen für die Zeit des ersten Koalitionskrieges gelten, auch wenn man des Autors betonte Subjektivität und seinen nicht immer ganz seriösen Umgang mit Fakten gebührend in Rechnung stellt. Laukhard ist ein hervorragender Kenner der französischen Verhältnisse, ist gut informiert, bringt aus unmittelbarer Anschauung heraus eine Fülle von Beobachtungen und zeigt Sachverstand, Originalität und ein gescheites Urteilsvermögen. Er blickt tiefer als viele seiner Zeitgenossen, bevorzugt eine stärker analytische Betrachtungsweise, gibt sich als *warmer Volksfreund* zu erkennen²⁹ und beeindruckt den Leser durch seine »impressionistische Offenheit und seismographische Empfindlichkeit für verschiedenartigste Eindrücke und Stimmungen«.³⁰ Seine Autobiographie, die der Historiker Raif ohne Einschränkung »wahrheitsgetreu«³¹ nennt, hat stellen-

²⁶ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 7.

²⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahr 1792, 1. bis 3. Pack, Germanien (d. i. Altona) 1794 und 4. Pack Upsala (d. i. Altona) 1795; Friedrich Christian Laukhards Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, 3. und 4. Teil, welcher dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich enthält. Leipzig 1796 und 1797 (fortan Kurztitel »Leben und Schicksale«).

²⁸ Die anonymen Briefe eines preußischen Augenzeugen wurden u. a. rezensiert in folgenden Journalen: KLIO. Eine Monatsschrift für die französische Zeitgeschichte, Leipzig 1795 Bd. 3 S. 484ff.; Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten Bd. 1 Frankfurt 1794 S. 266ff.; Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek (NADB) 33. Bd. 1. Heft Kiel 1797 S. 61f.; Das neue graue Ungeheuer, Altona Jg. 1795 1. St. S. 121ff.; Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung Jg. 1795 St. XXXIII Sp. 529ff. Der Rezensent der Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung sieht in den Briefen eines preußischen Augenzeugen eine *brauchbare Quelle für den Geschichtsschreiber dieses Krieges* und stellt dem Verfasser *das Zeugnis der Unparteilichkeit* aus. Laukhards Memoiren wurden u. a. sehr ausführlich in der Allgemeinen Literaturzeitung Jena Nr. 195/1797 besprochen. Der sehr kritische Rezensent ist der Meinung, daß zu Laukhard *die Miene des strengen Moralisten, die er sich hie und da zu geben wisse, gar nicht passe!*

²⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 37.

³⁰ Gerhard KAISER, Über den Umgang mit Republikanern, Jakobinern und Zitat, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Stuttgart 1975, Sonderheft 18. Jahrhundert S. 235.

³¹ August Friedrich RAIF, Die Urteile der Deutschen über die französische Nationalität im Zeitalter der Revolution und der deutschen Erhebung, in: Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte Heft 25 Berlin 1911 S. 17. Nach Raifs Urteil blickte Laukhard bei seiner Beurteilung des Geistes der Revolutionsheere »tiefer als die meisten Zeitgenossen, (. . .) die meist recht an der Oberfläche blieben . . .«. Raif behandelt Laukhard allerdings nur ganz knapp.

weise den Charakter eines Zeitbildes, eines »historischen Gesamtbildes«,³² überschreitet also den Rahmen vieler anderer Kriegserinnerungen. Durch den niederen sozialen Status des Autors, durch ihre Form als sogenannte »Memoiren von unten«,³³ durch die soziale Nähe des Beobachters zu einfachen Soldaten, Bauern, Bürgern und durch ihr entschieden humanistisches Ethos gewinnen diese Erinnerungen zusätzlich an Reiz und Rang.³⁴ Laukhard macht es sich zum Prinzip, sich immer wieder nach der *Denkungsart* der kleinen Leute zu erkundigen:³⁵ *Man frage den Landmann, den Handwerker, die erwerbende Klasse!*³⁶ heißt es einmal typisch. Er hat, wie er versichert, oft *in kleinen rauchigen Stuben, unter stetem Getümmel der Soldaten*³⁷ geschrieben, und es war mit seine *angenehmste und nützlichste Beschäftigung in Frankreich, öffentlich Häuser zu besuchen und da den Debatten der Leute zuzuhören, die angeschlagenen Zettel an den Ecken der Straßen zu lesen oder in den Weinschenken (sich) mit Leuten von Kopf zu unterhalten, um das jetzige Frankreich soviel als möglich war kennenzulernen, auch die Maschinerie genau zu erforschen, wodurch es das geworden ist, was es jetzt ist.*³⁸ In der Tat zählen die Dialoge mit den Einheimischen zu den farbigsten und instruktivsten Teilen seiner Aufzeichnungen. Der Autor nennt sein Verfahren einmal eine *Art psychologisch-politischen Studiums von Ort zu Ort.*³⁹ Er verweist auch auf die didaktische Absicht seiner Arbeit. So befriedigt es ihn keinesfalls, nur seine *eigene Historie zu erzählen*,⁴⁰ er möchte auch keinen *schalen Roman* schreiben,⁴¹ vielmehr als *Augen- und Ohrenzeuge*⁴² den *unbefangenen Leser* in den Stand setzen, sich *richtig und ohne Gefahr zu irren, über manche Vorfälle des Krieges gegen die Franzosen zu unterrichten*⁴³ bzw. *über die Lage der Dinge in Frankreich und ihre Veränderung richtiger urteilen zu können.*⁴⁴ Dazu gehört auch, *Sachen von Wichtigkeit genau zu erklären*,⁴⁵ des weiteren, die *Begebenheiten zu zergliedern, kurz, nach dem Wodurch, Wie und Warum zu fragen.*⁴⁶ Einen besonderen Wert seiner Briefe sieht er beispielsweise darin, daß er

den Geist des Krieges und dessen nächster Teilnehmer unter Soldaten, Bürger und Bauer getreu schildert und alles, was darauf Bezug hat und soweit sein Bemerkungskreis reichte, offenherzig vorerzählt, dann aber den Standpunkt und die Grundsätze mit edler Freimütigkeit angibt, nach

³² Günter NIGGL, *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1977 S. 144.

³³ Ibid. S. 145.

³⁴ Auch Niggel berührt Laukhard nur kurz. Es überrascht, daß Laukhards Memoiren in der historischen Forschung bisher so wenig Beachtung fanden, auch fehlt nach wie vor eine zufriedenstellende wissenschaftliche Biographie Laukhards. Die Studie von Richard WILHELM, *Friedrich Christian Laukhard, Aufklärer und Revolutionär*, *Alzeyer Geschichtsblätter* Heft 6 (1969) S. 26 ff. klammert die Lebenserinnerungen und die Briefe eines preußischen Augenzeugen ebenfalls weitgehend aus.

³⁵ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 94.

³⁶ *Leben und Schicksale*, 3. Teil S. 123 f.

³⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 6.

³⁸ *Leben und Schicksale*, 4. Teil., 1. Abt. S. 434.

³⁹ Ibid. S. 434 f.

⁴⁰ Ibid. S. 232.

⁴¹ Ibid. S. 99.

⁴² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 11.

⁴³ *Leben und Schicksale*, 3. Teil, Vorrede S. XII.

⁴⁴ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 99.

⁴⁵ Ibid.

⁴⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack S. 115.

welchen man das Erzählte bald *a priori*, bald *a posteriori* entweder einzeln oder im Zusammenhang, nach Ursache und Wirkung oder nach Grund und Folge selbst übersehen kann. Das Historische diene ihm gleichsam als Vehikel des Politischen, und dadurch unterhielt und belehrte er den gemeinen Leser wie den höheren.⁴⁷

An anderer Stelle sagt er über seine Intention, es sei ihm vor allem darauf angekommen, darzulegen, *wie er diese Leute (in Frankreich) gefunden habe, wie es ihm selbst dort ergangen sei, was er gehört und gesehen, wie die Nation sich verändert und von neuem organisiert habe, insbesondere im Bürgerlichen, Militärischen, Wissenschaftlichen, Ökonomischen, Merkantilischen und Moralischen.*⁴⁸ Laukhard gibt auch zu, selbst aus Erfahrungen gelernt zu haben, *vom System der französischen Republik besser und richtiger zu urteilen.*⁴⁹ Manches Vorurteil gegenüber den Franzosen sei dabei verschwunden. Er versichert zudem, *frei und unbefangen zu erzählen, im Ton der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit*⁵⁰ und nur das zu bringen, was er selbst gesehen habe.

Ein weiterer Beweggrund für seine Veröffentlichungen liegt für ihn darin, *den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen*,⁵¹ sie gegen ungerechtfertigte Angriffe und Schmähungen zu verteidigen⁵² und nachzuweisen, daß *die Nation in Frankreich bei weitem nicht so wild, unmenschlich und verdorben sei, als man sie gemeiniglich beschreibt.*⁵³ Allerdings distanziert er sich von den allzu unkritischen Frankreichschwärmern, will nicht als *blinder Anbeter* der Franzosen gelten und beurteilt manche ihrer *Anstalten als abscheulich, manche als abgeschmackt, manche als kindisch.*⁵⁴ Gleichwohl macht er aus seiner Sympathie für die Revolutionsideen und das französische Volk kein Geheimnis, lehnt es auch ab, *eine Maske vorzunehmen* oder seine *Gesinnung zu verleugnen.*⁵⁵ Er weiß auch nur zu gut, daß ihm die *politischen Kannegießer* seines Vaterlandes den *verhaßten Namen Jakobiner oder Patriot* anhängen und ihn diffamieren werden, weil er *eine gewisse Neigung für das System der Neufranken* durchblicken läßt.⁵⁶ Es ist, wie er weiterhin versichert, einfach gegen seine *Überzeugung*, sein Frankreichbild bewußt zu fälschen etwa *um die ohnehin schon so verkaante und verhaßte Nation noch verhaßter zu machen.*⁵⁷ Sarkastisch glossiert er jene törichte und verderbliche Spielart eines modischen *deutschen Patriotismus*, die ausschließlich aufs Verächtlichmachen der Franzosen abzielt und daher dieses Volk *in den gehässigsten Farben abmalt.*⁵⁸ Da sich die Franzosen ihm gegenüber anständig gezeigt haben, wäre es seiner Auffassung nach zudem feige und perfide, dies nicht

⁴⁷ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 165.

⁴⁸ Ibid. S. 527.

⁴⁹ Ibid., Vorrede S. XIV.

⁵⁰ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 5.

⁵¹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 161.

⁵² Ibid., 1. Abt. S. 440 Laukhard wendet sich wiederholt gegen *die Herren Göchhausen, Reichard, Schirach und andere dieser Clique.*

⁵³ Ibid. S. 453.

⁵⁴ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 12.

⁵⁵ Leben und Schicksale, 3. Teil S. XV.

⁵⁶ Ibid.

⁵⁷ Ibid. S. XV.

⁵⁸ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 8f.

auch in aller Offenheit zu bekennen. In einer gewissen Parteinahme neigt er dann dazu, seine persönlichen Erfahrungen zu verallgemeinern.⁵⁹

Was den genauen politischen Standort Laukhards anbetrifft, so ist dies bis heute ein kontroverses Thema geblieben.⁶⁰ Bezugnehmend auf seine eigene politische Optik bezeichnet er sich im Resümee seiner Autobiographie einmal als einen *Republikaner*, und gerade als solcher müsse er gerecht, d. h. *billig urteilen*.⁶¹ Richtig ist, daß sein Werk »stets von einem dezidiert positiven Urteil über die neue Republik getragen ist«⁶² und dieser »deutsche Weltbürger«⁶³ mit »dem Herzen auf der Seite« der Neufranken stand, »den Parolen und Zielen der Revolution von Grund auf zugehen«. ⁶⁴

Neben den Publikationen Knesebecks und Laukhards soll in dieser Untersuchung noch eine andere Quelle ganz besondere Berücksichtigung finden, die in der Forschung bisher nicht beachtet wurde. Es handelt sich dabei um die anonymen »Bemerkungen über Frankreich während der Feldzüge in den Jahren 1793–1795«, die einen Offizier mit exzellenten kriegsgeschichtlichen und militärischen Fachkenntnissen zum Verfasser haben.⁶⁵ Der uns unbekanntes Augenzeuge hat am Revolutionskrieg in Flandern und Brabant teilgenommen und anschließend 1794/95 als Kriegsgefangener 18 Monate in Frankreich gelebt, wo er, wie er unter Anspielung auf die Jakobinerphase und ihr Ende sagte, *zwei ganz verschiedene Zeitperioden erlebt hat*.⁶⁶ Er informiert uns sehr genau auf fast 300 eng bedruckten Seiten seiner »Bemerkungen« über seine Erlebnisse und Erfahrungen; dabei zeigt er sich vertraut mit der aktuellen Frankreichliteratur und hebt nachdrücklich seine Rolle als authentischer Beobachter hervor: *Ich schreibe nur, was ich gesehen habe*.⁶⁷ Auch hält er seinen engen Kontakt zur Bevölkerung, auch zu den einfachen Menschen, für besonders erwähnenswert. Wie alle unsere Augenzeugen weilte er nicht in Paris, doch lernte er während der Gefangenschaft Teile Nordfrankreichs und dort eine ganze Reihe von Städten kennen, wo er *unter dem*

⁵⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 440.

⁶⁰ G. KAISER (Anm. 30) verweist auf die Schwierigkeit, Laukhard politisch eindeutig einzuordnen. Hans Werner Engels sieht in ihm den »einzigsten wirklichen Sansculotten in Deutschland«, vgl. dazu: Inge STEPHAN, Die demokratischen Bewegungen in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Ein Tagungsbericht, in: IWK zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin Heft 4 (1977) S. 524.

⁶¹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 160. Im gleichen Werk (3. Teil S. 22) sagt Laukhard einmal von sich selbst: *Ich bin kein Politiker, kein Aristokrat, kein Demokrat*. Derartigen Äußerungen darf man allerdings nicht allzu viel Gewicht beilegen, dienten sie doch häufig gerade liberalen Autoren als eine Art von »Tarnung«. Dazu auch: Ralph Rainer WUTHENOW, Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert, München 1974 S. 176.

⁶² G. NIGGL (Anm. 32) S. 145.

⁶³ A. F. RAIF (Anm. 31) S. 18.

⁶⁴ P. LAHNSTEIN (Anm. 3) S. 418f. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Meinung von DDR-Wissenschaftlern: »Laukhard war kein Jakobiner, aber seine Schilderungen der französischen Zustände zur Zeit der Jakobinerherrschaft zeichnen sich durch eine Unbefangenheit aus, die der deutschen Aufklärung ein ehrenvolles Zeugnis ausstellen.« In: Sturm und Drang, Erläuterungen zur deutschen Literatur, 5. Aufl. Verlag Volk und Wissen, Berlin 1978 S. 433.

⁶⁵ Bemerkungen über Frankreich während der Feldzüge 1793–1795 o. O. 1797 (fortan Kurztitel »Bemerkungen«).

⁶⁶ Bemerkungen, Vorrede S. 4.

⁶⁷ Ibid. S. 6.

Volk lebte.⁶⁸ Seine Aufzeichnungen stehen naturgemäß stark unter dem Eindruck des Erlebnisses der Terrorzeit, sie umfassen den Zeitraum bis zum Herbst 1795.

Der Verfasser vertritt einen aufgeklärten, liberal-gemäßigten Standpunkt, bringt seine Verehrung für Friedrich II. zum Ausdruck und fühlt sich solchen Publizisten wie Johann Wilhelm Archenholz und den Herausgebern der Berliner »Deutschen Monatsschrift«, die ja auch Knesebeck zum Mitarbeiter hatte, geistesverwandt.⁶⁹ Selbst kein Freund *übereilter Veränderungen*⁷⁰ und dem *Geist des Aufbruchs und der Revolution*⁷¹ abhold, will er u. a. darlegen, wie *unglücklich die Franzosen*, namentlich durch Robespierres Regime, geworden sind.⁷² Diese Intention des Autors lobt die »Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek«, das Rezensionsorgan der Berliner Aufklärung, besonders. Nach ihrer Auffassung liegt der Zweck dieser *sehr gut geschriebenen Bemerkungen* vorzüglich darin, zu warnen und *manchen deutschen Schwindelkopf von den Irrwegen, worauf er sich befindet*, abzubringen.⁷³ Doch diese Interpretation berührt nur eine Seite der Tendenz des Buches, das auffallende zeitkritische Implikationen enthält. Trotz aller Beschwichtigungen vor allem im Vor- und Nachwort verfährt der anonyme Verfasser über weite Strecken erstaunlich unbefangen und undogmatisch, so daß er bei der jeweiligen Analyse der französischen Verhältnisse und beim Vergleich derselben mit denen bei den Alliierten zahlreiche reformpolitische Leitideen und Denkanstöße vermittelt, die viel politischen Zündstoff enthalten und erkennen lassen, wie wenig er geneigt ist, traditionelle Strukturen in Heer und Staat zu tabuisieren. Er scheut sich nicht, Mißstände beim Namen zu nennen und progressive Gedanken, wenn auch mitunter in etwas verschlüsselter Form und bisweilen mehr in Anspielungen, niederzuschreiben. *Wahrheit bleibt Wahrheit*,⁷⁴ ruft er einmal aus, auch dann, wenn sie schmerzt. Trotz der kritischen Auslassungen vertraut er darauf, daß man seine *Blätter* deshalb nicht gleich *für gefährlich halten werde*.⁷⁵

Der Beobachter ist auch kein Befürworter der militärischen Intervention der Verbündeten und erweist sich als erklärter Gegner des reaktionären Adels und Klerus und vor allem der Emigranten, deren konterrevolutionäre Machenschaften er anprangert. Entschieden wendet er sich überdies gegen die Lügen der Reaktionäre und die fatalen Märchen jener parteilichen Schriftsteller, die die Franzosen *als Menschenfresser*⁷⁶ denunzieren und Frankreich pauschal als eine Art von *Hölle*.⁷⁷ Seine »Bemerkungen« sollen der einseitigen Verteufelung entgegenwirken und die verbreiteten *ganz unrichtigen Begriffe* über Frankreich korrigieren.⁷⁸ Er wendet sich hierbei in gleicherweise gegen das Frankreichbild der Kotzebue und Thümmel auf der einen und desjenigen Campes auf der anderen Seite.

⁶⁸ Ibid. S. 4.

⁶⁹ Ibid. S. 294.

⁷⁰ Ibid. S. 59.

⁷¹ Ibid. S. 294.

⁷² Ibid. S. 6.

⁷³ Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek Bd. 44 (1799) S. 511.

⁷⁴ Bemerkungen S. 33.

⁷⁵ Ibid. S. 6.

⁷⁶ Ibid. S. 1.

⁷⁷ Ibid. S. 3.

⁷⁸ Ibid. S. 5.

Die flüchtige Skizzierung von Persönlichkeit und Werk der für unsere Arbeit wichtigsten Autoren bringt bereits einige Anhaltspunkte dafür, welche Themen in den Quellen vorzüglich angesprochen werden. Die Durchsicht aller Quellen ergibt nun eine geradezu verblüffende Übereinstimmung hinsichtlich dessen, was die einzelnen Augenzeugen unabhängig voneinander für besonders mitteilenswert und erörterungswürdig fanden, so daß ganz spezifische Inhalte dominieren, ganz bestimmte Themen leitmotivisch wiederkehren, ja man sogar häufig zu analogen Resultaten und Bewertungen kommt. Da interessiert zunächst einmal der Kriegsverlauf, der Gang der militärischen Entwicklung. Doch damit begnügt man sich nicht; weit mehr engagierte Beachtung als den einzelnen militärischen Aktionen gebührt dem inneren und äußeren Erscheinungsbild der Revolutionsarmee und dem Phänomen des Revolutionskrieges mit seinen mannigfachen Ausstrahlungen.⁷⁹

Hier stoßen wir sozusagen auf das Generalthema, das in den Quellen den größten Raum beansprucht und natürlich günstige Möglichkeiten schafft, sich in diesem Augenblick eines epochalen Umbruchs kritisch mit den herkömmlichen und den in die Zukunft weisenden Wertvorstellungen auseinanderzusetzen. Das Bild, das man sich vom Charakter, der Mentalität und vom Auftreten der Neufranken macht, sowie die damit verbundenen und zum Teil heftig geführten Kontroversen über das Verhalten und Betragen der Franzosen auf deutschem Boden beeinflussen überdies ganz entscheidend die populäre Gesamtvorstellung über das französische Nachbarvolk. Einen ähnlich wichtigen Stellenwert haben nur noch die Ausführungen über die Emigranten und die Jakobiner. Große Aufmerksamkeit beanspruchen darüber hinaus die Stimmung unter der französischen Bevölkerung, ihre politische Gesinnung, die Veränderung ihrer Lebensweise durch die Revolution, die Auswirkungen der Jakobinerherrschaft, die Diskussion über Krieg und Frieden und selbstverständlich die Reaktion im eigenen Lager auf die vom revolutionären Frankreich ausgehende Herausforderung. Was die Schilderung des revolutionären Alltags in Frankreich anbetrifft, so besitzen gerade die Berichte Laukhards und die Informationen in den »Bemerkungen« beachtlichen Quellenwert, durch sie wird das Frankreichbild wesentlich farbiger und plastischer.

Ohne Ausnahme gilt für unsere Augenzeugen, daß für sie die Begegnung mit der Revolution und den Neufranken *ein Gegenstand der angespanntesten Neugierde, ja Teilnahme* war, wie ein unbekannter Zeitgenosse zum Ausdruck bringt.⁸⁰ Unzählige unter ihnen erfuhren diesen Krieg, das wird in den Quellen atmosphärisch immer wieder eindrucksvoll präsent, als ein erregendes Schlüssel- und Bildungserlebnis, das

⁷⁹ Dazu: »Reminiszenzen aus dem Feldzuge am Rhein in den Jahren 1792 bis 1795 von einem Mitgliede der damaligen preußischen Rheinarmee«, Berlin 1802 (fortan Kurztitel »Reminiszenzen«) Das Buch des liberalen Verfassers enthält, wie er im Vorwort S. 5 sagt, *größtenteils Beobachtungen über den Einfluß, den der Revolutionskrieg auf Politik, Sitten, Gebräuche, Denkungsart und Religion in den Ländern hatte, die zum Kriegsschauplatz dienten*. Damit wird gleichsam ein Leitmotiv angegeben! Im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks wurden seit 1796 einige Kapitel aus den Reminiszenzen im voraus publiziert. Im Juniheft 1796 S. 542 des Journals wird der anonyme Autor als *freiheitsliebender, aufgeklärter und milder Beobachter* charakterisiert, dem es vor allem um *Bemerkungen in Beziehung auf den Geist des Zeitalters* gehe.

⁸⁰ Über die Pfalz, besonders über die Parteien in diesem Lande. Schreiben eines Reisenden, in: Friedenspräliminarien, 3. Bd. Berlin 1794 S. 97.

Lernprozesse in Gang setzte, *den Geist bildete*,⁸¹ den Einzelnen zudem *erfahrener und belehrter zurückkehren* ließ, wie Knesebeck sagte,⁸² das aber auch viele aufwühlte und in Unsicherheit und Zweifel stürzte. Das Erlebnis des Krieges schloß gleichfalls mit ein, daß man begann, sich selbst intensiver zu beobachten und einander besser kennenzulernen. Nicht von ungefähr betont ein Beobachter, ihm sei es *das Interessanteste, die verschiedenen europäischen Nationen auf einem Punkt zusammen zu sehen*.⁸³ So ergeben sich vielfache Ansätze zur Physiognomie und zur psychologischen Charakteristik der verschiedenen deutschen Volksgruppen und Stämme, etwa der Hessen, Pfälzer, Österreicher, Preußen, Rheinländer, Sachsen. Diese Charakterbilder entstehen sozusagen als Nebenprodukte in der zeitgenössischen Publizistik und sie können hier nicht näher erörtert werden. Unsere Augenzeugenberichte lassen nicht selten erkennen, wie tief mitunter die Gegensätze und Spannungen zwischen den Allianzpartnern damals waren, doch lassen sich auch fraglos manche Keime eines erwachenden Gemeinschafts- und Nationalgefühls entdecken.

3. Das Erlebnis der Kampagne in Frankreich

Das Jahr 1792 brachte die von vielen ungeduldig erwartete Berührung mit dem revolutionären Nachbarn. Wie groß das Bedürfnis war, sich persönlich ein Bild von den Vorgängen in Frankreich zu machen und diese Eindrücke zu reflektieren, beweist die Fülle der Aufzeichnungen, Briefe und Erlebnisberichte der Kriegsteilnehmer. Aus diesen Dokumenten läßt sich aber auch leicht herauslesen, wie schwer sich die Zeitgenossen taten bei ihrem Bemühen, *über Frankreichs Lage ein Urteil zu fällen*⁸⁴ bzw. sich über *die Bewohner dieser Gegenden ein festes Urteil zu bilden*.⁸⁵ Dies lag

⁸¹ (Samuel Christoph WAGENER) Über den Feldzug der Preußen gegen die Nordarmee der Neufranken, von einem Beobachter, welcher die jetzigen Feldzüge der verbündeten deutschen Heere mitmacht. Stendal 1795 S. 321 (fortan Kurztitel Nordarmee) Der preußische Feldprediger und Schriftsteller Wagener (1763–1845) stand der Berliner Spätaufklärung um Friedrich Nicolai nahe. Vgl. dazu Erich SCHNEIDER, Samuel Christoph Wagener. Ein preußischer Aufklärer im Zeitalter der Französischen Revolution, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, Hrsg. von W. Grab Bd. 6 (1977) S. 81–130.

⁸² Neue Gemeinnützige Blätter, Halberstadt Nr. 26/1792 S. 427.

⁸³ Friedenspräliminarien (Anm. 80) S. 216.

⁸⁴ Neue Gemeinnützige Blätter, Halberstadt Nr. 26/1792 S. 427. Dieses Journal publizierte zwischen 1792 und 1795 Augenzeugenberichte, Briefe und Gedichte von Soldaten und Offizieren des Halberstädter Regiments Herzog von Braunschweig, das in enger Verbindung mit der Halberstädter Literarischen Gesellschaft stand. Die Blätter wurden von dem aufgeklärten Rektor der Halberstädter Domschule Gottlob Nathanael Fischer herausgegeben. Vgl. dazu auch Erich SCHNEIDER, Karl Friedrich von dem Knesebeck und das Regiment Herzog von Braunschweig während der Rheinkampagne 1792–1795. Revolutionszeit und Revolutionskrieg am Rhein im Spiegel der Neuen Gemeinnützigen Blätter Halberstadt, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 4 (1978) S. 239ff. und Horst SCHOLKE, Die Französische Revolution und der preußische Untertan. Die Widerspiegelung der Revolutionsereignisse von 1789 bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI. in den Halberstädter Gemeinnützigen Blättern. Festschrift zur 250. Wiederkehr der Geburtstage von Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Magnus Gottfried Lichtwer. Hrsgg. vom Gleimhaus, Halberstadt 1969 S. 7–19.

⁸⁵ Johann Wilhelm LOMBARD, Brief aus Chenière vom 22. August 1792 in: Aus dem Nachlasse des preußischen geheimen Kabinettsrates Johann W. Lombard. Briefe aus dem preußischen Hauptquartier Friedrich Wilhelms II. während des Feldzuges gegen Frankreich (fortan Kurztitel ›Lombard‹), in: Deutsche Revue, 8. Jg. Heft 1, Breslau 1883 S. 296.

zum Teil daran, daß man – von der gegenrevolutionären Propaganda und den Emigranten schwer getäuscht – mit ganz falschen Erwartungen gekommen war und nun alles so ganz anders vorfand, als man glaubte. So bot das Innere Frankreichs keineswegs jenes Bild des politischen Chaos und der wirtschaftlichen Anarchie, auch blieb die so lautstark angekündigte Gegenrevolution beim Einmarsch der Alliierten aus. Mit Verwunderung registrierte man nun, daß kein Franzose *freiwillig entgegenkam*,⁸⁶ man auch alles andere als *mit offenen Armen empfangen* ward.⁸⁷ Derartige *bittere Erfahrungen*⁸⁸ verschärften erst recht die schon hinreichend verbreitete Animosität gegen die Emigrierten, führten überdies zu der Erkenntnis, man könne sich nur dann ein zutreffendes Urteil über Frankreich machen, *wenn man sich selbst dort aufhielte*. Knesebeck schreibt unmißverständlich: *Übrigens glaube ich, daß die meisten Auswärtigen von Frankreich einen falschen Begriff haben*. Dies bezog sich auf die Landeskultur genauso wie auf die Menschen oder die politischen Gegebenheiten. Er, Knesebeck, glaubte ursprünglich, beispielsweise in Lothringen *wüste Felder und arme Dörfer zu finden*, doch gewährte er gerade das Gegenteil davon.⁸⁹ So wird ihm dieser Landstrich gar zu *einem der wohlhabendsten Länder, die man sehen kann*. Nie bemerkte er *bebauteres Feld, nie wohlhabendere Dörfer von außen*.⁹⁰ So registriert er für seine Person: *Man lernt nicht eher einsehen, was Frankreich für ein wohlhabender und fruchtbarer Staat ist, als bis man sich in Frankreich selbst befindet*.⁹¹ Andere Berichte enthalten einen ähnlichen Eindruck von Lothringen, ja selbst der Champagne. Laukhård hat *den Ackerbau nie blühender gefunden als eben in Lothringen (. . .) und Champagne*⁹² und trifft entgegen der *Lügen der Emigranten auf Wohlstand aller Orten, ja sogar in der armen unfruchtbaren Champagne* waren die Gärten *gut angelegt und blühte der Ackerbau*.⁹³ Von anderen unbekanntem Soldaten des Regiments Herzog von Braunschweig hören wir: *Gegen das Land ist nichts zu sagen oder: Es gab zum Teil herrliche Gegenden in Frankreich, Gegenden, die das Auge nicht übersehen konnte und voll dem schönsten Getreide*. Was die Dörfer angeht, so sieht man sie *alle sehr wacker und größtenteils massiv gebaut, ihre Einwohner scheinen wohlhabend und sehr bescheiden zu sein*.⁹⁴ Ein durchweg gutes Prädikat erhält auch das äußere Bild der Städte, die man auf dem Marsche passiert. Die Aufzählung wohlwollender Bemerkungen ließe sich lange fortsetzen, das Urteil ist auch unabhängig vom sozialen oder politischen Standort des Betrachters, wie etwa ein Blick in die Reminszenzen des Kronprinzen und späteren preußischen Königs Friedrich Wilhelm

⁸⁶ Ibid. S. 317.

⁸⁷ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 26/1792 S. 426.

⁸⁸ LOMBARD S. 317.

⁸⁹ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1792 S. 407.

⁹⁰ Ibid. S. 407.

⁹¹ Ibid. Nr. 26/1792 S. 426.

⁹² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 118.

⁹³ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 123.

⁹⁴ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 40/1793 S. 217 und Nr. 25/1792 S. 402 f. Vgl. dazu auch den anonymen Brief eines preußischen Augenzeugen im »Museum für das weibliche Geschlecht«, Halle, Oktoberheft 1792 S. 296 ff. Der Verfasser bemerkt *alle Zeichen des Wohlstandes* und urteilt sehr günstig über das Land und die Bewohner. So u. a.: *Die Menschen, die wir bis jetzt gesehen haben, haben sich den allgemeinen Beifall zu erwerben gewußt. Das gestehen selbst die, welche von Roßbach her noch die allertiefste Verachtung gegen diese Nation haben*.

III. oder in Goethes »Kampagne in Frankreich« – beweist.⁹⁵ Goethe äußert sich in Bezug auf die *verrufene Champagne*, daß *es aber so übel noch nicht aussah*, wie man zuerst vermutete. Er spricht zwar von einem *von der Natur nicht gesegneten Land*, von *einem seltsamen Land*, dessen *undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte*, fügt aber, indem er das Land gegen jede Geringschätzung in Schutz nimmt, sogleich hinzu, er habe weder Hunger noch Ungeziefer, noch *Bettelherbergen* dort gefunden und die Häuser seien *von Mauerwerk gebaut und mit Ziegeln bedeckt*. Auch findet er dort *arbeitssame, ordnungsliebende, genügsame Einwohner* sowie *überall hinreichende Tätigkeit*, zufriedene Kinder und das köstliche *weiße Brot*, das er so sehr schätzte.⁹⁶ Reizvoll ist im ganzen zu sehen, wie unterschiedlich die Landschaft in der Champagne den einzelnen Betrachtern erschien, wie sehr sie offensichtlich die Beobachter beschäftigte; zwei weitere Proben mögen das belegen. Der Kronprinz notiert: *Jetzt waren wir in den weiten, kreideartigen Plainen der Champagne, wo nur wenige Dörfer, kein Holz und wo das Auge bloß in den Sinuositäten des Terrains einige Abwechslung findet;*⁹⁷ der Feldprediger Wehrhan hingegen registriert: *Vor uns lag nun das kahle Land der Champagne mit seinen öden Heiden und weißen Kreidehügeln und hinter uns der Argonnerwald, dieser französische Spessart, wie ein breites, dunkles, hinter uns niedergelassenes Fallgitter.*⁹⁸ Beschränkt sich der Kronprinz mehr auf eine flüchtige Momentaufnahme, so schwingt bei Wehrhan ein Element des leicht Unheimlichen und Bedrohlichen mit: die Armee sitzt gleichsam in der Falle!

Mit Recht weist Goethe übrigens darauf hin, daß man bei *schlimmem Wetter* und *zur ungünstigsten Jahreszeit* in jene Gegend gekommen sei,⁹⁹ ein Umstand, der für die Eindrücke zweifellos erheblich ist. Rechnet man hinzu, wie sehr sich unsere Beobachter einer abweisenden, ja feindseligen Bevölkerung ausgesetzt sahen und wie sehr sie unter den üblen Begleiterscheinungen dieses Feldzuges, der im militärischen Mißerfolg, in Hunger, Krankheit und dem namenlosen Elend des Rückzuges endete, standen, so überrascht es doch sehr, kaum abfällige Äußerungen zu vernehmen. Freilich gelten die freundlichen Impressionen nur bis zu dem Augenblick, bis der *Zerstörungsgeist des Krieges*¹⁰⁰ dieses Land martert. Einmal von der Kriegsfurie heimgesucht, erscheinen die *Gefilde Frankreichs grauenvoll*,¹⁰¹ die Städte *düster*, die Landschaft *arm und verödet*, die Dörfer *verlassen*.¹⁰² Jetzt gleichen sie allenfalls

⁹⁵ FRIEDRICH WILHELM III. Reminiszenzen aus der Kampagne in Frankreich, in: Beitrag zur Geschichte der Feldzüge in Frankreich und am Rhein in den Jahren 1792 und 1793, Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1846 Nov. u. Dez. S. 149f. und Johann Wolfgang GOETHE, Kampagne in Frankreich 1792, in: dtv-Gesamtausgabe Bd. 27/1962.

⁹⁶ GOETHE, a.a.O. S. 38 und S. 53.

⁹⁷ Friedrich Wilhelm III. Reminiszenzen, a.a.O. S. 157.

⁹⁸ (Chr. Friedr. WEHRHAN), Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzug der Preußen nach Champagne im Jahr 1792, Liegnitz und Leipzig 1802, Teilabdruck auch bei: Erich SCHILD, Der preußische Feldprediger, Bd. I, Eisleben 1888 S. 185.

⁹⁹ GOETHE, Kampagne in Frankreich (Anm. 95) S. 38 und S. 53.

¹⁰⁰ WEHRHAN, vgl. E. SCHILD (Anm. 98) S. 185.

¹⁰¹ Ibid. S. 208.

¹⁰² Ibid. S. 199.

Spelunken oder *Räuberhöhlen*,¹⁰³ in denen sich die animalischen Bedürfnisse der Selbsterhaltung und die Habgier der Soldadeska austoben.

Überwiegend günstig ist auch das allgemeine Urteil über die Menschen, denen man auf dem Feldzuge in Frankreich begegnet, auch wenn mitunter Unmutsäußerungen laut werden *über das Jakobinerpack* oder über die *Hartherzigkeit* und *Böswilligkeit* der Landleute.¹⁰⁴ Unsere Augenzeugen, die sich so ausdrücklich *für die Landeseinwohner interessieren*,¹⁰⁵ geben auch zu erkennen, in welchem Ausmaß die psychologisch ungeschickte Behandlung der Bauern Angst und Mißtrauen auf seiten der Bevölkerung steigerten. Wehrhan gibt dafür ein drastisches Beispiel, wie ungeduldige, grobe preußische Soldaten gewisse Ungeschicklichkeiten in der Reaktion der französischen Bauern, die nur in den sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten ihre Ursachen haben, kurzerhand als verschlagene *Jakobinerbosheit* auslegen.¹⁰⁶ Der Feldprediger, der selbst über manche Verstocktheit der Bauern klagt, gesteht aber andererseits, daß er in Frankreich durch *höfliches Bitten* (. . .) *immer viel ausrichtete*,¹⁰⁷ und erwähnt Fälle von französischer *Güte und Mitleid mit den kranken Deutschen* selbst während des preußischen Rückzuges.¹⁰⁸ Mehr als die ungeschlachte, oft gewalttätige Behandlung der Bevölkerung erzeugten das zuchtlose Betragen und die schweren Exzesse der Preußen und Österreicher Feindschaft und wachsende Bereitschaft zum Widerstand. *Ich habe von den Leuten der verbundenen Mächte Taten verüben sehen, wovon die Menschheit schaudert*, bekennt der Autor der »Bemerkungen« ohne Beschönigung und Umschweife, und er fügt hinzu: *Im feindlichen Lande konnten wir uns gar nicht halten, weil wir es gleich in den ersten Tagen in eine Wüstenei verwandelten und uns den tödlichsten Haß der Einwohner zuzogen*.¹⁰⁹ Diese Aussage bleibt kein Einzelfall, im Gegenteil, die Beschreibung der Mißhandlung der Bevölkerung nimmt in den Dokumenten einen breiten Raum ein. Der gleiche Verfasser tadelt auch gewisse militärische Proklamationen der Österreicher bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1794 als *Muster barbarischer Schreibart*, die den Soldaten nur zu *noch größerer Wut und Raserei* gereizt hätten.¹¹⁰

Die Ausschreitungen der Preußen werden auch bei Wehrhan ganz offen beim Namen genannt, ja genau beschrieben; selbst der Kronprinz und der preußische Kabinettsrat Johann Wilhelm Lombard unterschlagen derartige Dinge nicht. Nach Lombard hat dieses Vorgehen *vieles verdorben* und *den preußischen Namen mit Schande bedeckt*.¹¹¹ Ähnliches mag auch Goethe empfunden haben, der gleichsam exemplarisch eine erschütternde Episode erzählt. Gemeint ist jene bekannte Stelle in seiner »Kampagne in Frankreich«, in der er das unaussprechliche Leid französischer Schäfer beschreibt, vor deren Augen die ihnen anvertrauten Tiere durch *ungeduldige fleischlustige Soldaten ermordert* wurden. Goethe kommentiert sichtlich bewegt

¹⁰³ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 171 und Leben und Schicksale, 3. Teil S. 110.

¹⁰⁴ WEHRHAN, vgl. E. SCHILD (Anm. 98) S. 197f.

¹⁰⁵ LOMBARD S. 296.

¹⁰⁶ WEHRHAN, vgl. E. SCHILD (Anm. 98) S. 199.

¹⁰⁷ Ibid. S. 208.

¹⁰⁸ Ibid. S. 201.

¹⁰⁹ Bemerkungen S. 30 und S. 34f.

¹¹⁰ Ibid. S. 28.

¹¹¹ LOMBARD S. 297 und S. 294.

diesen Vorgang mit den Worten: *So gesteh ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen.*¹¹² Unsere Beobachter weisen darauf hin, wie sehr derartige Quälereien die Bauern *im Innersten aufgebracht*¹¹³ und zur *doppelten Erbitterung*¹¹⁴ gereizt haben. Ihre Berichte illustrieren darüber hinaus nur allzu deutlich, daß der räuberische preußische Soldat, von dem Johann Peter Hebel in seiner berühmten Anekdote »Der Husar in Neisse« erzählt, zahllose Komplizen hatte. Sie alle dachten wohl auch nicht daran, daß sich eines Tages *das Blättlein wenden könnte.*¹¹⁵ Zwar erwähnt Laukhard *gut denkende Offiziere*, die immer wieder versucht hätten, *den armen Landleuten Schonung zu verschaffen*,¹¹⁶ doch hätten sie sich nicht überall durchsetzen können, auch seien das Einzelfälle geblieben. Laukhard ist es auch, der auf die schwerwiegenden Folgen dieser Behandlungsmethode für den weiteren Kriegsverlauf hinweist. So hätte man die *Neufranken* nachgerade provoziert, späterhin auf deutschem Boden *gleiches mit gleichem zu vergelten.*¹¹⁷ Die Franzosen hätten sich nur gerächt für die an ihnen verübten Greuel¹¹⁸ und die Verantwortung läge hier klar bei den Alliierten: *Der Same zu dem unbeschreiblichen Unglück, welches in der Folge auf unser liebes Vaterland fallen mußte, war schon ausgestreut.*¹¹⁹ In die gleiche Richtung zielt eine Bemerkung Johann Christoph Sachses, des deutschen »Gil Blas«, in der von den *Greuelszenen und Verwüstungen* in Frankreich die Rede ist: *Allenthalben stießen wir auf angesteckte oder verwüstete Ortschaften, wovon die in Deutschland von den Franzosen verwüsteten jedoch nur eine schwache Nachbildung abgeben.*¹²⁰ Wehrhan hingegen sieht die Dinge etwas anders, meint gar, der deutsche Soldat hätte sich im Vergleich zum französischen im ganzen noch ansprechend verhalten, sei er doch gegen die verwüstenden, *hie und da selbst unmenschlich wütenden Horden der Neufranken, die hernach Deutschlands schönere Hälfte unsäglich elend machten, wie ein guter Engel einhergewandelt.*¹²¹ Es verwundert nicht, wenn namentlich die aus dem Bauernstand kommenden Augenzeugen sich über die inhumane Behandlung der Landbevölkerung Gedanken machten. Mochte auch die Masse der gemeinen Soldaten dem Recht des Stärkeren folgen und ihr Gewissen dadurch beruhigen, indem sie sich sagte, man tobe sich ja nur gegen ganz erzböse und rebellische Jakobiner aus – einige nachdenkliche Beobachter äußern durchaus Skrupel, ja Mitleid mit den *armen Bauern*, die oft *auf den Knien lagen* und vergeblich um *Gnade und Barmherzigkeit* flehten.¹²² Die Gottesfürchtigen unter den Preußen sahen in den Drangsalierungen eine *Sünde*, einer meinte sogar, *Gott selbst habe unseren Zutritt gegen die armen gedrückten Franzosen nicht gewollt*, was sich daran offenba-

¹¹² GOETHE, Kampagne in Frankreich (Anm. 95) S. 18.

¹¹³ Ibid. S. 12.

¹¹⁴ LOMBARD S. 316.

¹¹⁵ Johann Peter HEBEL, Kalendergeschichten, (Insel Taschenbuch 17) Frankfurt 1973 S. 34.

¹¹⁶ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 122.

¹¹⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen 2. Pack S. 82 und S. 167.

¹¹⁸ Ibid. 3. Pack S. 204.

¹¹⁹ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 220.

¹²⁰ Johann Christoph SACHSE, Der deutsche Gil Blas, Berlin 1977 S. 208 Zum Vergeltungsrecht vgl. auch (Christoph GIRTANNER), Die Franzosen am Rheinstrome, 4. Heft 1795 S. 216f.

¹²¹ WEHRHAN, Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben a.a.O. S. 218.

¹²² Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 41/1793 S. 233f.

re, daß er den preußischen Waffen den Sieg verweigerte.¹²³ Andere, sensiblere, litten darunter, wenn beim rigorosen Fouragieren und Requirieren *den armen Bauern soviel Schweiß aufgeladen* wurde,¹²⁴ und sie beschreiben diese empörenden Szenen mit äußerster Realistik. Es bleibt bemerkenswert, daß derartige Briefe in den Journalen überhaupt publiziert wurden.¹²⁵ Solche Dokumente wie auch eine ganze Reihe von Anekdoten beweisen, daß damals ein von blindem Haß erfülltes Feindbild zwischen Deutschen und Franzosen einfach nicht existierte!¹²⁶ Wie oben angedeutet, betrachteten einsichtige Offiziere die *blindwütende Raubsucht*,¹²⁷ diesen Vandalismus, dem *die Bibliotheken der Landpfarrer*¹²⁸ ebenso zum Opfer fielen wie gediegenes *Steingut und schöne fayencene Schüsseln und Teller, die man weder mitschleppen noch brauchen konnte*,¹²⁹ mit gemischten Gefühlen. Zur Aufrechterhaltung der Disziplin erließ man bisweilen *scharfe Befehle*,¹³⁰ die jedoch vornehmlich auf dem Rückzug, als es für Tausende ums bloße Überleben ging, nicht beachtet wurden. Laukhard meint dazu etwas resignierend: *Der hungrige Bauch hat keine Ohren*, ohne damit jedoch die vielen Exzesse zu billigen.¹³¹

Goethes bereits zitiertes Lob der Ordnungsliebe und des Fleißes der französischen Bevölkerung steht nicht vereinzelt da. Der Dichter selbst spricht wiederholt auch von *guten Menschen*, denen er begegnete, von *ansehnlichen und wackeren Leuten* und beobachtet mit Wohlgefallen artige Familienszenen voll Herzlichkeit und *Anmut* wie auch die angenehme Atmosphäre warmer und behaglicher *Häuslichkeit* bei französischen Bauern, wo er mitten im Krieg *den französisch-ländlichen, den idyllisch-homerischen Zustand (. . .) genauer bemerken* konnte.¹³² Ähnliche Eindrücke gewinnen Lombard und der Kronprinz beim Zusammentreffen mit Bauern und Bürgern. Der Kronprinz, der *in Gesprächen und Verhandlungen mit Franzosen mancherlei Stoff fand zu Bemerkungen über das originell Charakteristische der Nation*,¹³³ notiert in seinem Tagebuch, das die Besonderheiten des ihm *individuell Begegneten*¹³⁴ festhält, das auffallende politische Interesse zweier ganz *gemeiner Weibspersonen*, die ein paar gescheite Fragen an ihn richten. Sein Kommentar dazu lautet: *Mir deucht, die Originalität dieser Fragen charakterisiert den Geist dieser sonderbaren Nation, die sich so ganz von den übrigen auszeichnet*. In *witzigen Einfällen* glaubt er an anderer Stelle,

¹²³ Ibid. Nr. 38/1793 S. 189.

¹²⁴ Ibid. Nr. 40/1793 S. 220.

¹²⁵ Die Ausschreitungen der Koalitionstruppen werden auch in anonymen Soldatenliedern ungeschminkt beim Namen genannt. Dazu das gute Beispiel: »Bußgesang in der mißlichen Lage bei Chalons sur Marne gesungen«, in: Hans Werner ENGELS, Gedichte und Lieder deutscher Jakobiner, in: Deutsche revolutionäre Demokraten, Hrsg. von W. GRAB, Stuttgart 1971 S. 20f.

¹²⁶ Vgl. Anekdoten und Charakterzüge in den Feldzügen gegen die Neufranken gesammelt, Halle 1794 und 1795 In Bd. 1 Heft 2 S. 153ff. die rührende Bitte einer Schwester an ihren Bruder, der ins Feld zieht, gegen den Feind doch *um Gottes willen menschlich zu sein*.

¹²⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 74.

¹²⁸ WEHRHAN, vgl. Erich SCHILD (Anm. 98) S. 185.

¹²⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 112.

¹³⁰ Ibid. S. 115.

¹³¹ Ibid. S. 116.

¹³² GOETHE, Kampagne in Frankreich (Anm. 95) S. 67f.

¹³³ FRIEDRICH WILHELM III., Reminiszenzen (Anm. 95) S. 153.

¹³⁴ Ibid. S. 155.

*etwas echt Französisches*¹³⁵ zu erkennen, auch hält er es für wichtig genug, ein Gespräch ihm gänzlich unbekannter *französischer Vorspannbauern* zu erwähnen, die ihm durch ihre klugen Argumente und die *Lebhaftigkeit des Geistes* imponieren.¹³⁶

Lombard charakterisiert die Lothringer einmal als *gute Leute, naiv, aber höflich, ebenso weit über unseren Bauern* (stehend), *wie diese unter unseren Städtern*.¹³⁷ Knesebeck spricht sich anerkennend aus über den *vornehmsten Anstand* unter der Landbevölkerung; gesittetes Benehmen ist ihm *hier beinahe bei jedem Bauer der Fall*.¹³⁸ Laukhard wiederum nennt die Leute *gutmütig, gut und offen*,¹³⁹ allerdings *im ganzen gröber als die anderen Franzosen*,¹⁴⁰ die sich über die Lothringer so manche Sprichwörter erzählen würden. In gewisser Parallele zu Lombard liest man: *Die Lothringer sind bei weitem nicht so fein wie die übrigen Franzosen, jedoch sind die Dorfleute in Lothringen weit feiner als die Stadtleute im Trierischen, Mainzischen, in der Pfalz und in anderen deutschen Provinzen*.¹⁴¹ Geradezu begeistert schließlich berichtet der preußische Feldprediger Samuel Christoph Wagener von den Bauern in Französisch-Flandern. Zwar tadelt er behutsam *das überaus lebhafteste Temperament der Franzosen, bei welchem ihnen die Bezähmung der Leidenschaften nur selten gelingt*, doch rühmt er ihre *Geisteskultur, die einen in der Tat bewunderswürdigen Grad erreicht hat*. Nach Wagener stehen *die deutschen Landleute in Vergleichung mit den Franzosen vielleicht in eben dem Maße zurück, in welchem der polnische und russische Bauer dem unsrigen nachsteht*.¹⁴² Im Auftreten und Benehmen eines jungen Bauern entdeckt er *alle die Artigkeit und Gewandtheit der Sitten, welche der Deutsche nur von demjenigen Stande zu erwarten pflegt, dem schon ein wenig Welt und feine Sitten eigen sind*.¹⁴³ Der Zufall will es, daß dieser junge Mann ausgerechnet der Sohn eines engagierten Republikaners, eines leibhaftigen Sansculotten ist. Der Feldprediger betrachtet diesen ersten Sansculotten, dem er begegnet, mit äußerster Aufmerksamkeit, und beschreibt ihn genau seinen Lesern.¹⁴⁴

Laukhard und Wagener machen uns in ihren Aufzeichnungen natürlich auch mit solchen Franzosen bekannt, die sich mit der Revolution identifizieren, ihre Einstellung auch begründen. So stellt uns Laukhard einen Windmüller aus Lothringen, einen Bauern aus der Champagne und einen Verduner Klempner vor, einen gewissen Monsieur Pierrot, der *wie ein heller Franzose seine Freiheit mit Gründen verteidigt*.¹⁴⁵ Wagener entwirft ein lebendiges Portrait des Bauern Jaques Clanquain und seiner Familie aus dem Dorfe Mouchain in Flandern. In all diesen Fällen gewinnt der Leser einen sehr günstigen Eindruck von diesen Vertretern des Nachbarvolkes. Diesen sympathisch wirkenden Revolutionsfreunden werden Intelligenz, Freimut und An-

¹³⁵ Ibid. S. 150.

¹³⁶ Ibid. S. 151.

¹³⁷ LOMBARD S. 296.

¹³⁸ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1792 S. 416 und H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 208.

¹³⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 119.

¹⁴⁰ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 124.

¹⁴¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 119f.

¹⁴² Nordarmee (Anm. 81) S. 318.

¹⁴³ Ibid. S. 322.

¹⁴⁴ Ibid. S. 322f.

¹⁴⁵ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 155.

stand attestiert. Clanquain entpuppt sich als witziger, schlagfertiger, recht kultivierter Landwirt und Hausvater. Als Soldat war er früher viel herumgekommen, er lebt mit den Seinen in unverkennbarem Wohlstand, der Feldprediger entdeckt in seiner Wohnung sogar Landkarten an der Wand und ein Barometer, was er besonders hervorhebt. Clanquain diskutiert mit dem Preußen und verwahrt sich gegen jede vorschnelle und pauschale Verurteilung der revolutionären Begleitumstände. *Alles Böse*, das man jetzt im Gefolge der Revolution auf die Menschen zukommen sähe, dürfe man nicht einseitig der Revolution anlasten, denn vieles sei *doch bloß die unausbleibliche Folge der Torheit* der vormaligen französischen Könige gewesen. Das korrupte Ancien Régime habe mit seinen schlimmen Mißständen die Franzosen *nun einmal zu gewaltsamen Schritten genotzüchtigt*. Es sei unkritisch und unredlich, wenn man da die Ursachen und Folgen durcheinanderbringe. Bei allen Vorbehalten gegenüber so mancher *Sottise* von Konventsmitgliedern bejaht der Sansculotte diese Revolution in seinem Land, sieht er ihren tieferen Sinn doch darin, daß *25 Millionen unglücklicher Menschen durch sie wieder glücklich werden sollen*.¹⁴⁶

Laukhards Gesprächspartner Pierrot beruft sich bei seiner eloquenten Verurteilung der Despotie und aller Privilegien u. a. auf die Schriften des Sieyès und anderer zeitgenössischer Publizisten und preist Gewaltenteilung und Menschenrechte. Die preußische Intervention bedeutet ihm *ein unseliger Versuch*, das *nunmehr freie Volk* der Franzosen wieder zu *Sklaven zu machen*, und er prophezeit die militärische Niederlage der Verbündeten.¹⁴⁷ Laukhard versichert dem Leser, dieser republikanische Bauer sei beileibe kein willkürlich von ihm vorgeführter Einzelfall und schreibt: *Pierrots von dieser Art habe ich mehr als Tausende gefunden*.¹⁴⁸

An Wageners Dialog mit Clanquain wie auch an dessen Gespräch mit einem anonymen pfälzischen Bauern, der ebenfalls die Revolution mit Wärme und Hoffnung für seinen Stand begrüßt,¹⁴⁹ erinnert bis in die Wortwahl und das Argumentationsmuster auch die lange Aussprache, die Laukhard mit dem Landwirt aus der Champagne führte. Laukhard lag einige Zeit im Quartier bei diesem *offenen, kreuzbraven Mann*, der *sehr vernünftig räsionierte*, und konnte dessen Meinung genau erforschen. Der Bauer beweist ihm sehr detailliert, inwiefern *seit der neuen Konstitution alles weit besser ginge als vorher*,¹⁵⁰ zählt dabei jene Bedrückungen auf, unter denen die Bauern vor 1789 zu leiden hatten. Er verweist auf den wachsenden Wohlstand seit der Revolution und erwartet eine rasche Verbesserung der Lage seiner Klasse. Auch dieser Franzose – Laukhard beschreibt ihn als einen *scharfsinnigen*,

¹⁴⁶ Nordarmee (Anm. 81) S. 320.

¹⁴⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 155.

¹⁴⁸ Ebenda. Auch der aufgeklärte und liberale Verfasser der Freimütigen Briefe eines Engländers (Anm. 4) trifft auf einen *gemeinen Mann*, einen *Sattler*, der ihm regelrecht Unterricht erteilt über die Vorzüge der neuen Verfassung und die *reinen Begriffe von Freiheit und Gleichheit*. Der Franzose *genierte sich gar nicht*, dem Deutschen zu raten, doch *in eine französische ABC-Schule zu gehen*, um sich richtig belehren zu lassen. a.a.O. S. 42f.

¹⁴⁹ (Samuel Christoph WAGENER), Über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. Besonders in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Altertümer. Von einem Beobachter, welcher die Feldzüge der verbündeten deutschen Heere gegen die Neufranken mitmacht. 2 Bde Brandenburg 1795, hier Bd. 2 S. 17f. (fortan Kurztitel 'Über die Pfalz am Rhein').

¹⁵⁰ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 23.

*philosophisch-politischen Kopf*¹⁵¹ – hatte durch den Siebenjährigen Krieg einiges im Ausland gesehen und fühlte sich bei Vergleichen kompetent. Nirgendwo habe er es so gut gefunden, *als es jetzt bei uns zu werden anfängt*. Auch dieser Lothringer, mit dem Laukhard eine *frugale Mahlzeit* einnimmt – sie besteht aus *Wassersuppe mit einem eingerührten Ei, kleingeschnittenem Speck nebst Brotkrumen und gelben Rüben, hierauf Brot und Butter* –, versteht es nicht, wieso die preußischen Truppen ins Land gekommen sind und sich dazu hergegeben haben, die Franzosen wieder unter die *alte ausgemergelte Sklaverei zurückzuzwingen*.¹⁵² Er schätzt Friedrich den Großen, kritisiert jedoch scharf das Manifest des Herzogs von Braunschweig, durch dessen *herrischen Ton* seine Landsleute nur noch *weit mehr erbittert* würden.¹⁵³ Er betont, die jetzigen Franzosen seien nicht mehr die von Roßbach, sie würden sich entschlossen solidarisieren, um *mit Gut und Blut die einmal errungene Freiheit zu behaupten*.¹⁵⁴ Bei seiner Tochter, *einem hübschen, entschlossenen Mädchen, das an artiger Lebensart mancher vornehmen Berlinerinnen wenig nachgab*,¹⁵⁵ spürt Laukhard die gleiche Gesinnung und bewundert er dieselbe Gewandtheit im Ausdruck. Resumierend schreibt er: *Sind aber ein abgelebter französischer Bauer und ein französisches Dorfmadchen so, alsdann denke man, wie die französischen Städter und Städterinnen sein mögen! Und konnte man es für eine Kleinigkeit halten, so einer Nation zu trotzen und mit ihr wie mit Kindern anzubinden?*¹⁵⁶

Laukhard hatte oft Gelegenheit, mit Landleuten zu sprechen und sie über den jetzigen Zustand auszufragen. Von allen, und zwar ohne Ausnahme,¹⁵⁷ habe er stets von einer Verbesserung der Lebensbedingungen seit der Revolution erfahren. Er selbst registriert übrigens in allen Dörfern diese *sichtbaren Zeichen*¹⁵⁸ neuen Elans und Aufschwungs. Dafür macht er u. a. den Verkauf der früheren *Pfaffengüter*¹⁵⁹ verantwortlich. Der bereits erwähnte Windmüller überzeugt ihn von den Segnungen der neuen Gesellschaftsordnung, durch die die Bauern zu Eigentümern an Grund und Boden wurden.¹⁶⁰ Mag Laukhard bisweilen die Dinge etwas zu rosig schildern, übertreiben und in seinen Dialogszenen die Bauern auch manchmal etwas zu sehr zum Sprachrohr eigener Ansichten machen, über die weit verbreitete Revolutionsgesinnung sind sich auch die anderen Augenzeugen bald im klaren. Eventuell vorhandene Illusionen verlieren sich rasch, und man erkennt die feste Anhänglichkeit an die Sache

¹⁵¹ Ibid. S. 33.

¹⁵² Ibid. S. 31.

¹⁵³ Ibid. S. 49.

¹⁵⁴ Ibid. S. 50.

¹⁵⁵ Ibid. S. 51.

¹⁵⁶ Ibid. S. 52.

¹⁵⁷ Ibid. 1. Pack S. 119 Auch in der Frankreich-Reiseliteratur vor Ausbruch des Krieges finden sich häufig Gespräche mit einfachen Franzosen, die den Autoren über die früheren Bedrückungen klagen und dabei die durch die Revolution geschaffenen Verhältnisse preisen. Als Beispiel dazu: Reisen durch den größten und wichtigsten Teil Frankreichs im dritten und vierten Jahr der Revolution in Briefen an einen Freund in Deutschland geschrieben. Helmstedt 1796 S. 54 ff. und S. 239 ff. (Verf. anonym).

¹⁵⁸ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 131.

¹⁵⁹ Ibid. S. 130.

¹⁶⁰ Zu dem gleichen Urteil kommt der politisch sehr gemäßigte Hamburger Domherr Friedrich Johann Lorenz MEYER anlässlich einer Reise durch die Grenzdepartements. Vgl. seine Fragmente aus Paris im IVten Jahr der Französischen Republik, Hamburg 1798 S. 288 f.

der Revolution. Einige Autoren neigen nun allerdings dazu, diese revolutionäre Einstellung zu diffamieren. Da wird dann von den Revolutionsfreunden als von *verdorbenen Menschen*,¹⁶¹ vom *Pöbel*, der *Hefe des Volkes*, von *Exzessen der Anarchisten* gesprochen,¹⁶² und nur diejenigen werden mit dem Prädikat *anständig* versehen, die beim Einzuge der Preußen angeblich ihre *unzweideutige Freude* äußerten.¹⁶³ Doch täuscht man sich da oft, denn das Tragen royalistischer Abzeichen bei der Ankunft der Alliierten bot wahrlich keinen verlässlichen Beweis für eine antirevolutionäre Parteinahme, sondern war häufig Tarnung, Angst oder Opportunismus. Derartige Symbole wurden bald wieder *mit Füßen getreten*.¹⁶⁴ Kaum sind die Preußen dabei, sich wieder zurückzuziehen, so tragen die meisten Einwohner auch schon wieder *die dreifarbige Kokarde*¹⁶⁵ und dies ziemlich dreist, wie ein anderer Augenzeuge etwas indigniert vermerkt.¹⁶⁶ So bringen unsere Quellen immer wieder Beispiele für ein typisches Grundmuster vom Verhalten jener Menschen, die den harten Vollzug der Geschichte am eigenen Leib verspüren! Ob das von manchen Franzosen vorgebrachte Lob für die Preußen, von dem in den Quellen mehrfach die Rede ist, ernsthaft gemeint war, muß ebenfalls offen bleiben. Sicher dürfte jedoch sein, daß die Antipathie der Franzosen gegen die Österreicher damals unvergleichlich stärker gewesen ist, ein Faktum, das sich auch aus den Materialien herauslesen läßt.¹⁶⁷ Daß die Bewohner Frankreichs gar mit offener Freude auf die Ankunft der alliierten Truppen reagiert haben sollen, dafür läßt sich in den vorliegenden Quellen keinen Beweis erbringen. Zu den ganz seltenen Hinweisen dafür gehören ein paar Zitate in den »Neuen Gemeinnützigen Blättern«.¹⁶⁸ Der Kronprinz selbst zeigte sich einmal geradezu überrascht, als ihm beim Einzug in Verdun *ein hübsches, freundliches, wohlangezogenes Mädchen mit vieler Gutmütigkeit* die Hand reicht. Er meint dazu, *einer solchen freundlichen Bewillkommnung hätten sich nicht viele zu rühmen gehabt*.¹⁶⁹ Im großen und ganzen hätten die Einwohner hier *bonne mine à mauvais jeu* gezeigt. Ihre Zurückhaltung erklärt sich wohl auch aus der Tatsache, daß sie bei einer allzu deutlich demonstrierten Sympathie für den Gegner leichtfertig ihr Leben riskiert hätten. Es gibt Beispiele dafür, wie solche »Kollaborateure« später zur Rechenschaft gezogen wurden.

Im ganzen herrscht bei den Augenzeugen der Grundtenor, daß den Einwohnern

¹⁶¹ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 26/1792 S. 426.

¹⁶² LOMBARD S. 303 f.

¹⁶³ Ibid. S. 303.

¹⁶⁴ Ibid.

¹⁶⁵ FRIEDRICH WILHELM III. Reminiszenzen S. 166.

¹⁶⁶ Karl von BEULWITZ, Mein Aufenthalt in Verdun im Herbst 1792. Ein kleiner Beitrag zur Darstellung des damaligen Französischen Nationalcharakters, in: Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten 3. Bd. Frankfurt 1795 S. 228 f. Mit diesem Bericht des Hauptmanns von Beulwitz setzt sich LAUKHARD sehr kritisch auseinander. Vgl. Leben und Schicksale, 1. Teil S. 225 ff.

¹⁶⁷ Dazu u. a. FRIEDRICH WILHELM III. Reminiszenzen S. 170 Der Kronprinz beobachtet nach dem preußischen Rückzug die in Longwy einrückenden französischen Truppen und unterhält sich mit republikanischen Offizieren, die *keine Gelegenheit verabsäumten, um ihre Achtung für Preußen, aber zugleich ihren bestimmten Haß gegen Österreich zu äußern. Sie redeten viel von einer Allianz zwischen Preußen und Frankreich gegen Österreich* . . .

¹⁶⁸ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 23/1792 S. 375 und Nr. 25/1793 S. 403.

¹⁶⁹ FRIEDRICH WILHELM III. Reminiszenzen S. 153.

nicht zu trauen war,¹⁷⁰ daß sie *alle mit zauberischen Banden* an die Revolution geknüpft waren.¹⁷¹ Knesebeck spricht sogar ganz offen vom *Haß*, der den Preußen entgegenschlug und davon, daß die Franzosen einfach *keine fremden Armeen auf ihren Grenzen dulden wollten*.¹⁷² In einem Brief an Gleim klagt er über das Ungemach der den Preußen widerfahrenen Isolierung auf französischem Boden: *Und wahrlich, uns geht es hier wie den Kreuzfahrern in Palästina, ganz abgeschnitten von unserer Mutterzone, umgeben von Leuten, die uns nicht verstehen, wenn wir unsere Muttersprache mit ihnen reden und ebenso unbekannt mit dem wahren Zweck unseres Krieges*.¹⁷³ Schließlich können selbst diejenigen Berichterstatter, die Unterschiede zu machen pflegen zwischen den angeblich guten und den bösen Franzosen, nämlich den Königstreuen und allen Jakobinern und Patrioten, die für die Revolution günstige Stimmung nicht leugnen. So muß man zugeben, daß *die Freunde der Konstitution (. . .) unzweifelhaft die große Zahl bilden und lediglich die privilegierten und die, welche von ihnen lebten, die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen möchten*. Zu diesem Urteil kommt Lombard,¹⁷⁴ und Knesebeck schreibt wie zur Bestätigung des Gesagten: *Alles, was nicht Adel und Priester ist, scheint einmütig zur Republik hinzuarbeiten*.¹⁷⁵ In seinen Memoiren beleuchtet er dann treffend den so kläglichen *feierlichen Einzug* des Duc de Provence und nachmaligen Ludwig XVIII. und anderer emigrierter Prinzen in der Stadt Longwy. Da sei kaum jemand zur Begrüßung dieser Herren erschienen, alles blieb vielmehr *öde und still, und kein Freudenruf noch Vivat* wären zu hören gewesen. Nur ein altes Mütterchen habe dem Prinzen einen Blumenstrauß überreicht. Dieser sichtlich peinliche Auftritt entlockte einem der zuschauenden preußischen Offiziere einen sarkastischen Kommentar, der bei anderen anwesenden Offizieren viel Beifall fand, dem kecken Spötter aber eine empfindliche Maßregelung durch den Herzog von Braunschweig bescherte.¹⁷⁶

4. Das Urteil über die Emigranten

Die Szene in Longwy mit der so respektlosen Witzelei eines preußischen Offiziers über den späteren Ludwig XVIII. hat gewiß symptomatischen Charakter. Der Verfasser der »Bemerkungen« beobachtet in Frankreich einen *unbeschreiblichen Haß aller Einwohner, fast ohne Ausnahme, gegen die Emigrierten*,¹⁷⁷ und auch alle unsere Augenzeugen empfinden für diese Gruppe nur Verachtung. Dabei fällt auf, wie ausführlich man sich mit den Emigrierten befaßt. Dieses enorme Interesse für das Auftreten und das Schicksal der aus Frankreich Ausgewanderten läßt sich auch in der

¹⁷⁰ WEHRHAN, Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben a.a.O. S. 200 und LOMBARD S. 304.

¹⁷¹ Nordarmee S. 280.

¹⁷² KNESEBECK, Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 27.

¹⁷³ Knesebeck an Gleim, publ. von H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 204.

¹⁷⁴ LOMBARD S. 303.

¹⁷⁵ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 26/1792 S. 425.

¹⁷⁶ Bruchstücke (Anm. 6) S. 73f.

¹⁷⁷ Bemerkungen S. 201.

zeitgenössischen Reiseliteratur registrieren.¹⁷⁸ In der Tat fand die Emigrantenfrage zumindest anfangs der 90-er Jahre eine beispiellose Resonanz! Da manche im Verhalten der Emigranten ganz spezifische negative Ausprägungen des französischen Nationalcharakters und der französischen Mentalität zu bemerken glaubten, kommt diesem Thema besonderes Gewicht zu. Das Urteil über die *ci-devants*, wie sie Laukhard nennt,¹⁷⁹ ist einstimmig verheerend, ja vernichtend, ganz gleich, von welcher politischen Warte der jeweilige Beobachter blickt; allenfalls lassen sich kleinere graduelle Unterschiede feststellen. Diese Abneigung gegen die Emigranten hat sowohl moralische, politische, soziale als auch nationale Gründe. Zwar regt sich ganz vereinzelt auch etwas Mitleid mit den in *äußerster Armut und Verachtung lebenden*, die man *flieht wie Verpestete*,¹⁸⁰ zwar entdeckt man unter ihnen gelegentlich auch *manchen braven Mann*,¹⁸¹ *lustige Brüder*,¹⁸² *nach ihrer Landesart (. . .) aufgeweckt, zuweilen liebenswürdig leichtsinnig*,¹⁸³ ebenso solche, die *wirklich Ursache dazu gehabt haben, fortzulaufen*,¹⁸⁴ und *einzelne gute Emigranten*, die man auch einmal zu Wort kommen läßt,¹⁸⁵ doch bleiben dies nur Ausnahmen. Aus dem schier unerschöpflichen Zitatenschatz über die Emigranten sei im folgenden eine knappe, den Sachverhalt exakt widerspiegelnde Auswahl gegeben. Da ist zunächst Knesebeck, er wird wie viele seiner Freunde von den Emigranten schwer enttäuscht und vermißt bei diesen französischen Standesgenossen *den inneren Adel*; so meint er, sie verdienen *ihr Schicksal*.¹⁸⁶ Über ihr bramarbasierendes, theatralisches Gebaren und das eher komisch wirkende martialische Auftreten in Koblenz macht er sich lustig. Die Feindseligkeit großer Teile der Bevölkerung gegen diese Franzosen vergleicht er mit der allgemeinen Einstellung gegenüber den Juden, *ehe die Aufklärung sie duldete*.¹⁸⁷

Der Verfasser der »Bemerkungen« sieht im *größten Teil derselben gerade den verworfensten Teil der französischen Nation*. Das Mitgefühl, das man unter Umständen für sie empfinden könnte, schwinde schnell, *sobald man sie näher kennenlernt*.¹⁸⁸ Der Kronprinz fühlt sich in ihrer Gesellschaft sichtlich unwohl und *sehr deplaciert*.¹⁸⁹ Für Lombard sind sie *der Abschaum des Volkes*, er klammert sich an die Hoffnung,

¹⁷⁸ Dazu das gute Beispiel: Reise von Mainz nach Köln im Frühjahr 1794 in Briefen, Köln 1795 S. 147 ff. Die Emigranten sind auch immer wieder Gegenstand zahlreicher Anekdoten (vgl. Anm. 126) und Korrespondentenberichte in zeitgenössischen Journalen. Dazu: »Beitrag zur Charakteristik der französischen Emigranten«, in: Niedersächsischer Mercur, Hamburg 1792, Bd. 3, 5. St. S. 72 ff. und »Über die französischen Emigranten am Rhein« in: Museum für das weibliche Geschlecht, Halle 1792, Bd. 1 S. 221 ff. Der Verf. geht u. a. auf das gespannte Verhältnis zwischen den Preußen und den Emigranten ein. In der Masse der französischen Emigranten in Koblenz sieht er »alle Seiten des französischen Nationalgeistes auf einmal« vertreten.

¹⁷⁹ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 33.

¹⁸⁰ Politische Annalen, Berlin (Hrsg. Ch. GIRTANNER) 3/1793 S. 474.

¹⁸¹ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 18/1792 S. 296.

¹⁸² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 30 f.

¹⁸³ Ibid. S. 32.

¹⁸⁴ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 44.

¹⁸⁵ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 44.

¹⁸⁶ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 22/1792 S. 362.

¹⁸⁷ Knesebeck an Gleim, publ. von H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 210.

¹⁸⁸ Bemerkungen S. 241.

¹⁸⁹ FRIEDRICH WILHELM III. Reminiszenzen S. 155.

daß die Blüte des Adels und der Gutgesinnten in Frankreich geblieben ist.¹⁹⁰ Wagener, den das Flüchtlingslos sonst nicht ungerührt läßt, kommt zu der Überzeugung, daß die Emigranten unmöglich der beste Teil der französischen Nation sein können. Er gibt auch die Meinung der Bevölkerung in der Rhein- und Moselgegend wider, wo man die Emigranten gar mit einer schädlichen Insektenart vergleicht, die da, wo sie hinfalle, deutsche Sitte und Biederkeit mit der Wurzel vernichte und alle häusliche Glückseligkeit untergrabe, indem sie physisch und moralisch alles um sich verpeste.¹⁹¹ Dies wiederum klingt sehr nach Laukhard, der sie als schändliches und schreckliches Ungeziefer,¹⁹² als eine verdorbene und unter die Würde der Menschheit herabgesunkene Rasse von Menschen,¹⁹³ als Auswurf der Menschheit,¹⁹⁴ als eine Pest für unser Vaterland in jeder Rücksicht, physisch, politisch und moralisch¹⁹⁵ bezeichnet. Laukhard widmet dem Emigrantenproblem mehrere Kapitel in seinen Memoiren und sieht den ganzen Rheinstrom von Basel bis Köln von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet. Für ihn werden die Spuren der greulichen Zerrüttung in den Sitten diese unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken.¹⁹⁶ Nach Auskunft der Autoren finden sich überall Spuren der schamlosen Ausschweifungen der Emigranten,¹⁹⁷ drastische Beispiele und Anekdoten häufen sich. Immer wieder verweist man auf das Treiben dieser Leute in Koblenz, diese Stadt spielt gleichsam eine skandalöse Rolle als das Sodom von Deutschland,¹⁹⁸ als sybaritisches Capua,¹⁹⁹ wo die Emigranten ihrem sardanapalischen Hochleben²⁰⁰ derart schamlos gefrönt haben sollen, daß selbst einige ihrer aristokratischen Landsleute, angewidert von dem, was sie hier erleben mußten, voller Ekel dieser Stadt den Rücken gekehrt und sich wieder nach Frankreich begeben hätten.²⁰¹ Von vielen wurde damals Koblenz im eigentlichen Sinne für ein zweites Paris gehalten, und in jener ganzen Gegend herrschte der Ausdruck, wie er einst von Paris gebraucht wurde: *C'est tout comme à Coblenz* oder *Çela ne se voit jamais à Coblenz!*²⁰² In dieser Stadt verschwendeten die Ausgewanderten ihre aus dem politischen Schiffbruche geborgten Schätze mit so freigiebigen Händen,²⁰³ daß namentlich Wirte und Kaufleute guten Profit machten. Manche Koblenzer waren denn auch mit den Preußen höchst unzufrieden, als diese den Emigranten dort den weiteren Aufenthalt untersagten.²⁰⁴ Auf die Profitsucht der Nutznießer und die verbreitete doppelte Moral – so klagte man über die Exzesse der Fremden, gleichzeitig schröpfte

¹⁹⁰ LOMBARD S. 242.

¹⁹¹ Über die Pfalz am Rhein, Bd. 2 S. 142 f.

¹⁹² Leben und Schicksale, 3. Teil S. 29.

¹⁹³ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 3. Pack S. 224.

¹⁹⁴ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 34.

¹⁹⁵ Ibid. S. 38.

¹⁹⁶ Ibid. S. 55.

¹⁹⁷ LOMBARD S. 244.

¹⁹⁸ Ibid. S. 244.

¹⁹⁹ Reise durch Thüringen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis nebst Bemerkungen über Staatsverfassung, öffentliche Anstalten, Gewerbe, Cultur und Sitten. Dresden und Leipzig 1796, 2. Teil S. 104.

²⁰⁰ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 29 und Briefe eines preußischen Augenzeugen 1. Pack S. 38.

²⁰¹ Bemerkungen S. 206.

²⁰² Politische Annalen 2/1793 S. 212.

²⁰³ Reise durch Thüringen (Anm. 199) S. 104.

²⁰⁴ Politische Annalen 2/1793 S. 211.

man sie aber *aufs bestmögliche* durch geschäftstüchtige und skrupellose Einheimische – wird mehrfach hingewiesen.²⁰⁵

Eine weitere Ursache der Animosität gegen diese Franzosen ist die durch sie herbeigeführte horrende allgemeine Verteuerung. *Sie schwimmen in Geld, treiben die Preise hoch* notiert Laukhard,²⁰⁶ und die einfachen Soldaten, die kaum das notwendige Postgeld für ihre Briefe in die Heimat aufbrachten, klagten: *Alles wurde mit Gewalt ins Geld gejagt, denn die Emigranten hatten Geld wie Heu und schmissen es wie Sand umher.*²⁰⁷ Gerade der gemeine Mann mußte sich als Opfer der hemmungslosen Preistreiberei sehen, ihn trafen weniger die gestiegenen Kosten in Gasthäusern oder bei Postmeistern und Pferdehändlern als die empfindliche Teuerung der Lebensmittel. Auch ärgerten sich manche über die Bauern, die jetzt häufig zuviel forderten, durch den plötzlichen Geldsegen gar *übermütig, faul und schlecht* wurden.²⁰⁸ Da der Soldat in den Emigranten sowieso *die verdammten Urheber aller Strapazen* sah, die auf ihn zukamen, kann man gut verstehen, was Wehrhan sagte: *Gegen niemand in der Welt war unser gemeiner Soldat in diesem ersten Feldzug gegen die Franzosen erbitterter als gegen die emigrierten Franzosen (. . .) Ich glaube, daß unter allen Gemeinen der preußischen Armee nicht einer war, der sich's zur Ehre und Freude gerechnet hätte, daß ihm jetzt Gelegenheit wurde, seinen Arm für sie zu erheben.*²⁰⁹ Es mußte viele Bauernsöhne, die selbst nicht satt genug zu essen bekamen, heftig kränken, wenn sie zudem sahen, wie aufreizend und leichtfertig gewisse Emigranten mit den ihnen vorgesetzten Speisen verfahren, vor allem *mit dem schönen Roggenbrot, welches in Koblenz gebacken wird.*²¹⁰ Auch Goethe hat in einem *artigen Wirtshaus* an der Mosel von dieser französischen Unsitte gehört. Dort klagte ihm eine Wirtin ihr Leid; sie *gönnte aber ganz besonders den Emigranten alles Böse*, heißt es bei Goethe, *habe sie doch an ihrem Wirtstisch gar oft mit Grauen gesehen, wie diese gottvergessenen Menschen das liebe Brot kugel- und brockenweise sich an den Kopf geworfen, so daß die Mägde es nachher mit Tränen zusammengekehrt.*²¹¹ Derartige Provokationen verstärkten nur die bereits vorhandene Antipathie gegen den Feudaladel im Linksrheinischen, führten überdies dazu, daß man die schlechten Eigenschaften einer bestimmten Gruppe von Franzosen auf den Volkscharakter schlechthin projizierte. Besonders gefährlich in dieser Hinsicht war das von ihnen praktizierte *tyrannische Verfahren*²¹² gegen Deutsche, ihre Denunziationsmethode, kurzum ihr *Despotismus* auf deutschem Boden.²¹³ *Sie tyrannisieren übrigens oft andere ehrliche Leute und tun so dick und entscheidend, als wären sie in Paris auf ihren Kaffeehäusern*, bemerkt ein Beobach-

²⁰⁵ Reise durch Thüringen (Anm. 199) S. 118. LAUKHARD, Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 38 und Leben und Schicksale, 3. Teil S. 65.

²⁰⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 34f.

²⁰⁷ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 40/1793 S. 214.

²⁰⁸ Politische Annalen 2/1793 S. 211.

²⁰⁹ WEHRHAN, Szenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben S. 190f.

²¹⁰ LAUKHARD, Leben und Schicksale, 3. Teil S. 37.

²¹¹ GOETHE, Kampagne in Frankreich (Anm. 95) S. 105.

²¹² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 61 Die Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung 2. Bd./1794 Sp. 612 meint, daß die Emigranten durch ihr Verhalten bewiesen, daß sie mit Recht ihr jetziges Schicksal verdienen.

²¹³ Reminiszenzen S. 127 und S. 131 (Anm. 79).

ter,²¹⁴ und es sind nicht wenige, die erkennen, wie sie, obgleich Flüchtlinge, *den Bürger und Landmann drücken und einen jeden, den sie geringer glaubten als sich selbst, mit dem übermütigsten Stolz behandeln.*²¹⁵ Übel nimmt man ihnen auch ihre *dumme Rachsucht*²¹⁶ auf die *demokratische Kanaille*, die man zu *vertilgen* trachtet,²¹⁷ ihren blutrünstigen Haß auf die *revolutionäre Brut*, die *bürgerlichen Canaillen*.²¹⁸ So mancher Soldat, der das hört, ergreift im stillen Partei für die Republikaner und gewinnt die Überzeugung, daß jene *alles aufbieten müßten, um nicht ihren Nacken unter ein noch härteres Joch als vorher beugen zu müssen.*²¹⁹ Verletzend wirkt auch ihre zur Schau getragene krasse Ignoranz, ihr Dünkel, ihre Prahlereien und vor allem ihre offene Verachtung des *deutschen Lumpengesindels*, dieser *canaille allemande*.²²⁰ Für Laukhard, der dieses *unwürdige Gesindel* von Emigranten am meisten verabscheut, es übrigens auch für die Greuel der Jakobiner verantwortlich macht,²²¹ gibt es *keine läppischere Kreatur auf Gottes Erdboden* als einen Emigranten; er sieht ihn ebenso *stolz und aufgeblasen wie der Frosch in der Fabel.*²²² Er berichtet weiter:

*Diese elenden Menschen verachten uns Deutsche mit unserer Sprache und unseren Sitten ärger, als irgendein Türk die Christen verachtet. Im Wirtshause machte die Haustochter beim Aufwarten ein Versehen, und – sacrée garce d'allemande (verfluchter deutscher Nickel), chien d'allemand, bête d'allemande, con de garce d'allemande waren die Ehrentitel, die diese sacrés bougres d'émigrés uns Deutschen anhängten. Unsere Sprache verstanden sie nicht und mochten sie auch nicht lernen: sie nannten sie jargon de cheval, de cochon – Pferde- und Schweinesprache u.s.f.*²²³

Es fällt auf, daß selbst die konterrevolutionären Journale in die allgemeine Verdammung der Emigrierten mit einstimmen, wenn man sich dort auch mehr bemüht, Verständnis mit dem *Schicksal der Unglücklichen* zu zeigen und eine Reihe von Beispielen bringt für die *Seelengröße* einiger weniger, die ihr Los in bewunderswerter Haltung ertragen.²²⁴ Aber auch in den »Politischen Annalen« Girtanners weist man darauf hin, *was für ein Grad von Unwissenheit unter vielen der sogenannten Aristokraten herrschte.*²²⁵ Man sieht darin einen hervorstechenden *Zug des Charakters* dieser

²¹⁴ Justus Erich BOLLMANN, Brief aus Karlsruhe vom 26. 10. 1791 in: Ein Lebensbild aus zwei Erdteilen. Hrsg. v. Friedrich KAPP, Berlin 1880 S. 28.

²¹⁵ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 22/1793 S. 363.

²¹⁶ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 30.

²¹⁷ J. E. BOLLMANN (Anm. 214) S. 29.

²¹⁸ Karl von SCHINTLING, Kriegserlebnisse aus dem Jahre 1793 während des ersten Reichskrieges gegen Frankreich, in: Das Bayerland, München Jg. 1890 S. 426.

²¹⁹ Ibid.

²²⁰ Anekdoten und Charakterzüge (Anm. 126) 2. Bd., 2. Heft 1795 S. 19.

²²¹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 95 Auch der Verfasser der anonymen Schrift »Blick auf die französische Revolution, von einem Freunde des Volkes und der Regierungen.« Germanien 1794 tadelt die Rachsucht, Verblendung und fatale Politik der Emigranten und sieht darin eine wichtige Ursache für die Radikalisierung und den Terror in Frankreich. Der gemäßigt liberale Autor kritisiert auch das von den Emigranten *diktierte Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches schon für sich allein hinreichend war, die Franzosen alle zu Jakobinern zu machen.* (a.a.O. S. 75).

²²² Leben und Schicksale, 3. Teil S. 40.

²²³ Ibid. S. 35.

²²⁴ Politische Annalen 2/1793 S. 220.

²²⁵ Ibid. S. 215.

Menschen, die mit Geringschätzung auf die ihnen zu Hilfe eilenden Österreicher und Preußen *herabsehen*.²²⁶

Mit dem Beginn des Feldzuges nahmen die Spannungen zwischen den Preußen und ihrem *sonderbaren Alliierten*²²⁷ an Schärfe zu. Jetzt verloren die Preußen auch den letzten *Rest von Achtung* vor den Franzosen, wie ein emigrierter Offizier in seinem Erlebnisbericht resignierend vermerkt.²²⁸ In diesen Aufzeichnungen wird das eisige Verhältnis der Partner zueinander beklemmend spürbar, dort hört man auch von regelrechten *Mißhandlungen* der Emigrierten durch die Preußen.²²⁹ Wie sehr die Emigrierten als Verbündete isoliert waren, kann man aus Wehrhans Erinnerungen entnehmen, vornehmlich aus einer Episode, in der ein *Waffenbruder* aus dem Emigrantenkorps vergeblich versucht, mit einem preußischen Offizier, ein *kameradschaftliches Gespräch* anzufangen, er fand jedoch *nirgends ein offenes Herz und eine Antwort*.²³⁰ Über den schlechten Zustand der sogenannten Emigrantenlegion, über die geringe Effizienz der *armée contrerévolutionnaire*²³¹ war man sich bei den Preußen schnell klar. Die militärischen Übungen, das *Soldatenspiel der Aristokraten*, boten den Preußen nur *einen lächerlichen Anblick*²³² und waren Gegenstand bissiger Kommentare. In dieser Einstellung der Preußen erkannte ein kritischer Augenzeuge jedoch auch höchst *nachteilige Folgen*, führte sie doch dazu, daß man überheblich und allzu selbstgefällig und sorglos falsche Rückschlüsse auf die militärische Schlagkraft der Franzosen schlechthin zog und, in gefährlicher Weise verallgemeinernd, *den Feind, welchen man anzugreifen im Begriffe stand, zu verachten* anfang.²³³ Wenig später gab es dann ein böses Erwachen! Im weiteren Kriegsverlauf und zumal nach den militärischen Mißerfolgen der Koalitionsarmee wurde der Bruch zwischen den Parteien immer unheilvoller. Nun klagen die Augenzeugen unisono über die falschen Hoffnungen, die ihnen vor und nach Kriegsbeginn durch die Emigranten geweckt worden waren, über deren Lügen, Vorspiegelungen etc. Man bereut es bitter, diesen *Eelnden*,²³⁴ diesen *schwindlichten, schurkischen Menschen*²³⁵ *auf die unverantwortlichste Weise geglaubt* zu haben.²³⁶ Laukhard zumal betont erbot, wie sehr die trügerischen Aussagen der Emigranten über Frankreichs politischen und militärischen Zustand *den schädlichsten und traurigsten Einfluß auf alle Vorkehrungen* der Preußen²³⁷ hatten. Er sieht in den Emigranten überhaupt *die Hauptursache* und die *eigentlichen Stifter dieses fürchterlichen Krieges und aller seiner greuelhaften Folgen*.²³⁸ So kommt er zu dem

²²⁶ Ibid. S. 217.

²²⁷ WEHRHAN, vgl. E. SCHILD (Anm. 98) S. 174.

²²⁸ Meine Fußreise durch die drei britischen Königreiche, voran einige Nachrichten von dem Feldzuge in Champagne. Von einem französischen Offizier Riga 1797 S. 8.

²²⁹ Ibid. S. 39.

²³⁰ WEHRHAN, vgl. E. SCHILD (Anm. 98) S. 192.

²³¹ LAUKHARD, Leben und Schicksale, 3. Teil S. 42 und Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 173f.

²³² Politische Annalen 2/1793 S. 213.

²³³ Ibid.

²³⁴ LOMBARD S. 313.

²³⁵ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 3. Pack S. 210.

²³⁶ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 51.

²³⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 50.

²³⁸ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 51.

Ergebnis, daß eigentlich *die Emigranten unsere ärgsten Feinde gewesen sind*.²³⁹ Wie andere Zeitgenossen vertritt auch er den Standpunkt, die Schwindeleien der Emigranten seien eine der ganz entscheidenden Gründe für das Scheitern der militärischen Intervention der Preußen. Diese beliebte und in unseren Quellen immer wieder artikulierte These dürfte den verwickelten Sachverhalt allerdings allzu grob vereinfacht haben.

Der allseitigen Verteufelung der Emigranten und der ihnen zugeordneten Sündenbockrolle kam gewiß auch eine Alibifunktion von seiten der Preußen zu. So warnt auch ein anonym gebliebener Reiseschriftsteller, der die Verhältnisse am Rhein und das Betragen der Emigranten genau studiert hat, nicht ohne eine gewisse Berechtigung vor allzu krasser Parteilichkeit und allzu starken Emotionen bei der Urteilsbildung über die so wenig geliebten Flüchtlinge. Er mokiert sich vor allem über die oft so selbstgerecht zur Schau getragene moralische Entrüstung über die Emigranten. Was viele so sensationslüstern, genüßlich aufbauschen, übertrieben und allzu bereitwillig kolportierten, sei doch bei Licht besehen nicht selten auf dem Boden fragwürdiger nationaler Vorurteile gewachsen, seien typische *Pröbchen von Nationalabneigung*.²⁴⁰ Man werfe durch derlei Geschichten *einen nachteiligen Schatten auf das Portrait eines ansehnlichen Teils einer ganzen Nation*.²⁴¹ Der Verfasser, weder ein Freund der Emigranten noch der Preußen und ein aufgeklärter Kopf, meint: *Man nimmt dies für boshafte Exzesse, vergißt, daß es größtenteils französische légèreté und étourderie junger Offiziere war; daß man dergleichen Exzesse wohl auch (. . .) bei den Teutschen sieht*.²⁴² Im übrigen kann er es sich nicht verkneifen, allen jenen braven Geschäftemachern an Rhein und Mosel eins auszuwischen, die *gierig und gewinnsüchtig* die Fremden ausgenommen und dabei deren *Unbekanntschaft mit der in Teutschland herrschenden Wohlfeile* schamlos ausgenutzt hätten.²⁴³

5. Die Begegnung mit den Revolutionstruppen und dem Revolutionskrieg

Werden die Emigranten in unseren Quellen zum Inbegriff des Verwerflichen und zu Verabscheuenden, so erscheinen die neufränkischen Soldaten in vieler Hinsicht sozusagen als positives Gegenbild, finden sie doch als kämpfende Truppen und als Kriegsgefangene in dem von den Quellen angesprochenen Zeitabschnitt viel Respekt und Bewunderung. Selbst die Besatzungstruppen werden in diesen Jahren schwerer Bedrückung der linksrheinischen Bevölkerung mitunter überraschend günstig beurteilt. Trotz der scharfen Zensur zeichnen die Quellen, sei es in Anekdoten, Kriegsberichten und Einzelportraits diese neufränkischen Soldaten als durchaus sympathische Vertreter ihrer Nation, wobei allerdings die Linientruppen in der Regel besser abschneiden als die Volontärs. Sogar jener Teil der Publizistik, der das Betragen der Franzosen auf deutschem Boden unbarmherziger Kritik unterzieht, vermag nicht nur

²³⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 75.

²⁴⁰ Reise durch Thüringen (Anm. 199), 2. Teil S. 118.

²⁴¹ Ibid. S. 115.

²⁴² Ibid. S. 114.

²⁴³ Ibid. S. 118.

einseitig schwarz-weiß zu operieren. Unsere Dokumente belegen überzeugend, daß jener brave französische Sergeant aus Hebels Anekdote »Der Husar in Neiß« zahlreiche Gesinnungsverwandte hatte. Bezeichnenderweise hat der Feldprediger Wagener bereits 1804 in einer an Hebel erinnernden Anekdote vom »Husar im Zweibrückischen« allen jenen Revolutionssoldaten ein literarisches Denkmal gesetzt, die sich in Feindesland human verhielten, die Bevölkerung vor Ausschreitungen schützten und couragiert die Ehre ihrer Republik verteidigten.²⁴⁴ Wagener selbst hält die Barbareien der Franzosen unter Ludwig XIV. für weit schlimmer als die der Revolutionsarmee, er verwahrt sich auch dagegen, den Begriff *Neufranken* gedankenlos und gehässig gleichzusetzen mit der Vorstellung *der ausnahmslosen Verwüstung* der deutschen Lande.²⁴⁵ Er äußert sogar beim Rückzug der Preußen 1794 aus der Pfalz die Gewißheit, daß die Neufranken, *diese Erzweltkinder*, wie er sie einmal nennt,²⁴⁶ den Pfälzern *ein guter Freund* werden, der *menschlich mit ihnen umgehen wird*.²⁴⁷ Einige andere Augenzeugen wehren sich, ohne im übrigen die Dinge zu verharmlosen, auch gegen die reaktionäre Propaganda, in der in bewußter Simplifizierung alle Franzosen als Mordbrenner und Marodeure denunziert werden, in der man selbst kleinere *Ungezogenheiten*, die zu *den unvermeidlichen Übeln des Krieges* gehören und die in jeder Armee vorkommen, zu einem charakteristischen französischen *Nationallaster* hochputscht.²⁴⁸

Es fällt in diesem Zusammenhang auf, daß einige renommierte revolutionsfeindliche Autoren sich um eine differenzierte Betrachtung bemühen und Laster und Verbrechen einzelner Franzosen von der Nation als Ganzes abzusondern bestrebt sind. Dazu zählen Girtanner, der Reichsgraf von Soden und der unbekanntere Verfasser des voluminösen Bandes mit dem bezeichnenden Titel: »Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz.«²⁴⁹ Der Reichsgraf von Soden spricht zwar unmißverständlich von *beispielloser Barbarei*²⁵⁰ französischer Invasionstruppen in Franken nach 1795, fällt dennoch kein Kollektivurteil, nennt vielmehr lobenswertes Verhalten des Gegners beim Namen. Er sieht u. a. in der beispiellosen Armut vieler schnell mobilisierter und bunt zusammengewürfelter republikanischer Verbände, in deren auffallendem Mangel an Lebensmitteln, Kleidung und Sold eine der Hauptursachen für die schweren Plünderungen. Mitverantwortlich macht er vor allem auch die mächtigen und korrupten Armeekommissare, deren verheerender Einfluß auch von vielen

²⁴⁴ Samuel Christoph WAGENER, *Moralische Anekdoten*, Teil 2 Berlin 1804 S. 96 ff.

²⁴⁵ Über die Pfalz am Rhein Bd. 1 S. 132.

²⁴⁶ Ibid. Bd. 2 S. 157.

²⁴⁷ Ibid. S. 169.

²⁴⁸ *Allgemeine Literaturzeitung Jena* Nr. 306/1796 S. 828.

²⁴⁹ *Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz*. Unparteiisch geschildert von einem Augenzeugen in Briefen an den Geheimen Hofrat Girtanner. Chemnitz 1795 Nach LAUKHARD (*Leben und Schicksale*, 3. Teil S. 118 ff.) ist der Verf. des 636 Seiten starken Buches, das im Februar 1795 geschrieben wurde, der Pfarrer Franz Christoph Braun aus Oppenheim. Auch in der sehr ausführlichen Rezension des Werkes in Nr. 391/1796 der *Allgemeinen Literaturzeitung Jena* vermutet man, daß der Autor in Oppenheim *einheimisch* ist.

²⁵⁰ Julius SODEN, *Die Franzosen in Franken im Jahr 1796*, Nürnberg 1797 S. 97 Vgl. dagegen die Darstellung in der »*Deutschen Monatsschrift*« Berlin 1797 S. 326 ff. unter dem Titel: Über das Betragen der Franzosen in Deutschland während des Feldzuges vom Jahr 1796. Ein Schreiben aus Schwaben.

anderen Augenzeugen voller Empörung geschildert wird.²⁵¹ Von der katastrophal schlechten Versorgung der *Volontairs*, die in den Ortschaften vor den Haustüren *um ein Stücklein Brot* bettelten oder um ein paar Kartoffeln *jämmerlich anhielten*, berichtet auch die Chronik des Schulmeisters und Gerichtsschreibers Franz Joseph Kaupp aus Vendersheim bei Kreuznach äußerst eindrucksvoll.²⁵² Die eher nüchtern wirkenden Darlegungen dieses Zeitbeobachters sind ein bedeutendes Zeugnis für die Kriegsleiden der Bauern in den Rheingegenden. Bei ihrer Lektüre erinnert man sich an den Brief eines neufränkischen Freiwilligen, der nach dem Rückzug aus Mainz im Sommer 1793 die Brandschatzung durch die eigenen Leute ehrlich eingesteht: *Was wir nicht mitnehmen konnten, verbrannte oder verwüstete man. Wir haben den Einwohnern dieses Landes nicht gelassen als ihre Augen zum Weinen.*²⁵³ Was die Machenschaften der Kommissare angeht, so schreibt interessanterweise gerade Girtanner:

*Ohne die Dazwischenkunft der Kommissare würden sich die Franzosen und Deutschen bald wieder aneinander gewöhnt und jene diesen kein Leid mehr getan haben. Denn es waren im Grunde doch noch immer Franzosen, die nicht lange böse tun, sondern gleich wieder in ihre Jovialität zurückfallen und eine Art von Hausgenossen werden (. . .) Sie gaben den Leuten allerhand Anschläge, um ihre Sachen den Nachsuchungen der Kommissare und ihrer Abgeordneten zu entziehen. Dies ging in einem gewissen Orte so weit, daß sie armen Leuten halfen, ihr Vieh bis unters Hausdach hinaufzuschleppen, wenn sie merkten, daß jemand kommen und es holen möchte.*²⁵⁴

Nach Girtanner haben die Franzosen *gegen friedliche Landesbewohner niemals mehr ausgeschweift als andere Soldaten.*²⁵⁵ Er attestiert ihnen sogar *eine natürliche Anlage zum Mitleid und zur Großmut gegen Schwache*, dies sowie ihr Stolz mache überdies, daß sie (. . .) *das Volk selbst in feindlichen Ländern mit einer gewissen Schonung behandeln. Diese Schonung ging beim ersten Überfalle unter dem General Custine bis zur Unglaublichkeit.*²⁵⁶ Nach Girtanners Auskunft konnte man sich auf alliierter Seite beispielsweise nur sehr darüber wundern, beim Rückzug der Neufranken in der Pfalz *die Felder im schönsten Flor* zu finden, nichts war mutwillig zerstört. Girtanner schreibt:

(Die Franzosen) waren im Gegenteil sehr besorgt dafür, gaben vielfältig ihre eigenen Pferde unentgeltlich zur Feldarbeit her und trieben an manchen Orten die Teilnahme an dem Unglücke ihrer Wirte so weit, daß sie sich selbst vor den Pflug spannten, um unter dem Liede »Ça ira« zu Felde zu fahren und es zu pflügen, während der Bauer das Samkorn austreute. Eine so

²⁵¹ Julius SODEN (Anm. 250) S. 114f., S. 117ff. und S. 189 Weitere Belege in: Frankreich im Jahr 1796, 1. Bd. Altona 1796 S. 33ff.; Geheime Geschichte der Regierung des Landes zwischen Rhein und Mosel, KLIO Jg. 1796, Heft 4 S. 383ff. Georg KERNER, Briefe über Frankreich, die Niederlande und Teutschland geschrieben auf einer Reise in den Jahren 1795, 1796 und 1797, 3. Teil Altona 1798 S. 123f.

²⁵² Chronik des Schulmeisters und Gerichtsschreibers Franz Joseph KAUPP, hrsg. von Josef RICK, in: Heimatjahrbuch Alzey-Worms 1973 S. 433 (Das Zitat stammt aus einer Eintragung aus dem Jahr 1794).

²⁵³ Gustav LANDAUER, Briefe aus der Französischen Revolution Bd II München 1919 S. 369 Vgl. den Originaltext in: JOLICLERC, *Volontaire aux armées de la révolution. Ses lettres (1793–1796) rec. et publ. par Étienne Joliclerc*, Paris 1905 S. 111 *Ce que nous ne pouvions pas emmener, on le brûlait ou le détruisait. Nous n'avons laissé aux habitants de ce pays que les yeux pour pleurer.*

²⁵⁴ (Christoph GIRTANNER), Die Franzosen am Rheinstrome, 1795, 4. Heft S. 205.

²⁵⁵ Ibid. S. 246.

²⁵⁶ Ibid. S. 249.

*jovialische Großmut wird man schwerlich bei einem anderen Kriegsvolke finden (. . .) Mir dünket, man könnte nichts Besseres tun, als die Wahrheit sagen: Haben unsere Feinde Tugenden, laßt uns ihnen nachahmen. Haben sie Laster, laßt uns sie kennen und vermeiden.*²⁵⁷

Auch jener anonyme Verfasser des gewiß nicht franzosenfreundlichen Buches »Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz«, der den schweren Besatzungsdruck und den unseligen Plünderungswinter 1793/94 beschreibt, bezeugt *viele edle menschliche Handlungen* der Neufranken und freut sich über die *Beispiele für einige große und erhabene Züge der Menschlichkeit der Frankreicher*.²⁵⁸ Zahlreiche andere rühmen das *sehr gute Betragen* des Feindes,²⁵⁹ verweisen auf so manchen *schönen Zug der Menschlichkeit gemeiner französischer Soldaten*, berichten von Offizieren, die sich wegen ihrer *trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens eine allgemeine Liebe und Achtung* der Bevölkerung erwarben.²⁶⁰ Spätere Historiker, wie z. B. Remling und Springer, die sich eingehend mit der Franzosenherrschaft in der Pfalz befaßten, haben stattdessen einseitig grell die Laster der Neufranken beleuchtet und das andere, was nicht in ihre Tendenz paßte, weitgehend unterschlagen,²⁶¹ so auch die Tatsache, daß die linksrheinischen deutschen Landsleute von den Preußen und vor allem den Österreichern ganz erheblich drangsaliert wurden. Viele der unmittelbaren Augenzeugen des Kriegsgeschehens waren da objektiver in der Berichterstattung, sie haben diese außerordentlich peinlichen Fakten keineswegs verschwiegen!²⁶² Welches nun im einzelnen die Tugenden waren, durch die sich die französischen Revolutions-soldaten auszeichneten und die man öfters als erfreuliche Charaktereigenschaften ihrer Nation interpretierte, das soll im weiteren noch näher erläutert werden. Unsere Augenzeugen begegneten mit *gespannter Erwartung*²⁶³ der Revolutionsarmee. Von diesen *neufränkischen Bürgersoldaten*²⁶⁴ ging eine echte Faszination aus, und es war nur natürlich, daß sich den meisten ähnlich wie Ernst Ludwig Posselt die Frage aufdrängte: *Wer waren die Menschen, die dies alles vollbrachten?*²⁶⁵ Angesichts der

²⁵⁷ Ibid. S. 223f. Der Rezensent des Werkes in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek Bd. 18/1795 S. 202ff. nennt den Verf. einen *unparteiischen Beobachter und sicheren Augenzeugen*.

²⁵⁸ Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz (Anm. 249) S. 135.

²⁵⁹ Freimütige Briefe eines Engländers (Anm. 4) S. 13.

²⁶⁰ (Friedrich Johann Lorenz MEYER), Mainz nach der Wiedereinnahme durch die Verbündeten Deutschen im Sommer 1793, (Hamburg) 1793 S. 39 und S. 34.

²⁶¹ Franz Xaver REMLING, Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792–1798 2 Bde. Speyer 1865/66; Max SPRINGER, Die Franzosenherrschaft in der Pfalz 1792–1814, Stuttgart 1926. Remling knüpft an die Tendenz des 1796 anonym erschienenen Buches: Die Franzosen in Saarbrücken und den deutschen Reichslanden im Saargau und Westrich 1792–1794 an. Der Verf. dieser einseitig konterrevolutionären und franzosenfeindlichen Schrift wird selbst in der Allgemeinen Literaturzeitung Jena Nr. 306/1796 als *oft ungerecht in seinen Urteilen* charakterisiert. Einige zeitgenössische Publikationen, die ein günstiges Urteil über die französische Truppen fällen, sind heute nicht mehr auffindbar, so u. a.: Karl Friedrich LUCIUS, Feindeslob oder Züge der Vernunft, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe und Großmut an dem französischen Volke seit der Revolution, bemerkt von einem ehrlichen Manne ohne Brille, Frankfurt/Leipzig 1794 und Karl Renatus MÜLLER, Edle Züge der Neufranken. Besonders für diejenigen gesammelt, welche diesem Volke nie Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, Halberstadt 1797.

²⁶² Vgl. dazu Erich SCHNEIDER, Der Revolutionskrieg in der Rheinpfalz (Anm. 3) S. 168ff.

²⁶³ Christian Ulrich Detlev von EGGERS, Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, das Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799, Kopenhagen 1801 S. 54.

²⁶⁴ Der Französische Freiheitskrieg (Anm. 4) 2. Teil S. 313.

²⁶⁵ Ernst Ludwig POSSELT, Europäische Annalen 2. Jg. 1796 2. Bd. Tübingen S. 85.

Revolutionsarmee begann für viele am aktuellen Geschehen Beteiligte ein Wandlungsprozeß im militärpolitischen Denken. Die kritische Analyse der Erscheinungsformen des modernen Volksheeres führte sie zum Nachdenken über den allgemeinen politischen und sozialen Hintergrund der Wehrverfassung, die Nationalisierung und Demokratisierung des Krieges, den Zusammenhang zwischen den inneren Verhältnissen im Staat und der Schlagkraft der Armee, in der der mächtige kollektive Wille einer in Bewegung geratenen Nation bislang ungeahnte Kräfte freisetzte. Die schärfer blickenden Beobachter wurden sich angesichts des Geistes und der Kampfweise der Revolutionstruppen rasch bewußt, Zeuge einmaliger, *wunderbarer und wohl fabelhafter Begebenheiten* in einer welthistorischen Zeitenwende zu sein.²⁶⁶ Ihnen blieb das moralische Übergewicht des revolutionären Prinzips über die Mächte des alten Europa nicht verborgen, sie ahnten zudem, wie sehr dieser Krieg sich zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung zweier verschiedener Gesellschaftssysteme entwickelte. Die besten Köpfe unter den Augenzeugen kamen schließlich bei ihrer Betrachtung *des Charakteristischen der Militärverfassung der Franzosen und der Art, Krieg zu führen*,²⁶⁷ zu Erkenntnissen und Postulaten, die sie zeitlich vor den so bahnbrechenden Arbeiten der Berenhorst, Gneisenau und Scharnhorst der Öffentlichkeit unterbreiteten!

Knesebeck gehört zur Gruppe derer, die sofort spürten, wie sehr dieser Krieg – *beispiellos in seiner Veranlassung und beispiellos in der Art, wie er geführt wird* –, den *Kriegern der österreichischen sowohl als preußischen Armee einen größeren Gesichtskreis der Wissenschaften gewissermaßen eröffnet*,²⁶⁸ und Laukhard diagnostiziert, *diese Exempelschule werde mächtig auf das Soldatenwesen des übrigen Europa wirken*.²⁶⁹ Selbst ein Mann wie der Reichsgraf von Soden war sich sicher, daß *die Geschichte dieses Krieges (. . .) im militärischen System eine Revolution hervorbringen werde*.²⁷⁰

Fast ausnahmslos bescheinigen die Augenzeugen zunächst dem Neufrankenheer hohe Bravour und eine nicht für möglich gehaltene militärische Effizienz. Dieser Krieg, so liest man oft, sei nicht mehr mit dem Maßstab des Siebenjährigen Krieges zu messen, die Franzosen, mit denen man jetzt zu tun habe, seien überdies keine *Roßbacher-Hasen* mehr.²⁷¹ Nicht nur Knesebeck wendet sich gegen derlei törichte Klischees, gegen solche von gefährlichen Illusionen genährte *romantische* Vorstellungen, die nur von solchen gehegt würden, die keine Fronterfahrung hätten.²⁷² Ebenso schnell ist man überzeugt davon, daß die Franzosen *nicht mehr das weichliche, verzärtelte Volk*²⁷³ sind, aber auch ebenso wenig *die elende Horde, die sich mancher darunter denkt*,²⁷⁴ oder *ein Haufen roher Burschen, Luftgesindel, Zigeuner, Spitzbu-*

²⁶⁶ Bemerkungen S. 7.

²⁶⁷ Briefe über den Feldzug von 1794 Von einem Offizier der Armee am Rhein an seinen Freund in B. Frankfurt und Leipzig 1795 S. 56 (fortan Kurztitel ›Briefe über den Feldzug‹).

²⁶⁸ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 49 und S. 54.

²⁶⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 3. Pack S. 77.

²⁷⁰ Julius SODEN, Die Franzosen in Franken (Anm. 250) S. 148.

²⁷¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack S. 111.

²⁷² Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 46.

²⁷³ Die Franzosen am Rheinstrome (Anm. 254) 4. Heft S. 250 und Freimütige Briefe eines Engländers (Anm. 4) S. 55 f.

²⁷⁴ Briefe über den Feldzug S. 8.

ben,²⁷⁵ wie tendenziöse Kommentare suggerieren.²⁷⁶ Das Kriegserlebnis zwingt vielmehr zu nüchternem Umdenken. Nach dem ersten Erstaunen, der anfänglichen Verblüffung über dieses Heer, *das eine so sonderbare Abweichung von aller angenommenen Regel darstellt*,²⁷⁷ geht man den Gründen nach, warum der Neufranke *die Beschwerlichkeiten leichter und mit froherem Mute als der Deutsche erträgt*,²⁷⁸ warum es ihm gelingt, *»ganz allein, von allen übrigen gehaßt, verabscheut und verspottet«* mit einer Welt von Feinden rundum *»einen so siegreichen Krieg zu führen«*.²⁷⁹ Die Antwort auf diese Frage lautet mit frappierender Übereinstimmung: Der Franzose hat die bessere Kampfmoral. Die wahren Antriebskräfte liegen letztlich in dem von der Revolution erzeugten *»Enthusiasmus«*, der *»unbegrenzten Anhänglichkeit für die Sache«*.²⁸⁰ Nach Knesebeck gehen diese neufränkischen Krieger *»lachend in Schlachten und singend in Gefangenschaft«*.²⁸¹ Dieses auf den ersten Blick so wenig realistisch erscheinende Bild vom stets couragierten, vorwiegend heiteren Franzosen erfährt in den Quellen gleichwohl vielfache Bestätigung. Andere sympathische Charakterzüge, wie z. B. Intelligenz, Witz, Kontaktfreude, Lebhaftigkeit, Improvisationsgabe, Kunst der Selbstdarstellung, Anspruchslosigkeit ergänzen es. Was sich Augenzeugen unabhängig voneinander bei der Beobachtung französischer Gefangener notiert haben, sei hier zunächst einmal zur exemplarischen Illustration herangezogen:

Ich habe zwei Kolonnen Franzosen aus Mainz ausmarschieren sehen und bin erstaunt. Ich stand bei mir an, ob ich sie sehen wollte, denn ich glaubte, der Blick des Zuschauers bei ihrem Ausmarsche aus Mainz müßte ihnen ein spottender Vorwurf scheinen. Mitnichten! Ein weißer Staub kündigte die ziehende Kolonne an. Dann hörte ich lautes Gesumse, das bald darauf in Gelächter, Gemurmeln und Gesang deutlich wurde. Nun kamen sie näher. Eine lustigere Bande müssen Sie nie gesehen haben. Blauröcke, Weißröcke, Offiziere, Gemeine, alles durcheinander, die meisten Offiziere zu Fuß. Man sah nicht einen traurigen Blick. Hunderte redete ich an, und von jedem bekam ich eine muntere Antwort, die fast immer wie ein Bonmot klang. Da sangen einige Dutzend den Marseiller Marsch, hier taumelte einer und lallte: Vive le vin! Vive l'amour! Hinter einem hübschen Burschen, der ein junges Mainzer Mädchen als seine Beute mit nach Frankreich nahm – ich habe bei den Franken sehr viele Mädchen gesehen, die ich an der Kleidung für Mainzerinnen erkannte –, gingen einige andere. Der das Mädchen am Arm führte, schwatzte mit einer zärtlichen Fröhlichkeit mit dem Mädchen, das ihn aufmerksam anhörte. Einer von denen, die hinter her gingen, sang: Quand vous voyes, qu'une fillette prête l'oreille à la fleurette, sans songer à L'age qu'elle a, mariez-la! Das Mariez-la wiederholten zwanzig Stimmen lachend und zeigten auf das vertraute Paar mit Fingern. Die Bewegungen dabei waren so drollig lebhaft, daß ich lachte, als sie näher kamen. Der junge Mensch sah mich lachen. Er blieb einen Augenblick stehen, zeigte mir das Mädchen und sagte: N'est-ce pas une fille

²⁷⁵ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 66.

²⁷⁶ So etwa in der anonymen Schrift: Die Frankenrepublik. Briefe über Frankreichs gegenwärtigen Zustand und den Feldzug von 1793 mit besonderer Rücksicht auf das Elsaß, von einem Augenzeugen, o. O. 1794. Der Verfasser spottet über das neufränkische *Bauernheer* und die *Levée en masse*. Er spricht von *über alle Beschreibung disziplin- und sittenlosen* Volontärs und den *undisziplinierten Horden* der französischen Soldaten. a.a.O. S. 107 und S. 113.

²⁷⁷ Bemerkungen S. 13.

²⁷⁸ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 58.

²⁷⁹ Bemerkungen S. 7f.

²⁸⁰ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 66.

²⁸¹ Etwas über den Nationalcharakter (Anm. 5) S. 310.

charmante? Mais ne trouvez-vous pas plus charmant encore que l'envie de ces messieurs est chanteuse? Man lachte über den Einfall und sagte ihn weiter, man lachte von Zug zu Zug, und der junge Mensch hatte Ruhe. Unter dem Treiben von tausend ähnlichen Possen, deren eine noch drolliger war als die andere, zogen die Menschen, achttausend vielleicht, an mir vorüber. Man spottete über den Konvent, über die Generale, über die Republik, über die Sansculotten, über sich selbst, dieser Spott hatte aber nichts Bitteres; es war der Spott des Kitzels der Lebhaftigkeit, die, wie ich glaube, jeder Franzose bis an seinen Tod fühlt. Man sah nicht ein finsternes Gesicht, nicht eine böse Miene; ja, ich hörte zuweilen wohl von einigen Preußen, die bei manchen Dörfern am Wege standen, sagen: Voilà les braves Prussiens!

Diejenigen unter den Gefangenen, die sich abfällig über die *Tyrannie des Konvents* äußerten, ließen jedoch keinerlei Mißverständnisse aufkommen, daß sie bedingungslos gehorchen, weil sie sich ja für die *Ehre der Nation* schlagen. Die Jakobiner in der Truppe hingegen sahen mit einem stolzen Mitleiden auf die armen Sklaven am Wegrand herab, fröhnten aber wie die anderen dem stärkeren Nationalzuge und warfen mit einem Gassenhauer, mit lächerlichen Gaskonaden um sich. So zog die fröhliche Bande lachend und scherzend nach Lautern und ihren Grenzen zu. Dies war das erstemal, daß ich einen großen Haufen Franzosen beisammen sah, fährt der Beobachter fort. Er schreibt weiter:

Ihre Physiognomie ähnelt sich. Ein schwarzes, blitzendes, offenes Auge; ein leichter Körperbau, lebendige, sprechende Bewegungen mit Gesicht, Hand und Körper, eine eigene Form des Gesichts, nicht rund, nicht oval, nicht gedunsen, nicht häßlich, ein Gesicht voll Leidenschaft zeichnet sie aus. In der Farbe sind sie den Österreichern ähnlich, aber auch in nichts weiter. Der Österreicher hat ein finsternes, pechschwarzes Auge unter tiefen, hangenden, buschichten Augenbrauen bedeckt liegen. Seine Nase ist eingedrückt, die Backenknochen sind breit, sein Untergesicht ist spitz, sein Mund aufgeworfen. Das gibt ihm ein martialisches, aber auch ein wildes schreckliches Aussehen. Seine Stellung ist steif, subordiniert, seine Bewegungen, als ob er immer unter Gewehr stände. Ein Zug von Heimlichkeit, Mißtrauen, Melancholie oder so etwas gibt mit der dunklen Gesichtsfarbe seinem Gesicht etwas Finsternes, das der Franzose nicht kennt. Zu einer Mittelklasse unter beiden Nationen möchte ich die Preußen und die Sachsen machen (. . .) Es fehlt ihnen zwar das Seelenvolle des französischen Gesichts, das Interesse in Mund und Augen, allein sie ersetzen diesen Mangel mit einer Gutherzigkeit, die auf den ersten Blick jedem Fremden ins Auge fallen muß. Der Franzose, würde ich sagen, sieht klüger, der Preuße und Sachse redlicher, der Österreicher martialischer aus.²⁸²

Die Szene mit den aus Mainz abziehenden Franzosen ist mehrere Male beschrieben worden. Der anonyme Autor, wie der Text beweist, kein Freund der Republik, enthält sich jeder Schmähung der Besiegten. Das besorgt dann ein Schriftsteller wie E. A. A. von Göchhausen. Bei ihm ist vom *Jammerzug der Ohnehosen*, den *Schlachtopfern des republikanischen Wahnsinns*, dem *Gesinde, peuple souverain* genannt, die Rede.²⁸³ Daß man als politisch anders Denkender eine noble Haltung bewahren kann, belegt stattdessen der Baron von Gaudy, der den Franzosen Anerkennung nicht verweigert und auf den stolzen *Trotz der Offiziere* und den *republikanischen Frei-*

²⁸² Briefe vom Rhein, in: Friedenspräliminarien, 3. Bd. 1794 S. 211 ff., auch abgedruckt in den Neuen Gemeinnützigen Blättern Nr. 21/1794 S. 359 f.

²⁸³ (E. A. A. VON GÖCHHAUSEN), Meine Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden und die preußischen Kantonierungsquartiere im Februar 1794, Frankfurt und Leipzig (1794) S. 31 und S. 37 ff.

heitssinn bei den meisten dieser Leute aufmerksam macht.²⁸⁴ Auch in der anonymen Broschüre »Mainz nach der Wiedereinnahme durch die verbündeten Deutschen im Sommer 1793« stößt man auf sichtliches Wohlwollen für die Neufranken. Bei der Unterhaltung mit dem Gegner beeindrucken den Verfasser u. a. die Geschwätzigkeit, Munterkeit, Urbanität, Bildung und Gewandtheit des französischen gemeinen Mannes. Diese Eigenschaften geben dem Gespräch *besonderen Geist und Interesse*. Er hält sie für *um so angenehmer und belustigender*, weil man sie so selten in dieser *Menschenklasse anderer Nationen antrifft*. Als Wahlspruch der Gefangenen entdeckt der Autor die Devise *C'est la Nation que nous servons!* In der Nation erkennt er denn auch ihr *Idol*.²⁸⁵ Nicht ohne Reiz ist es nun, den oben geschilderten Ausmarsch der Geschlagenen in der Version Laukhards zu lesen. Da heißt es u. a.:

*Einen froheren Menschenhaufen als die abziehenden neufränkischen Kolonnen sah ich in meinem Leben selten. Sie zogen wie im Jubel eines Triumphes, den Kopf lächelnd aufrecht, grüßten die Zuschauer freundlich, schüttelten vielen, vorzüglich uns, die Hand, sangen ihren Marseiller Marsch, schäkerten und lachten, daß es von Haufen zu Haufen wiederhallte, neckten sich einander wegen der Mädchen am Arm und schritten rasch vorwärts, wie wenn die ganze Welt sie nicht mehr kümmern (. . .) Genügsamere Menschen als die Franzosen, deren frohe Laune vom murrenden Hinbrüten der Deutschen wenig oder gar nichts weiß, die durch die geringste günstige Kleinigkeit eine miterheiternde Heiterkeit auch in oder nach der ärgsten Not gleich wieder um sich verbreiten, findet man in der Welt nicht weiter. Und gerade solche Menschen sind zur geduldigen Ertragung der Kriegsstrapazen die tüchtigsten. Da wird im Felde sogar bei Mangel von den meisten gepfiffen, getanzt, gerappiert, gesungen und alles lebhaft getrieben, was den Kummer zerstreut und vergessen macht. Eine Feldmaus an der Degenspitze gebraten oder der Schenkel eines Maifrosches ist schon hinreichend, ihren Hunger als ein Leckerbissen zu stillen. Aber selten lassen ihre Anführer es bis dahin kommen (. . .) Nicht wenige von diesen Kindern der leichtsinnigen Freude führten Mainzerinnen mit sich, mit denen sie teils verhehlicht, teils nur so behängt waren. Die Mainzer Schönen sollen überhaupt sehr gefällig gegen sie gewesen sein. Aber was für ein himmelweiter Unterschied ist auch zwischen dem schäkernden Gaukelwesen eines Adonis aus Frankreich und eines grinsenden Werthers aus Deutschland! Sogar Gardisten ohne Strümpfe, mit zerrissenem Rock und Hut fanden Eingang bei manch artigen Gesichtern. Die alten Matronen sahen ihr blaues Wunder und meinten, die Leute müßten wahrhaftig zaubern können, ihnen wäre in ihrem Leben so etwas nie vorgekommen.*²⁸⁶

Auch der Autor der »Reminiszenzen aus dem Feldzuge am Rhein« begleitete einen *Schwarm von Gefangenen* nach einem blutigen Gefecht bei Kaiserslautern 1794. Seine Darstellung unterscheidet sich kaum von dem gehörten. Auch bei ihm wird gesungen, gescherzt, erklingen Witze, schlagfertige *Aperçus*. Trotz der Niederlage sind die Gefangenen voll Zuversicht, den Rhein in Kürze erobern zu können, darin erblickt man *une fatalité nécessaire*.²⁸⁷

In einer ganzen Anzahl von Anekdoten spiegelt sich ebenfalls das menschlich gewinnende Erscheinungsbild des Gegners. Dazu eine Probe aus den »Neuen Gemeinnützigen Blättern«:

²⁸⁴ Baron von GAUDY, Der Feldzug 1793 der Alliierten am Rhein bis zur Kapitulation von Mainz, in: Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges Jg. 1841, Berlin S. 286.

²⁸⁵ Mainz nach der Wiedereinnahme (Anm. 260) S. 46 und S. 61 f.

²⁸⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 2. Abt. S. 451 und S. 482 f.

²⁸⁷ Reminiszenzen S. 214 f.

Bei einer Patrouille stößt ein Offizier vom Regiment Prinz Ferdinand auf einen Chasseur, der Schildwache steht. Als sie bis auf dreißig Schritt heran sind, winkt ihnen der mit der Hand, nicht weiterzukommen. Sie, als sie sich entdeckt sahen, bleiben auch halten und erwarten, daß, da der Chasseur nicht schießt, er auf sie zukommen und übergehen werde. Der aber, anstatt nach seiner Büchse zu greifen, langt eine Flöte aus der Tasche und bläst ihnen das ›Ça ira‹ mit zwölf Variationen vor. Sie können sich denken, daß das den Offizier der Patrouille ungemein amüsierte; und der Franzose, wie er fertig ist, nimmt den Hut ab, grüßt höflich, sie rufen ihm Beifall zu, und beide Teile reiten von dannen. Das ist noch ein echter Franzose! möchte man hier (. . .) ausrufen; so originell französisch ist dieser Zug!²⁸⁸

Freilich begegnete man sich in diesem Krieg nicht immer so human, war man im Grabenkampf so ritterlich. So erzählt W. F. Chassot von Florencourt erschüttert und empört von feigen, hinterhältigen *Menschenjagden* auf französische Vorposten bei der Belagerung von Valenciennes. Hannoveranische Offiziere machten sich dabei einen Spaß, den Gegner, den sie aus der Deckung lockten, regelrecht abzuschießen. Das ganze war dann für sie ein *lächerliches Spektakel*, ein *lustiger Auftritt*.²⁸⁹ Gleichsam als Kontrast zur fast idyllischen Atmosphäre beim Abzug der französischen Besatzung aus Mainz kann auch Wageners Reportage vom Ausmarsch der Besiegten aus den zur Übergabe gezwungenen Festungen Condé und Valenciennes gelten, wo sich die Franzosen nach erbittertem Widerstand schließlich dem Hunger beugen mußten. Der Schilderung Wageners fehlt so ganz das Leichte, Unbeschwerte, gleichwohl läßt sie den Gegner in recht günstigem Licht erscheinen. Sichtlich bewegt spricht Wagener vom Schmerz und der Niedergeschlagenheit der Franzosen, verwundert sich über die vielen Soldaten, die noch einmal *ihr Gewehr küssen*, bevor sie es abliefern. Sie taten dies *mit einer Inbrunst, als sollten sie die Geliebte ihres Lebens auf immer verlassen*.²⁹⁰ Auch bemerkt er einen einzelnen französischen Kanonier, dessen *wallendes Franzosenblut* aufbegehrt, der *laut wider die Übergabe der Festung räsonierte* und dem man dafür *öffentlich 50 Stockschläge, auf gut kaiserlich, auf das dicke Fleisch verabreicht*.²⁹¹ Der schwer geprüften Besatzung von Valenciennes erweist der Feldprediger wegen der *bewiesenen Bravheit* Respekt und Mitgefühl, besonders imponiert ihm der *überaus würdige Kommandant*.²⁹² Den Vorbeimarsch der militärisch bezwungenen Franzosen kommentiert er mit den Worten:

Wenn man das vorüberziehende Gewühl der oft außer Reih und Glied bunt untereinander dahintanzenden Garnison und die große Anzahl der unter derselben befindlichen Greise und Knaben aufmerksam betrachtete, so konnte man sich kaum überzeugen, daß eben diese Truppen wie Löwen gestritten und Valenciennes so heldenmässig verteidigt hatten. Wie es scheint, so haftet die französische Schwärmerei für Gleichheit und Herd gleich gut in den Köpfen der Kinder, Erwachsenen und der Greise. Was die militärischen Fähigkeiten der ganz jungen Leute berührt, so kommt Wagener zu der Ansicht:

Auch drückt er, wäre er auch jung und klein und ohne Hosen sein Gewehr so gut ab und haut auf sein vortrefflich bedientes Kanon die brennende Lunte so gut auf, als

²⁸⁸ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1793 S. 393 f.

²⁸⁹ W. F. CHASSOT VON FLORENCOURT, Sittliche Schilderungen, entworfen auf einer Reise von Braunschweig nach Cassel, Berlin 1801 S. 145.

²⁹⁰ Nordarmee S. 341.

²⁹¹ Ibid. S. 342 f.

²⁹² Ibid. S. 360.

*unsere handfesten Männer mit deutscher Riesenkraft und kalter Vernunft.*²⁹³ Die politische Schwärmerei habe auch zur Folge, daß der Franzose seines Lebens wenig achtet, wenn es darauf ankommt, seinem geliebten Vaterland einen Dienst zu erweisen. Er gibt Beispiele, wie der Feind das ihm edelmütig angebotene Pardon verweigerte:

*Noch sterbend lallte er in seiner Muttersprache die bis zum letzten Odemzug wiederholten Worte: »Es lebe die französische Republik! Es lebe die Freiheit!« Bis zu diesem Grad der Verachtung des Lebens erfüllte politische Schwärmerei die Köpfe unserer Feinde. Und einem solchen Volke das Garaus zu machen, sollte den verbündeten Mächten ein Leichtes sein? – O, wie wenig müssen unsere Genossen die Menschen und die Geschichte studiert haben.*²⁹⁴

*Wir fangen etwas spät an, den bisher zu wenig geschätzten Feind richtiger zu würdigen.*²⁹⁵ Die aus Valenciennes kommenden Gefangenen wurden übrigens von den kaiserlichen und englischen Soldaten höhnisch mit der bekannten Melodie des berüchtigten »Ça ira« empfangen. Wagener empfindet über diesen den tapferen Feind beleidigenden Spott so etwas wie Scham, wertet diese Demonstration der Verbündeten auch als einen *Einfall ihrer kleinlichen und ungroßmütigen Denkungsart*, überläßt dabei seinen Lesern die Schlußfolgerung, wer sich hier wohl in Wahrheit mit *Entehrung und Schande* bedeckt habe.²⁹⁶

Diese menschlich ansprechende Art, über den Gegner zu schreiben, ehrt den Feldprediger, doch bleibt sie keineswegs die Ausnahme. Es gehört zu den überraschenden Befunden bei der Durchsicht der Quellentexte, daß eine ganz beachtliche Zahl von Augenzeugen die Neufranken bemerkenswert vorurteilsfrei und freimütig beurteilt. Dabei haben Lob oder Bewunderung für den revolutionären Gegner um so mehr Gewicht, als unsere Beobachter ja keineswegs Revolutionsfreunde gewesen sind! Viel Freundliches vor allem auch für die Offiziere der Gegenseite spricht nicht zuletzt aus den zahllosen Anekdoten, die damals die Runde machten, gesammelt und zum Teil eigens gedruckt wurden. Ein Musterbeispiel dafür ist jene zu Herzen gehende Geschichte »Kindliche Zärtlichkeit«, die mehrfach publiziert wurde.²⁹⁷ Hier ist von einem zwölfjährigen Knaben aus dem Magdeburgischen die Rede, der sich ganz allein ins Feldlager der Preußen aufmacht, um seinem hungernden Vater, der sich so sehnsüchtig ein Gericht Kartoffeln wünscht, die entbehrten Früchte zu bringen. Auf dem Rückweg verirrt er sich ins Hauptquartier Custines. Der feindliche Feldherr, *gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes*, schenkt ihm zwei Goldstücke und läßt dafür sorgen, daß er wieder sicher zu den Preußen zurückfindet.²⁹⁸

Bezeichnend für die löbliche Denkungsart des Gegners ist schließlich eine andere Begebenheit, die der sehr seriöse Reiseschriftsteller Chassot von Florencourt für wert und *merkwürdig genug* erachtet, *der Vergessenheit entrissen zu werden*. Sie handelt

²⁹³ Ibid. S. 359 und S. 280.

²⁹⁴ Ibid. S. 385.

²⁹⁵ Ibid. S. 280.

²⁹⁶ Ibid. S. 361.

²⁹⁷ Deutsches Magazin, Hamburg Bd. 1/1794 S. 34 ff. und Anekdoten und Charakterzüge (Anm. 126), 2. Heft Halle 1794 S. 107 ff.

²⁹⁸ Deutsches Magazin a.a.O. S. 36.

von dem beispielhaften Gerechtigkeitssinn eines französischen Bürgergenerals, der einem jungen preußischen Offizier in einer unangenehmen Situation faire Hilfe zukommen läßt. Ein Reitknecht des Preußen war mit Pferden, Garderobe und dem Geld des nicht allzu begüterten Cornets zu den Franzosen übergelaufen. Auf die Bitte des Bestohlenen hin wurde der Spitzbube im feindlichen Lager arretiert und mit seiner Beute an die Preußen ausgeliefert, wo *der Verbrecher* seine verdiente Strafe fand. Florencourt preist diese *schöne Tat des Bürgergenerals, die seinem Charakter unendliche Ehre macht, als einen Beitrag zur rühmlichen Geschichte der Menschheit.*²⁹⁹

Bei der Beurteilung der neufränkischen Soldaten übernehmen unsere Augenzeugen auch gern Wendungen aus der Revolutionsmetaphorik mit den beliebten Reminiszenzen an die Antike. Derartige Sprachgesten waren nicht zuletzt durch die Parisfahrer der ersten Revolutionsjahre, so z. B. durch Campe, Mode geworden. Da vergleicht man etwa den tapferen Kommandanten von Verdun mit einem Cato³⁰⁰ und die glühende Vaterlandsliebe der Republikaner mit derjenigen *der edlen Verteidiger Griechenlands.*³⁰¹ Auch bei Knesebeck tauchen derartige Assoziationen auf; in dem von ihm herausgegebenen »Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten« setzt er den Abwehrkampf der Revolutionsarmee in Analogie zum Freiheitskampf der Griechen gegen die Perser und warnt gleichzeitig eindringlich davor, *den hohen Enthusiasmus der Franzosen hochmütig und verblendet als Hirngespinnst oder als eine Chimäre zu bezeichnen.*³⁰² Unter Anspielung auf die seiner Meinung nach veränderte Mentalität des Gegners meint er, *das wollüstige Athen* – also das dekadente Frankreich des Ancien Régime – habe sich *zu einem neuen Sparta umgewandelt*, dabei habe sich *attische List mit dem Charakter des Spartaners gepaart.*³⁰³

Von einem anderen Beobachter, der sich *um eine philosophische Beurteilung dieses Feldzuges* bemüht, werden die für ihr Vaterland gefallenen Krieger Frankreichs pathetisch mit den Helden von Marathon, Salamis und den Thermopylen verglichen:

*Die Gerechtigkeit der besseren Nachwelt wird die Aufopferungswilligkeit des fränkischen Bürgersoldaten nicht wie der schnöde Parteigeist unwissender Menschen in dem Branntweinausgang suchen; philosophischer und gründlicher wird sie jene höhere Kraft in ihm würdigen, die die Athener auf die Flotte trieb, die Leonidas und seine Spartaner über den Tod erhöhte, die Roms und Deutschlands Helden (. . .) beseelte und die dem Amerikaner die Allmacht gab, sich von dem mächtigen Szepter Großbritanniens kühn loszureißen.*³⁰⁴

Der zitierte Verfasser ist kein Jakobiner, sondern vielmehr ein Befürworter des Interventionskrieges! Weniger überschwenglich würdigt der Feldprediger Wagener die *feindliche Bravheit*. Auf die Ursachen eines empfindlichen Debakels der Preußen in der Rheinpfalz eingehend, gesteht er unumwunden: *Lassen Sie uns aufrichtig sein*

²⁹⁹ W. F. Chassot von FLORENCOURT, Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil des Nieder- und Obersächsischen, Westfälischen und Oberrheinischen Kreises, Berlin 1795 S. 177.

³⁰⁰ Argos oder der Mann mit hundert Augen, Straßburg Nr. XXV/1792 und LAUKHARD, Leben und Schicksale, 3. Teil S. 132 und S. 223.

³⁰¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Teil, 1. Abt. S. 71.

³⁰² Der Krieg der Griechen gegen die Perser in Vergleich mit dem jetzigen der Alliierten gegen Frankreich, in: Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten 3/1795 Frankfurt S. 36. Laukhard lobt übrigens den *kosmopolitischen Gehalt* dieses Beitrages. Vgl. Leben und Schicksale, 3. Teil S. 165.

³⁰³ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 79f.

³⁰⁴ Der Französische Freiheitskrieg (Anm. 4) Bd. 2 S. 33 und S. 313.

(. . .) und bekennen, daß der Schlüssel zu dieser wundersamen und ungewöhnlichen Begebenheit fast allein in der musterhaften Schlaubeit, Kühnheit und Entschlossenheit des Feindes zu suchen ist.³⁰⁵ Verleumdungen des Gegners, in denen behauptet wird, die stürmenden Franzosen hätten in der Raserei des Branntweindunstes oder gar der Empfindungslosigkeit der Opiate³⁰⁶ gehandelt, erteilt er eine scharfe Abfuhr. Nach seiner Überzeugung kann der Todesmut des Gegners auch schwerlich ganz das Werk der Guillotine sein.³⁰⁷ Daß die Furcht vor der Guillotine die Franzosen antreibt, erscheint vielen Zeitgenossen damals allerdings eine Tatsache;³⁰⁸ gelegentlich werden dann noch Raubsucht und die Aussicht auf Beute als nicht unwesentliche Triebfedern des militärischen Elans der Sansculotten genannt, doch kommen derartige Argumente auffallend selten.

Ganz entscheidend ist für die meisten Augenzeugen hingegen die Erkenntnis, daß die Franzosen im Gegensatz zu ihren Widersachern mächtige Motive haben, die sie zu ihren erstaunlichen Taten ermuntern. Von der Hauptidee ›Es lebe die Freiheit!‹ erhalten alle ihre Gesinnungen Leben und Feuer (. . .) Freiheit oder Tod ist ihre einzige Alternative.³⁰⁹ Während der Nationalfranzose patriotisch-enthusiastisch kämpft, für Gut und Blut streitet, fehlt den unterm Stockregiment dienenden deutschen Mietlings- und Lohnsklaven,³¹⁰ die für billige acht Groschen Löhnung ihr Leben riskieren müssen, der überzeugende Beweggrund. Laukhard rühmt auch das neue französische Militärrecht, erläutert gleichzeitig die Mißstände der preußischen Militärjustiz an Hand anschaulicher Beispiele. Die Vorzüge des Code militaire lernt er zum erstenmal bei den Landauer Volontärs kennen, in deren Mitte er sich wohlfühlt und deren Verhalten er hohes Lob zollt. Ihm imponieren das sinnvolle, funktionsgerechte Exerzieren, überhaupt die ganze Gestaltung des militärischen Alltags sowie das hohe politische Interesse der Soldaten. Mit großem Scharfblick erkennt er, wie man durch eine geschickte Informationspolitik, durch patriotische Dekrete, Journale,³¹¹ Feld- und Schlachtengesänge, Theateraufführungen etc. unter der Truppe große moralische Empfindungen und heroische Tugenden weckt,³¹² wie man nichts unversucht läßt, um das Interesse ihrer Armeen an ihrem Nationalprozesse nicht erkalten zu lassen.³¹³ In dieser wirkungsvollen psychologisch-politischen Maschinerie, die auch von anderer Seite erkannt wird, vermutet er einen Schlüssel zu den Riesentaten dieses Volkes.³¹⁴ Nach seiner Auffassung hat durch den Krieg der Ideen-Kommerz der Franzosen

³⁰⁵ Über die Pfalz am Rhein Bd. 2 S. 5.

³⁰⁶ Ibid. S. 6.

³⁰⁷ Nordarmee S. 281.

³⁰⁸ Briefe über den Feldzug (Anm. 267) S. 96 und Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 51.

³⁰⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 66 f.

³¹⁰ Ibid. S. 72 Vgl. auch J. E. BOLLMANN (Anm. 214) S. 183: Mietlinge können wider Mietlinge Taten tun, können auch sonst zuweilen kleine Vorteile erfechten, aber ewig bezwingen sie keine Leute, die von hohem Enthusiasmus beseelt für ihr Vaterland kämpfen.

³¹¹ Vgl. dazu auch Freimütige Briefe eines Engländers (Anm. 4) S. 68 ff.: Einige Schriften zur Lektüre gehören zum Feldgeräthe des Soldaten, auch selbst des gemeinen Mannes (. . .) So führen sie denn gar häufig Les droits des hommes bei sich, anstatt Kleider- oder Schuhbürste. Auch Zeitungen und Monatsschriften werden häufig und stark bei der Armee gelesen.

³¹² Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 85.

³¹³ Ibid. S. 77.

³¹⁴ Ibid. S. 78.

beträchtlich gewonnen, nach ihm gibt es jetzt *kein Kriegsheer weiter* mit einer so intensiven und *ungehinderten Mitteilung der Grundsätze und Gedanken*.³¹⁵ So sei letztlich das *allgemeine Aufgebot* zu einem wahren Schmelztigel der Nation geworden. Daß bei der Politisierung der Soldaten den Offizieren zusätzliche Aufgaben zufallen, bleibt den Beobachtern ebenfalls nicht verborgen. Ein skeptischer Augenzeuge gewinnt hierbei den Eindruck, daß die politische Meinung der Truppen nicht selten das Resultat des von den Offizieren *empfangenen jakobinisch-sophistischen Unterrichts* sei und nicht immer der *inneren Überzeugung* der Leute entspräche.³¹⁶

Der Krieg fördert aber nicht allein die Ideologisierung, er *vermehrt auch den Freiheitssinn der Franzosen*.³¹⁷ Nach Laukhard hat er *allein in Frankreich den Gedanken der Nation rege gemacht*.³¹⁸ So sei auch das Wort *La patrie est en danger!* wie ein *elektrischer Schlag durch das ganze Land gefahren*.³¹⁹ Reagiere anderswo der Soldat zudem mehr wie ein *passives Geschöpf*, so lerne er jetzt selbständig zu *agieren*. Hieraus erkläre sich auch das *muntere, mitteilende Wesen des französischen Militärs*, die Tatsache, daß der französische Soldat *so guter Dinge* sei und *so brüderlich*.³²⁰ Laukhard zieht den Schluß, *der jetzige Krieg habe von seiten der Franzosen die bisherige militärische Organisation und Maschinerie so verrückt, daß man sich schon genötigt sehen wird, andere Grundsätze für beide wie überhaupt für jeden Krieg in der Zukunft humaner und menschlicher zu befolgen*.³²¹ Natürlich seien auch die stehenden Heere obsolet. Insgesamt habe man es in Frankreich *dahin gebracht, den Menschen auch von seiten des Staates als ein selbständiges Wesen, als Zweck zu behandeln und nicht als Nieme, wie Friedrich der Zweite sich einmal ausdrückte, oder als ein Mittel, das der Despot nur so lange achtet, als er es zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Zwecke brauchbar findet*.³²² Als bester Beweis gilt ihm dafür das französische Lazarettwesen, das er aus hervorragender eigener Kenntnis heraus engagiert beschreibt und das ihm ein leuchtendes Beispiel für praktizierte Humanität und verantwortungsvolle Fürsorge für die Soldaten ist.³²³ Seine realistische Schilderung der schauderhaften Verhältnisse in einem preußischen Lazarett in Longwy dient ihm dabei als wirkungsvoller Kontrast. Gerade seine Klage über diese empörenden Mißstände fand in der Öffentlichkeit ein starkes Echo, wie überhaupt das bittere Schicksal der Kriegsinvaliden unsere Beobachter besonders beschäftigt.³²⁴

³¹⁵ Ibid. S. 58.

³¹⁶ Mainz nach der Wiedereinnahme (Anm. 260) S. 62f.

³¹⁷ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 224.

³¹⁸ Ibid. S. 225.

³¹⁹ Ibid., 4. Teil, 2. Abt. S. 95.

³²⁰ Ibid., 4. Teil, 1. Abt. S. 89 und S. 93.

³²¹ Ibid. S. 89.

³²² Ibid. S. 466.

³²³ Ibid. S. 445 Dazu auch J. E. BOLLMANN (Anm. 214) S. 184: *In Frankreich sind so viel Krüppel so viel Märtyrer für die gemeinsame Sache. Man gibt ihnen Feste in Paris, jeder Vorübergehende drückt ihnen glühend die Hände, man hebt ihr Herz über ihr Ungemach*. Als Bollmann im November 1793 in Berlin *preußische Krüppel* ankommen sieht, *da rührt sich kein Berliner*.

³²⁴ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 2. Pack S. 217ff. Im Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten Bd. 1/1794 S. 268 wird Laukhards Darstellung der Verhältnisse als *leider wahr* bezeichnet. Auch in seinen Memoiren geht Laukhard ausführlich auf *das Elend in den Feldlazaretten* ein. Vgl. Leben und Schicksale, 3. Teil S. 244ff.

Wie sehr die Augenzeugen persönlich unter dem Banne der durch *feurige Dekrete des Konvents*,³²⁵ durch die Allgewalt der Zaubermusik des ›Ça ira‹³²⁶ aufgepeitschten Revolutionsheere standen, dokumentieren die Quellen unablässig. Stets wiederkehrend vernimmt man, welch faszinierende Ausstrahlung von den Revolutionsparolen, dem Gesang der französischen Kolonnen, den heroischen Gebärden, der Suggestivkraft der *Bluthymne*,³²⁷ dem *Vive la nation!*, dem *Avancez!*, dem mitreißenden *Suivez-nous braves camarades!*, dem Ritual beim Pflanzen eines Freiheitsbaumes etc. ausging. Selbst Verächter der Revolutionsmystik, kühle Köpfe, konsequente Gegner der Revolution bleiben da nicht unbeeindruckt: *So sehr diese Zeremonie in Deutschland verschrien ist, so hat sie dennoch etwas Geisterhebendes, welches ich Dir nicht zu schildern vermag (. . .) Es wird einem so wohl dabei, daß man froh aufjauchzen könnte*, liest man da beispielsweise.³²⁸ Zu den stärksten Eindrücken des preußischen Feldpredigers und Schriftstellers Lafontaine zählt der ihm unvergeßliche Anblick eines französischen Kavalleriekorps, welches er eines Tages über einen Gebirgszug der Vogesen heranrücken sah. *Es rückte in voller Feldmusik und mit Gesang vor. Die so vielen Tausenden tödlich gewordene Marseiller Hymne war es, welche man angestimmt hatte. Bei den Worten: Aux armes, citoyens! fuhren im Nu alle Säbel aus den Scheiden. Lafontaine war tief erschüttert. Oft versicherte er, prachtvoll-schauerlichere Schauspiele nie gesehen zu haben.*³²⁹ Nach Laukhard stimmen diese *Feld- und Schlachtgesänge* mit dem *Republikanismus* und dem *Zweck ihres Krieges* treffend und eingreifend überein und sind voller Kraft und Feuer und beleben den Mut bis zum Enthusiasmus. *Sie sind Produkte ihrer besten und eindringlichsten Dichter.*³³⁰

Aus dem Lebensbericht Johann Steiningers, der als Tambour in der Revolutionsarmee diente, ist uns ebenfalls bekannt, wie durch derartige stimulierende Märsche die Soldaten *hoch begeistert wurden*.³³¹ Steininger läßt extra einige dieser populären Lieder abdrucken. Wie es dem durchschnittlichen preußischen Soldaten beim Anblick dieser anstürmenden Sansculotten *da wohl zu Mute war*, kann man sich denken. Aus einem anonymen Brief in den Neuen Gemeinnützigen Blättern läßt sich das auch bei aller Zurückhaltung unschwer heraushören.³³²

Auf die Freunde der Neufranken, auf alle diejenigen, die sich von der Woge der Begeisterung ja gerne mittragen ließen, wirkte das ganze Revolutionsfluidum natürlich noch vehementer. Butenschön ist dafür ein gutes Beispiel. Als er im Januar 1793 den Rhein überschreitet und sich dem Land der Revolution nähert, da laufen ihm *unwillkürlich die Tränen übers Gesicht*, und in Speyer sieht er sichtlich bewegt zum erstenmal ganze *Bataillone von Franken, alle zum Streit gerüstet, voll Mut und Kraft!* In Speyer hört er auch *die bis in alle Ewigkeit merkwürdige Hymne ›Allons enfants de la patrie‹*. Er kommentiert sie ergriffen: *In den ersten Zeilen herrscht ein herzerschüt-*

³²⁵ Der Französische Freiheitskrieg (Anm. 4) Bd. I S. 187.

³²⁶ Nordarmee 362.

³²⁷ Zebedäus Kuckuck (d. i. F. G. SCHILLING), Bagatellen aus dem zweiten Feldzuge am Mittelrheine 1793, Dresden und Leipzig 1797, in: Gesamtausgabe der Werke Bd. 19, Leipzig 1812 S. 93.

³²⁸ Freimütige Briefe eines Engländers (Anm. 4) S. 10.

³²⁹ J. G. GRUBER, August Lafontaines Leben und Wirken, Halle 1833 S. 183.

³³⁰ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 77.

³³¹ Leben und Abenteuer des Johann Steininger. Hrsg. v. G. DIEZEL Stuttgart 1841 S. 116.

³³² Ibid. S. 143ff. und Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 26/1793 S. 411.

ternder, melancholischer Ton, der allemal gegen das Ende in stürmenden Zorn übergeht. Der letzte Vers ›amour sacré de la patrie‹ u. s. w. ist ein Meisterstück innigen Gefühls; ich war späterhin dabei, wo ganze Heere ihn knieend sangen und weiß, wie allmächtig er wirkte. Jetzt kann ich mir vorstellen, warum Tyrtäus bei den Griechen soviel galt.³³³

Revolutionsschwärmerei und neufränkisches politisches Brauchtum, von den Revolutionstruppen sozusagen frisch eingeführt, ergriffen naturgemäß auch weite Kreise der Bevölkerung am Rhein. Der junge Karl von Nostitz beispielsweise erlebte als Fremder, wie der *Freiheitsschwindel* die Gemüter erfaßte und mächtig ins Linksrheinische vordrang, *Jung und Alt mit Jakobiner-Mützen ausputzend*, als der dazumal modernsten französischen Ware.³³⁴ Von Johann Friedrich Reichardt wiederum wissen wir, daß die pfälzischen, trierischen und Mainzer Einwohner ganze Ladungen von *Nationalcokarden 1792 aus dem benachbarten Elsaß kommen ließen*.³³⁵ Welch begehrtes Objekt sie zunächst waren, darüber gibt ein anonymes Brief Auskunft, der als Stimmungsbild aus den euphorischen Anfangsstunden der Revolution am Rhein gelten mag. Der Verfasser, ein glühender Revolutionsanhänger, schreibt aus Mainz an einen elsässischen Freund:

Euer herrlicher Custine ist seit vorgestern in unseren Mauern. Wir tragen die drei Farben und einige auf der Brust das ›Vivre libre ou mourir!‹ O lieber Freund! Ich bitte dich, komm' doch so bald als möglich hierher (. . .) Ich habe unseren so großmütigen Sieger noch nicht gesehen, aber Tränen sind mir stromweise aus den Augen gequollen, da ich die Kapitulation las. Ich habe in der Nacht geschrien wie ein Rasender und meiner Freude keine Grenzen gesetzt. Jetzt sogar weiß ich mir noch nicht zu helfen, weiß nicht, wie mir ist. Ich bitte dich, komm hierher! Du findest als Franzose noch bei mir die Constitution deutsch und französisch, des Rabaud de St. Etienne Revolutionsgeschichte, seine Bemerkungen, Paoli's Leben und sein Porträt, eine Cocarde, den Cato und ein republikanisches Herz. Alle Leute lieben eure Franzosen von Grund der Seele, allein, man sollte auch dem den Hals brechen, der's nicht täte. Ich habe keine gütigeren und dabei ernsteren Menschen gesehen als sie. Wir waren schon am Sonntag mittags im Lager. Sie riefen uns zu: Bonjour, Camarades! Bon jour mes Frères! Wir standen bei der Pique mit der Freiheitskappe: ein Offizier redete mit uns mit einer Suade, die ich noch an wenig Menschen beobachtet habe und die nur dem Franzosen eigen ist. Unsere Knaben hängen wie die Kletten an euren Republikanern. Gestern morgens waren ungefähr 40–50 alle zwischen 6 und 7 Jahren im Lager, ein alter Offizier stand allein in ihrer Mitte mit einem Pack Cocarden. Die Kinder schrien in einem fort: Cocarde Monsieur! Der alte Vater gab jedem eine, und so wie er's tat, küßte er die Kinder mit Zärtlichkeit. Unser ehemaliger Kurfürst soll tot sein vor Schrecken. Ich habe seit der Zeit öfters geweint vor Freude. O der erschütternde Übergang von Feind zu Freund, die Lage, gegen jemand streiten zu müssen, den man liebt, und nun diese Lage mit einemale so

³³³ Friedrich BUTENSCHÖN, *Meine Erfahrungen in den fürchterlichsten Tagen der Französischen Revolution* KLIO Bd. 1/1796, Leipzig S. 24ff. In C. U. D. von EGGERS *Bemerkungen auf einer Reise* Bd. 2 S. 35 (Anm. 263) liest man: *Diese Lieder sind ganz in dem Sinne des republikanischen Systems der Franzosen. Die Ästhetik mag manches dagegen einzuwenden haben, auch die strenge Moral stimmt bei weitem nicht mit allen Grundsätzen überein. Aber für den Zweck sind sie im ganzen passend. Sie haben schöne, wahrhaft erhabene Stellen, bei denen man sich unwillkürlich fortgerissen fühlt.* S. 35ff. bringt der Verfasser eigens Textproben. Er selbst singt bei einer republikanischen Feier, *hingerissen von der trefflichen Musik und ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen, einige von den Strophen mit.*

³³⁴ Aus Karl von Nostitz *Leben und Briefwechsel*, Dresden 1848 S. 11.

³³⁵ J. F. REICHARDT, *Vertraute Briefe über Frankreich*, Teil I Berlin 1792 S. 90.

himmlisch verändert, die Sicherheit des Eigentums, die fröhlichen Gesichter, der Jubel unserer Freunde, Republikaner zu Tausenden um mich und einen Custine bei mir, den ich bis zur Anbetung verehere, alles dies – o! wie gewaltsam greift es in mein Herz (. . .) Einige Illuminaten haben schon, ehe noch die Kapitulation ganz zu Stande gekommen war, die drei Farben am Hute getragen. Nun trägt sie beinahe alles, viele Weiber an Halstüchern, Hüten und Hauben. Ich bitte dich, wenn du hierher kommst, bring doch Porträts von einigen eurer großen Staatsmänner und Generäle mit, ich will sie gerne bezahlen. Eure Soldaten geben uns ihre Cocarden mit Freuden und nehmen dafür durchaus kein Geld. Man muß es ihnen mit Gewalt und saurer Miene aufdringen. Wir haben schon mit allen Brüderschaft gemacht.³³⁶

Was vor allem Laukhard über die Motivation und die Identifikation der neufränkischen Krieger mit ihrer Nation und Republik vorbringt, wird von anderen Augenzeugen ergänzt, nuanciert, modifiziert. Hier soll nun weiter dargelegt werden, welche einzigartige Bedeutung die Konfrontation beider Heere damals hatte und wie breit die Skala der Stellungnahmen tatsächlich gewesen ist. Dabei soll auch etwas von der Intensität des kritischen Nachdenkens und dem ganzen Ausmaß der geistigen Unruhe spürbar werden, die von dieser deutsch-französischen Begegnung ausgelöst wurde. Darüber hinaus wird in vielen Punkten die frappierende Gemeinsamkeit in der Beurteilung wesentlicher Fragen ins Auge fallen.

Knesebeck, der schon im Sommer 1790 seiner Überzeugung Ausdruck verleiht, daß für die soldatische Existenz *die Wirkungen von innen nach außen heraus* entscheidender sei *als von außen nach innen oder durch den Stock auf die Seele*,³³⁷ erörtert ebenfalls den Unterschied zwischen einem Heer, wo sich ein jeder vom ersten bis zum letzten mit Wärme für die Sache interessiert, und einem, das nur der Ehrgeiz der Oberen antreibt. Dem stehenden Heere fehle es gewiß nicht an Mut, es sei aber unterlegen, weil seine Seele seinen Körper nicht so antreibe wie jenen, den der Enthusiasmus entflamme.³³⁸ Dem Revolutionsheer, in dem ein jeder die gleichen Rechte genieße, die gleichen Lasten trage, ginge nun einmal unleugbar ein Zauber voran.³³⁹ Der deutsche Soldat, der von sechs Kreuzern lebt, habe nichts als den Ruf, Ordnung und gute Manneszucht zu halten,³⁴⁰ nichts als die Liebe zu den Oberen und den Willen, den alten Ruhm der Vorfahren nicht einbüßen zu wollen.³⁴¹ Knesebeck erkennt den durch den Krieg ausgelösten Solidarismusmechanismus in Frankreich und sieht im Krieg selbst die eigentliche Quelle des Enthusiasmus.³⁴² Auf alliierter Seite vermißt er u. a. ein einheitli-

³³⁶ Argos Nr. XXXV vom 30. 10. 1792 S. 278f. Wenige Tage später schreibt Caroline Böhmer-Schlegel in einem Brief aus Mainz u. a.: *Die National-Cocarden wimmeln auf den Gassen*. Vgl. GUSTAV LANDAUER (Anm. 253) S. 221. Einen guten Einblick in die damalige Stimmung in Mainz geben auch die von Franz DUMONT edierten Quellen: Briefe aus der Mainzer Republik, Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte 3 (1977) S. 305 ff.

³³⁷ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 41/1791 S. 226f.

³³⁸ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 56f.

³³⁹ Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 53.

³⁴⁰ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 57, dies wörtlich auch bei W. F. Chassot von FLORENCOURT (Anm. 299) S. 127.

³⁴¹ Betrachtung über den jetzigen Krieg S. 59.

³⁴² Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 33. Laukhard, der den Krieg der Koalition gegen Frankreich mit dem der Perser gegen das freie Griechenland vergleicht, warnt eindringlich davor, *Frankreich jetzt wieder einen König aufzudringen*. Nach seiner Meinung war schließlich die spätere Eroberung von Persien durch Alexander den Großen eine Folge der Unternehmungen der alten persischen

ches und überzeugendes militärisches Konzept, die optimale Versorgung der Truppen, auch beklagt er die Egoismen und Kabalen, die tiefgehenden Interessensgegensätze unter den Verbündeten, *die Jalousie der Höfe und Generale*.³⁴³ Am meisten verwundert er sich über die Ignoranz, die einfach nicht wahrhaben will, daß dieses militärische Ringen *blutiger, von größerem Umfang und größerer Beschwerlichkeit ist als der Siebenjährige Krieg*. Unablässig zieht er publizistisch gegen diese verhängnisvolle Fehleinschätzung der Lage zu Felde, indem er mit Akribie die Taktik und Strategie des Gegners erläutert. Er begreift die ganze Tragweite der *Levée en masse* ebenso wie die revolutionierende Wirkung des Tirailleurgefechts³⁴⁴ mit der dominierenden Rolle der sogenannten leichten Truppen und kleineren Verbände: *Die leichte Armee hat in diesem Krieg Epoche gemacht!* lautet ein Kernsatz seiner Analyse.³⁴⁵ Des weiteren würdigt er unvoreingenommen die hohe Qualität des revolutionären Generalstabs und das beachtliche Leistungsvermögen der französischen Artillerie. Er verweist nachdrücklich auf die ungeheueren *Hilfsquellen der Republik*, den schier unausschöpfbaren Fundus an Menschen, die meisterhafte Ausnutzung des Terrains durch die Truppen, auf deren Erfindungsgeist, *bewunderswerte Kühnheit und Geschwindigkeit*,³⁴⁶ auf das imponierende Vermögen, solche Operationen zu bevorzugen, bei denen es in besonderem Maße auf *den Geist, auf die Fähigkeiten und die Geschicklichkeit eines jeden ankomme*.³⁴⁷ Die Erklärung für die Erfolge des Gegners sieht er außer in dem Enthusiasmus und den spezifischen militärpolitischen Faktoren aber auch *im Nationalcharakter der Franzosen selbst*. So besitzt seiner Meinung nach *der französische Bauer unleugbar mehr körperliche Geschicklichkeit*, zudem käme die *Aufklärung jedes Einzelnen* dem Republikaner doch *ungemein zustatten*.³⁴⁸ Dieser mit Einfallsreichtum agierende, selbständig und oft für sich allein operierende, dieser, wie Wagener einmal treffend formuliert, *quecksilberartige Neufranke*³⁴⁹ wird nach Knesebeck *dem Deutschen immer überlegen sein*.³⁵⁰ Die dem Deutschen angeborene *Vorsichtigkeit* und *eine gewisse Trägheit*³⁵¹ spornten zu wenig an, eigneten sich auch gar nicht für das, *was leichte Truppen leisten können*.³⁵² Die französische Infanterie, von der man sehr viel lernen könne, sei einfach *verschlagen, listig, unermüdsam, kühn, verwegen*, dies seien *ihre Hauptcharakterzüge*.³⁵³ Knesebeck räumt freilich ein, daß man die Franzosen jedoch keineswegs unkritisch verklären dürfe. So meint er einmal

Tyrannen gegen die Freiheit der Griechen. Prophetisch schreibt er dann: *Wird einst Frankreich einen Alexander haben, so ist Deutschland seine Eroberung! Dies merke man sich in Wien und in Regensburg*. Vgl. *Leben und Schicksale*, 3. Teil S. 218f.

³⁴³ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 106.

³⁴⁴ Ibid. S. 47 und S. 76ff.

³⁴⁵ Ibid. S. 63ff und: Maßstab zur Beurteilung des jetzigen Krieges, in: *Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten* 3/1795 S. 14.

³⁴⁶ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 36, S. 69 und S. 78.

³⁴⁷ Ibid. S. 64.

³⁴⁸ Ibid. S. 62 und *Magazin* (Anm. 345) S. 13.

³⁴⁹ Über die Pfalz am Rhein 2. Bd. S. 167.

³⁵⁰ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 65.

³⁵¹ Ibid. S. 109.

³⁵² Ibid. S. 64.

³⁵³ Ibid. S. 65 Der Verf. des Buches *Der Französische Freiheitskrieg* (Anm. 4) spricht von *leichter Fassungskraft* und *reizbarer Empfänglichkeit*, a.a.O. S. 15 und S. 262.

recht nüchtern, zur *Freiheitswut und zum Freiheitssinn* auf der Gegenseite geselle sich auch ein nicht unerhebliches Maß an Habsucht. Er hält es sogar für erwiesen, daß die republikanischen Anführer ihren Leuten *tausend schandbare Zügellosigkeiten* gestattet, die man den Preußen nie erlauben würde.³⁵⁴

Was die auch von Knesebeck berührte revolutionäre Phraseologie und die propagandistische Beeinflussung der Neufranken angeht, so ist dieses komplexe Thema interessanterweise selbst einmal in den »Neuen Gemeinnützigen Blättern« Gegenstand eines auffallenden Beitrages, in dem ein Anonymus vorschlägt, doch die offenkundig so erfolgreiche französische Praxis preußischerseits zu kopieren.

*Der gemeine Franzose liest viel, heißt es da zutreffend, und hundert hören einem zu, der sein republikanisches Blatt aus der Tasche zieht (. . .) Was hat das ›Ça ira‹, was der Marseiller Marsch nicht gewirkt, die Gemüter zu exaltieren! Den Tod schon auf der Zunge, sollen bei dem neulichen Transport französischer Gefangener, wenn die Gesunden ihr ›Ça ira‹ sangen (. . .) Sterbende das ›Ça ira‹ nachgelallt – und den Geist aufgegeben haben. Und täglich und stündlich werden Broschüren aller Art mit Posten und Kuriers durch ganz Frankreich geschickt, um die armen Franzosen (. . .) nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Wir müssen von ihnen lernen!*³⁵⁵

Der Verfasser glaubt, auf diese Weise ließe sich etwas zur Stärkung *des deutschen Patriotismus* beitragen. Allerdings blieb es mehr bei der Anregung, beim Deklamatorischen, denn so ohne weiteres ließ sich die angeschlagene Moral der eigenen Truppen nicht heben. In den »Neuen Gemeinnützigen Blättern« war übrigens seit Kriegsbeginn versucht worden, durch patriotische Lieder und Gedichte den Preußengeist zu stärken,³⁵⁶ doch flaute das bald ab. Auch Knesebeck hatte sich daran beteiligt.³⁵⁷ Fouqué berichtet ein wenig resigniert davon, daß *Lieder aus diesem Ton* im Heer *weniger Anklang fanden* als beispielsweise in den heimatlichen Provinzen. Zu sehr hätten *der verderbliche Rückzug aus der Champagne* und andere militärische Enttäuschungen *die exaltierten Hoffnungen (. . .) auf einen glänzenden Ausgang des Krieges gelähmt, wenn nicht ganz und gar niedergedrückt.*³⁵⁸

Neben Laukhard und Knesebecks Analysen enthalten auch die anonymen »Briefe über den Feldzug von 1794« wertvolle Betrachtungen zur Überlegenheit der Franzosen. Der unbekannte Verfasser äußert recht selbstkritische Gedanken, wenngleich er an seinem Glauben an die nach wie vor gute Substanz der preußischen Armee festhält. Scharf tadelt er die deplacierten Witze über die Sansculotten. Für ihn leistet *ein junger Kerl mit zerrissenem Rock, aber mit Mut und Enthusiasmus (. . .) oft mehr als der alte, gutgekleidete Krieger, der des Streitens müde ist.*³⁵⁹ Eine Armee ohne spürbare *Energie*, ohne *Enthusiasmus* scheint ihm *keine großen Taten verrichten zu können.*³⁶⁰ Für ihn ist auch längst der *Zeitpunkt vorbei, wo man dem Fanatismus der Freiheit den sonst so mächtigen Fanatismus der Religion entgegensetzen könnte.* Er argumentiert

³⁵⁴ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 57.

³⁵⁵ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 41/1794 S. 225 ff.

³⁵⁶ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 27/1792, 35/1792, 14/1793, 26/1793 u. a.

³⁵⁷ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 37/1794 S. 163 ff. und 39/1794 S. 193 ff.

³⁵⁸ Lebensgeschichte des Barons Friedrich de la Motte-Fouqué aufgezeichnet durch ihn selbst, Halle 1840 S. 117.

³⁵⁹ Briefe über den Feldzug (Anm. 267) S. 8 f.

³⁶⁰ Ibid. S. 26.

weiter: *Der Aberglaube wirkt selbst auf den gemeinsten Haufen nur äußerst selten und schwach. Man spreche dem Volke noch so viel von den Banden der Gesellschaft, die durch die der französischen ähnliche Revolutionen zerrissen werden, von dem dadurch entstehenden Unglück für alle Glieder der Gesellschaft; diese Worte sind zu abstrakt und über die Fassungskraft des Volks.* Stattdessen sollten nach seinem Dafürhalten *die Großen (. . .) an der Spitze ihrer Armeen kämpfen,*³⁶¹ namentlich *die Offiziere mit gutem Beispiel vorangehen!* Sie müßten dann aber auch die Unbequemlichkeiten und die Gefahren mit den Ihrigen teilen, ebenso ihre Einkünfte. Ihr Zelt müßte bei ihnen aufgeschlagen sein, zudem sei *spartanische Kost ihre Nahrung.* Nur so ließen sich *Achtung und Liebe der Untertanen* erzielen.³⁶² Natürlich wäre es auch unabdingbar, den gesamten sozialen Status und die materielle Lage der Soldaten zu verbessern, womit nicht nur die Verpflegung gemeint ist.

Dieser Augenzeuge vermißt auch vielfach die persönliche Ausstrahlungskraft populärer militärischer Führer auf seiten der Koalition. Persönlichkeiten wie Gustav Adolf, Karl XII. und Friedrich der Große hätten seiner Meinung nach die fehlende Begeisterung wachrufen können. Eine Nachricht wie die: *Fritze kommt!* habe allemal *wie ein elektrischer Funke gewirkt,* der große König habe auch die notwendige *Beredsamkeit* und *Überzeugungsgabe* besessen, die rechte Ansprache sowohl *für das Genie und den gebildeten Stand wie für den Pöbel.*³⁶³ Der Verfasser begrüßt den *allgemeinen Aufklärungsgeist* in der französischen Armee wie auch die sich dem Offizierskorps jetzt eröffnenden Aufstiegschancen. Viele Offiziere hätten *der Revolution ihr Glück zu verdanken,* befänden sich durch sie *in glücklichen Umständen* und seien deshalb aus einleuchtenden Gründen *ihre eifrigsten Anhänger.*³⁶⁴ Gedanken Scharnhorsts und Pläne der Reformer vorwegnehmend, bezieht er auch das politisch so heikle Thema des militärischen Beförderungsmodus mit ein und plädiert für ein stärker zeitgemäßes *Avancement* der Offiziere, das sich nicht einseitig vom adligen Stammbaum herleite, sondern mehr die Erfahrung und die Verdienste berücksichtige. Es dürfe nicht *zum Grundsatz werden und genug sein, von einer altadligen Mutter abzustammen,* um voranzukommen. Weder Geld noch Verwandtschaften, vielmehr *ausgezeichnete Dienste und Genie*³⁶⁵ sollten für den Aufstieg einzig ausschlaggebend sein. Auf diese Weise wird das System des Feudalabsolutismus einer unmißverständlichen Kritik unterzogen!

Auch die Beiträge anderer Augenzeugen zeigen den Einfluß revolutionären Gedankengutes und Bereitschaft zur Kritik am Bestehenden. Sie lassen an der Methode, mit der sie eine Reihe essentieller Fragen aufgreifen und diskutieren, erkennen, wie klar man die Veränderungsprozesse in politischer, militärischer und sozialer Hinsicht erfaßt hat und wie ungeniert man Anachronismen beim Namen nennt.

Der Verfasser der »Bemerkungen«, der das komparative Verfahren bevorzugt,

³⁶¹ Ibid. S. 27.

³⁶² Ibid. S. 30f.

³⁶³ Ibid. S. 28.

³⁶⁴ Ibid. S. 5f.

³⁶⁵ Ibid. S. 7f. Vgl. dazu auch Scharnhorst Briefe, erster Hand. Privatbriefe Hrsg. von Karl LINNEBACH, München 1914 S. 40: *Wir werden von Aristokraten zurückgesetzt und streiten für die Aristokraten; oder weil er nicht adelig ist, wird ein tüchtiger bürgerlicher Offizier zurückgesetzt.*

knüpft in seinem etwas später erschienenen Buch in mancherlei Hinsicht an das gerade gesagte an. Auch er schenkt der Rolle der Offiziere in der Revolutionsarmee auffallend starke Beachtung. Nach ihm hängt die Karriere der Offiziere nunmehr weitgehend vom *ausgezeichneten Dienst* und *vorzüglich aber vom Zutrauen seiner Kameraden* ab.³⁶⁶ Über die Qualität des höheren Offizierskorps erfährt man bei ihm Lobenswertes, u. a. verweist er auf dessen Bildungseifer, Lesefreudigkeit, Anspruchslosigkeit und psychologisches Geschick im Umgang mit den Soldaten. *Die unglückliche Pedanterie* wie im Dienst der Deutschen sei den Neufranken unbekannt. Der französische Offizier könne die Zeit, *welche der deutsche Offizier auf den ewigen Wacht-, Kirchen- und Löhnungsparaden verträumt, zum Studieren nützlicher verwenden.*³⁶⁷ Der Verfasser räumt allerdings ein, daß *die Würde des Offiziers* im Revolutionsheer *bei weitem nicht so glänzend sei als bei uns. Der Offizier bis zum Kommandeur des Bataillons zeichnet sich nur durch einen kleinen gelben Ringkragen aus, er ist nicht sonderlich besoldet, nicht besser gepflegt und oft noch schlechter gekleidet als der Gemeine, mit dem er auch durchaus einerlei Schicksal hat. Er muß zu Fuß gehen, sein Brot und Fleisch tragen und unter freiem Himmel liegen.*³⁶⁸ Die einfache Lebensweise der Revolutionsoffiziere, die keineswegs über diesen *Mangel an Bequemlichkeit klagen*,³⁶⁹ ist ein beliebtes Thema in unseren Quellen. Während also beim Gegner der *Luxus der Offiziere verschwunden* war,³⁷⁰ legten die Offiziere der Koalition selbst mitten im Krieg größten Wert auf eine anspruchsvolle und standesgemäße Ausstattung. Die lakonische Bemerkung des preußischen Generals von Müffling: *Ein preussischer Edelmann geht nicht zu Fuß*³⁷¹ ist für diese Einstellung typisch. Aus der Vielzahl der Belege für den spartanischen Lebensstil französischer Offiziere sei eine kleine charakteristische Episode, die der bei Kaiserslautern 1793 gefangene preußische Stabskapitän von Rohr vom Grenadierbataillon von Kalkstein erzählt, herausgegriffen. In einer engen Stube durfte er im Hauptquartier der Franzosen am Frühstück teilnehmen und berichtet u. a. darüber:

*Generäle und Packknechte, Fleischer und Repräsentanten saßen – gewiß ihrer dreizehn an der Zahl – um einen großen Kumpen Reis mit Hühnern und frühstückten. Man war allgemein äußerst artig gegen mich und forderte mich auf, mitzufrühstücken. Eine kleine Weile hatte ich es mir gut schmecken lassen, als sich jemand neben mich hinstellte, der dem Anscheine nach ebenso hungrig war als ich. Er hatte keinen Löffel, ich bot ihm also meinen an, in der Hoffnung, daß ich ihn zurückerhalten würde. Das war aber irrig. Die Gesellschaft hatte nicht Löffel genug und gingen diese deshalb auf eine Art Pränumeration aus einer Hand in die andere. An mich kam kein Löffel wieder.*³⁷²

³⁶⁶ Bemerkungen S. 15.

³⁶⁷ Ibid. S. 22.

³⁶⁸ Ibid. S. 16.

³⁶⁹ Ibid. S. 284.

³⁷⁰ Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 80.

³⁷¹ F. K. F. VON MÜFFLING, *Aus meinem Leben*, Berlin 1855 S. 14: Über die so komfortable Feld-
Equipage der Offiziere auf seiten der Koalition berichten u. a. K. v. SCHINTLING (Anm. 218) S. 424 und J.
ZIEKURSCH (Anm. 3) S. 40ff. Hinweise auf die bemerkenswert anspruchslose Lebensweise der Offiziere
der Revolutionsarmee finden sich u. a. bei J. SODEN (Anm. 250) S. 149f. und bei GIRTANNER (Anm. 254) 1.
Heft S. 119f. und 4. Heft S. 247f. und S. 250.

³⁷² Theodor FONTANE, *Sämtliche Werke* (Ausgabe Hanser), *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*
Bd. 1 München 1966 S. 440f.

Der Verfasser der »Bemerkungen« hält eine Reform des Dienstes und eine Verbesserung der Qualität der Offiziere wie der allgemeinen Disziplin im Heer der Verbündeten für dringend geboten. Jungen tüchtigen und *fleißigen* Offizieren mache man überdies oft zu viele Schwierigkeiten, wenn sie gewissenhaft zu Werke gehen wollten oder es gar wagten, *gegen einreißende Unordnungen zu eifern*.³⁷³ Manche Kompaniechefs rieten ihren Offizieren sogar, *den Leuten bei einem Commando durch die Finger zu sehen, damit man keine den Beutel beschwerliche Desertion habe*. Der junge Offizier, oft allzu früh desillusioniert, *lerne nichts als Schulden machen* und gewöhne sich leicht an das *so bequeme Nichtstun*. Weit verbreitet sei das *starke Trinken*, jenes *niedrige Laster*, das eine der *Hauptursache von dem Verfall unseres Militärs* sei. Die *gesamte militärische Erziehung*³⁷⁴ sei voller Mängel!

In seinen umfangreichen Darlegungen vermittelt der Autor ein äußerst negatives Erscheinungsbild der Koalitionsarmee, von der sich das neufränkische Gegenmodell so erfreulich abhebt. Mit die herbste Kritik widerfährt den Österreichern:

*Nirgends habe ich einen rauhern, ungesellschaftern, nicht die mindeste Erziehung verrätenden Ton gefunden als bei der kaiserlichen Armee. Die wenigen guten, vernünftigen und liebenswürdigen Offiziere, welche ich habe kennenlernen, (. . .) haben oft gegen mich darüber geklagt. Wir sind bald darin übereingekommen, daß dies weit weniger die Schuld der jungen Offiziere, die bloß dem reißenden Strome folgen, als fehlerhafte Einrichtung des Dienstes sei.*³⁷⁵

Wie sehr kontrastieren die wiederholten Hinweise auf *moralisches Verderben*, auf die *miserable Verfassung der Sitten*³⁷⁶ da mit der Feststellung eines anderen Augenzeugen, der bei Verdun zwei gefangenen französischen Offizieren der Nationalgarde begegnete, die beide vor dem Krieg einfache Handwerker waren: *Aber gewiß, sie hatten den vornehmsten Anstand.*³⁷⁷

In den »Bemerkungen« wird auch die wenig effiziente Ausbildung der Truppe für den Kriegsfall kritisiert, wird darüber Klage geführt, daß man die Leute mit dem nutzlosen *ewigen Exerzieren quäle*.³⁷⁸ Die Franzosen machten dies ganz anders und besser. Auch das Unteroffizierskorps genieße bei den Alliierten zu wenig Achtung, weil viele *erbärmliche Menschen* derartige Ränge erhielten; man wähle ohne Rücksicht auf die tatsächliche Eignung *bloß nach dem äußeren Ansehen* aus und *mache den Zollstab zum Maße von Verdienst*. Unter diesen Unteroffizieren gäbe es *viele alte Säufer*, die man durch unsinnige Nebenbeschäftigungen von ihren eigentlichen Hauptaufgaben ablenke.³⁷⁹ Allzu viele deutsche Militärs hielten es zudem nach wie vor für ein besonderes *Verdienst*, einen *guten Stock führen zu können*. Dieses *Hauptmittel* (. . .) *zur Aufrechterhaltung der Disziplin und Ordnung* sei den Franzosen ganz *unbekannt*. Den *Stock gegen einen Menschen zu gebrauchen*, das gelte jetzt in Frankreich für *eins der schwersten Verbrechen*. *Dennoch besteht die französische Armee!*³⁸⁰ Und nicht nur dies, sie übertriffe, was die Disziplin angehe, die eigene.

³⁷³ Bemerkungen S. 42.

³⁷⁴ Ibid. S. 40 und S. 42.

³⁷⁵ Ibid. S. 42f.

³⁷⁶ Ibid.

³⁷⁷ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1792 S. 416.

³⁷⁸ Bemerkungen S. 44.

³⁷⁹ Ibid. S. 38.

³⁸⁰ Ibid. S. 15.

Weiterhin sei sie zweckmäßiger ausgerüstet, beweglicher und marschiere auch besser. Auch sei der einfache französische Soldat weit besser unterrichtet über das, was vorgehe:

Daher hat beinahe jeder gemeine Soldat eine richtige Kenntnis von den Märschen und Bewegungen, welche er machen soll. Bei uns Deutschen ist es nicht nur eine seltene Erscheinung, einen gemeinen Soldaten zu finden, der diese Art von Neugier besitzen sollte, sondern sie wird sogar für einen Fehler gehalten und mit dem verhaßten Namen Raisonieren belegt. Jetzt glaubt nun überdies noch der gemeine französische Soldat, das Recht zu haben, nach allem, was vorgeht, fragen zu dürfen, weil er für seine eigene Sache streitet. Er darf jetzt, sobald er nicht unter dem Gewehre steht, mit seinen Vorgesetzten, selbst mit dem commandierenden Generale, wie mit seinesgleichen sprechen. (. . .) So findet man jetzt leicht einen gemeinen französischen Reiter, welcher so bestimmt und ordentlich den Vorgang irgendeiner Affaire, welche er mitmachte, zu erzählen weiß, daß man den ersten Adjutanten des commandierenden Generals sprechen zu hören glaubt. Welch ein Unterschied zwischen ihm und dem gemeinen deutschen Soldaten, welcher selten nur den Ort, woher er kommt, noch weniger den, wohin er will, zu nennen weiß. Die preußischen Truppen machen hiervon allein noch eine Ausnahme (. . .) Ein großer Unterschied muß nun in der Wirkung sein, wenn Tausende eine Sache unternehmen, deren Ursache und Zweck alle genau wissen, deren Folgen sie berechnen können und die deswegen entschlossen sind, alle ihre Kräfte zur Ausführung anzuwenden, weil ihnen der Plan gefällt.³⁸¹

Ähnlich wie Scharnhorst tritt der Verfasser für eine optimale Information der Armee über die jeweiligen Operationen und Kriegsziele ein, weil er sich durch diese Kooperation zwischen Führern und Geführten eine größere Schlagkraft, eine bessere Moral und vor allem eine Identifikation mit der gemeinsamen Sache erhofft.³⁸²

Ein gravierender Nachteil für die Verbündeten sei auch, daß die Franzosen *die Kunst, mit ihren Leuten sprechen zu können, besser verstehen als wir.*³⁸³ Im Dienst der Deutschen spreche man *wenig oder gar nicht mit dem gemeinen Mann*, und so habe man ihn natürlich *auch vom Verstehen entwöhnt.*³⁸⁴ Ganz anders die Franzosen! *Es gibt, glaubt der Verfasser, keine Nation weiter, welche selbst so gern spricht und sprechen hört, und vielleicht schätzt auch keine die Gabe, gut sprechen zu können, höher als die französische.* Im Nachbarland lasse man sich durch eine gelungene Rede rasch begeistern:

Der französische Soldat läßt seine Suppe, die er ungern entbehrt, stehen, um eine schöne Rede zu hören, und beurteilt nachher zuerst den Vortrag, nicht den Sinn derselben. »Diable, c'était un beau oder un mauvais discours!«, das ist sein erstes Urteil. Gefiel ihm der Vortrag, dann denkt er weiter über den Inhalt nach. Erhält auch dieser seinen Beifall, dann ist er auch darauf bedacht, das Gesagte auszuführen, und nun ermuntert er alles, was um ihn ist, in seiner eigenen Rede das auch zu tun. So entzündet sich in allen ein elektrischer Funke, und der Schlag muß erfolgen.³⁸⁵

Diesen Gegebenheiten trage wiederum die französische Militärverfassung – auch durch die Volksrepräsentanten – in besonderer Weise Rechnung. In Deutschland habe

³⁸¹ Ibid. S. 24 ff. und S. 26.

³⁸² Vgl. jetzt auch Günter WOLLSTEIN, Scharnhorst und die Französische Revolution in: Historische Zeitschrift Bd. 227 1978 Heft 2 S. 325 ff.

³⁸³ Bemerkungen S. 32.

³⁸⁴ Ibid. S. 26.

³⁸⁵ Ibid. S. 26 f.

nur *Friedrich der Unsterbliche* diese Kunst, mit dem gemeinen Mann zu sprechen, bei recht kritischen Gelegenheiten und allemal mit beinahe bewundernswürdigem Erfolge gebraucht. Dadurch erwarb er sich blindes Zutrauen und unbegrenzte Liebe bei seinem Heere, denn er war immer der erste, welcher ihm die jedesmalige Lage getreu schilderte. Seine Worte hätten den Pommer zu Tränen gerührt, seien aber auch den Cassuben und Wenden verständlich gewesen.³⁸⁶ Die Kritik des progressiven Autors gipfelt gewissermaßen in der Behauptung, man habe schon seit einer langen Reihe von Jahren (. . .) viel zu sehr auf das Äußere des Soldaten und gar nicht auf seinen moralischen Charakter gesehen, hier liege der eigentliche Grund für den desolaten Zustand der Armee. Kein Wunder auch, daß diese in schlechten Grundsätzen aufgezogene Truppe ein miserables Verhältnis zu den Bürgern und Bauern des eigenen Landes habe:

Zwischen den Bewohnern eines Landes und den stehenden Truppen herrschte ferner schon Mißhelligkeit. Das Land hält die Armee meistens für seinen Zuchtmeister, der Soldat hingegen kannte keine größere Freude, als wenn er den Bürger und Bauern quälen oder ihm wenigstens unhöflich begegnen konnte. Der Verfasser meint, die Armee wünsche »nur deswegen Krieg, um ihre ganze Brutalität einmal recht ungestraft auslassen zu können«. Er fährt fort mit den bitteren Worten: »Exzesse bezeichneten von der Garnison an unsern Marsch, der Ruf davon ging vor uns her, wir wurden überall schlecht empfangen und mußten an allem Mangel leiden.«³⁸⁷

Bezeichnenderweise sei es zu Anfang des Krieges dem Soldaten auch gar nicht klar gewesen, warum man ihn in diesen beschwerlichen Krieg führte:

Die Unruhen in Frankreich waren ihm gleichgültig, die Auswanderung des französischen Adels kümmerte ihn nicht. Man konnte also dem Preußen, dem Böhmen, dem Ungarn u. s. w., selbst dem Bewohner des Rheinufers nicht sagen, das Vaterland sei in Gefahr (. . .) Auf die Österreicher schien es anfangs einen ziemlich lebhaften Eindruck zu machen, als man ihnen sagte, sie müßten die Kinder und Enkel von Maria Theresia zu retten, die katholische Religion zu schützen, den Krieg führen. Was aber kümmerte dies den Preußen, welcher die Hälfte seiner Lebenszeit hindurch mit eben dieser Maria Theresia und ihren Kindern Krieg geführt hatte? Was den Sachsen, der gewiß keine gerade dringenden Ursachen hat, das Haus Österreich zu lieben, und welcher die katholische Religion nicht achtet? Dies alles war den übrigen Kriegern noch gleichgültiger. Man gab ihnen daher zu verstehen, sie müßten die Majestät des Throns verteidigen. Aber, dachten sie, was kümmert uns der französische Thron?³⁸⁸

Die Untertanen fragten: Warum setzen wir uns wohl allen Gefahren aus und leben mehrere Jahre in Not, Mangel und Trübsal? (. . .) Diesen Gedanken habe ich mehrere Male von dem gemeinen Mann gehört.³⁸⁹ An einer Stelle des Textes heißt es sogar, daß der größte Teil der Armee überhaupt nicht gewußt habe, wer die Tochter Marien Theresiens sei, andern wieder wäre sie völlig gleichgültig gewesen. Genau so unwichtig war dem größten Teil der kaiserlichen Armee das Abschaffen der katholischen Religion, die nur noch einige Feldpatres für die allein seligmachende Religion halten.³⁹⁰ Schließlich und endlich habe sich der Soldat so gar keinen Begriff machen können etwa

³⁸⁶ Ibid. S. 27.

³⁸⁷ Ibid. S. 34.

³⁸⁸ Ibid. S. 73f.

³⁸⁹ Ibid. S. 69.

³⁹⁰ Ibid. S. 28.

vom Gleichgewicht in Deutschland oder derartigen politischen Maximen.³⁹¹ Im Gegensatz zu den Franzosen hätte man halt keinen überzeugenden Grund zu kämpfen, kein belebendes Motiv besessen.³⁹²

Zu den die Besonderheiten des Revolutionskrieges nicht bloß referierenden, sondern kritisch reflektierenden Autoren ist auch ein anonymes »Offizier aus Aachen« zu rechnen. Dieser zum Invaliden gewordene ehemalige Regimentskommandeur hat einen höchst interessanten Aufsatz »Über das Französische Militär« verfaßt, der auch auszugsweise in Ernst Ludwig Posselts »Europäischen Annalen« veröffentlicht wurde.³⁹³ Die brillant geschriebene Studie faßt in mancher Hinsicht die bisher zu unserem Thema vorgebrachten Thesen und Argumente in gedrängter Form zusammen, setzt aber auch durchaus neue Akzente. Diese informative Analyse imponiert, weil der Verfasser die Materie hervorragend beherrscht, dabei auch gewisse Mängel in der Revolutionsarmee nicht unterschlägt. Insgesamt erweist sich sein Beitrag als eine unbarmherzige Kritik am stehenden Heer. Dem Autor geht es, wie er unmißverständlich formuliert, darum, *den wesentlichen Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Soldaten anzugeben, um den Leser in den Stand zu setzen, aus Gründen und unbestreitbaren Tatsachen des letzteren Vorzüge anzuerkennen.*³⁹⁴ Er rühmt am französischen Soldaten u. a. dessen Ehrgefühl, Tapferkeit, Gewandtheit, Lebhaftigkeit, allgemeine Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen, seinen hohen Grad an Aufklärung, die Vaterlandsliebe, Freiheit des Selbstdenkens, das immerwährende Wechseln der Ideen untereinander, die Bekanntschaft mit allem, was die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes angeht, sowie die Erhöhung des Gefühls namentlich durch die patriotischen Gesänge.³⁹⁵ Zunächst geht der Beobachter vom äußeren Erscheinungsbild der Truppen aus. Dabei kommt er zu dem Schluß, daß *der erste Anblick eines französischen Bataillons für dasselbe nicht vorteilhaft sei; dies gelte vornehmlich für ein an preußische und österreichische Paraden gewöhntes Auge. Da sei kein gleicher Anzug, nichts Poliertes, Geputztes, kein Glanz und kein Schimmer zu erkennen. Wollte man die Citoyens so nach den Grundsätzen der militärischen Pedanterie beurteilen, fielen sie alle durch!* Doch dies ist nun gerade nicht der Maßstab unseres unbekannteren Betrachters, er fragt vielmehr nach dem Zweckmäßigen der Kleidung und Ausrüstung der Truppe und führt dabei den Beweis, daß unter dem Aspekt der am meisten geeigneten *Bau-Materialien* und deren *Dauer, Inhalt und Anwendbarkeit* der französische Soldat gewiß dem deutschen überlegen sei.³⁹⁶

Das äußere Aussehen der Revolutionsarmee ist übrigens in den zeitgenössischen Berichten ein bevorzugter Aspekt. Schon dem preußischen Kronprinzen war das *buntscheckige und seltsame* Aussehen dieser neufränkischen Armee, die so ganz und gar nichts *Übereinstimmendes* mit dem hat, *woran unser Auge einmal gewöhnt ist* und

³⁹¹ Ibid. S. 71.

³⁹² Reminiszenzen S. 15.

³⁹³ Europäische Annalen, Tübingen Jg. 1796 (Hrsg. E. L. POSSELT) S. 85 ff. und Über das französische Militär. Von einem Offizier in einem Brief aus Aachen, in: Frankreich im Jahr 1796, Altona 1796 Bd. 1 S. 20–37 (fortan Kurztitel »Über das französische Militär«).

³⁹⁴ Über das französische Militär S. 28.

³⁹⁵ Ibid. S. 28 f.

³⁹⁶ Ibid. S. 20.

was man zu erwarten pflegt, wenn man regelmäßig dressierte Truppen sieht, aufgefallen. Ihm schien auch hinsichtlich der Ausrüstung dieser Armee *alles ziemlich willkürlich der eigenen Wahl des Menschen überlassen zu sein.*³⁹⁷ Dieses Element des Zufälligen, der Improvisation, betont auch ein Berichterstatter in den »Politischen Annalen«: Sein Blick fällt auf ein *Bataillon Obnehosen, wovon einige Soldaten blaue Röcke, andere Kapotten von allen erdenklichen Farben, wiederum andere weder eines noch das andere haben, sondern Kamisölchen oder in Bauernkitteln mitlaufen. Der eine hat ein langes, der andere ein kurzes Gewehr, dieser hat Kamaschen, jener Strümpfe. Der Augenzeuge bemerkt, diese Truppe habe sich sozusagen ohne Zutun eines Menschen, wie ein Schneeball, der vom Dache herabrollt, selbst gebildet.*³⁹⁸ Der Text verzichtet aber auf jeden spöttischen Unterton, hebt das *possierliche Ansehen* der bunten Schar hervor und weist darauf hin, daß die französischen Generale *mit solchen Leuten* Staunenswertes erreicht und *den tapfersten Soldaten in der Welt glücklichen Widerstand geleistet* hätten. Daraus könne man wieder ersehen, *welch ein Freiheitsdrang die Franzosen offensichtlich beseele.*³⁹⁹

Der Verfasser unserer Abhandlung über das französische Militär schenkt auch der Altersstruktur beider Heere große Aufmerksamkeit, wobei er die Gesundheit und die körperliche Konstitution der jeweiligen Kontrahenten genau prüft. Daß ein *preussisches und österreichisches Regiment* in der Regel *aus Leuten von 20 bis 60 Jahren besteht*, hält er in physischer und psychischer Hinsicht für einen unerhörten Nachteil. Ein Großteil der deutschen Truppen sei krank, ohne die notwendige körperliche Frische und Widerstandskraft. Die zwischenmenschlichen Beziehungen seien starken Belastungen ausgesetzt, es herrsche ein *völliger Mangel an Eintracht* und an *Gemeingeist* unter den Soldaten: *Die Alten, ihres kummerreichen Lebens satt, hassen die kleinste Fröhlichkeit der Jüngeren. Diese drückt die mürrische Aussicht der Älteren!* Spannungen seien an der Tagesordnung. Ganz anders auf französischer Seite. Dort sei der Soldat *selten über 30, mehr unter zwanzig Jahren*, also gerade in dem Alter, *welches am fähigsten ist, die Mühsal des kriegerischen Lebens zu tragen, dessen Unfälle abzuwehren.* Die französische Armee habe daher auch wenig Kranke, keine Invaliden. Wichtiger aber sei der dominierende jugendliche Schwung. Die Gleichaltrigkeit erleichtere den inneren Zusammenhalt: *Der französische Soldat, der sich mit seinen Kameraden immer im gleichen Alter befindet, hat mit ihm gleiche Neigungen, gleiche Wünsche. Daher ihre gemeinschaftlichen Freuden, Vergnügungen und Lustbarkeiten, daher die bereits erwähnte heitere Physiognomie.*⁴⁰⁰

Fatal sei auch die deutsche Gewohnheit, möglichst *lange Leute* zu Soldaten zu machen, zumal sie oft nur *kümmerliche Nahrung* erhielten, im Gefecht zudem mehr gefährdet seien. Den französischen Soldaten beschreibt er wie folgt:

³⁹⁷ FRIEDRICH WILHELM III., Reminiszenzen (Anm. 95) S. 170 In der Reise durch Thüringen (Anm. 199) äußert sich der Verf. über das in Koblenz versammelte preussische Heer u. a.: *Sechzigtausend Menschen aus hunderterlei verschiedenen Nationen, Sprachen, Provinzen und Orten, ebenso verschieden an Alter, Stand, Erziehung, Schicksalen und Bedürfnissen, mit Vernunft und moralischer Freiheit so gut wie Sokrates und Kant begabt, entsagen allen Ansprüchen auf Freiheit, Ruhe, Wohlstand und Leben, um eine einzige Maschine zu bilden . . .* Der Verf. zeigt eine gewisse Angst und Sorge vor einem »so hohen unbegreiflichen Grad von Ordnung, Unterwürfigkeit und Aufopferung«. a.a.O. Bd. 2 S. 101.

³⁹⁸ Politische Annalen 3/1793 S. 22.

³⁹⁹ Ibid. S. 27.

⁴⁰⁰ Über das französische Militär S. 21.

Er ist im Durchschnitt von mittelmäßiger Statur. Er hat weder überflüssige Länge noch Dicke zu tragen. Keiner hat ein Lot Fett, aber alle Muskeln sind fleischig und bedeckt. Von einem Bauche findet sich keine Spur. Zwischen allen Gliedern herrscht Proportion: keins ist durch den militärischen Anzug oder barbarisches Richten steif und verdreht. Sie gehen so leicht umher wie ihr unbefangener Sinn und sie sind gewandt wie ihr Verstand. Es sind keine preußischen Halb-Riesen, keine österreichischen Grenadiere. Es sind kleine, aber kernvolle Nüsse.⁴⁰¹

Hart getadelt wird die Nahrung des Deutschen, die so ungesund wie seine Art zu leben sei: Speck und Erbsen, gesalzener Hering, Branntwein und Toback sind seine Kost den einen Tag wie den andern. Skorbut und Krätze sind die natürlichen Folgen dieser ranzigen, scharfen Lebensmittel. Der Franzose dagegen erhalte täglich sein frisches Fleisch. Was der Deutsche an Branntwein und Toback vertue, das verzehre der Franzose an Früchten. Er müsse jetzt täglich seine Äpfel und Nüsse haben, und aus dieser gesunden frischen Kost resultiere auch sein leichtes frisches Blut, das ihn besser als alle anderen Truppen allen Arten von Epidemien widerstehen ließe.

Auch die Kleidung des Deutschen erhält eine schlechte Zensur:

Sein Anzug ist durchaus zum Ruin seiner Gesundheit eingerichtet. Die engen, steifen Kamaschen kneipen die Beine zusammen und hindern den Umlauf des Blutes (. . .) Die in den knappen Beinkleidern zusammengepreßten Lenden versagen völlig den so nötigen Verkehr des Blutes dieser Teile mit dem Unterleibe, daher so viele Hämorrhoidal-Krankheiten unter den deutschen Soldaten! Das dünne Röckchen deckt wenig und schützt weder gegen Wind noch Wetter. Die steife Halsbinde drückt die Pulsadern, verhärtet die Drüsen . . .⁴⁰²

Dazu dann wieder das positive Gegenbild:

Von allen diesen Unbilden kennt der französische Soldat keines. Sein Rock ist weit und bequem. Sein Halstuch so gemacht, wie er es am zuträglichsten hält. Seine Kamaschen sind weite schützende Überzüge, sonst nichts. Das vorzüglichste Stück seiner Kleidung, wovon er so mannigfaltigen Nutzen hat, sind die langen Pantalons. Diese schützen ihn gegen kalte und nasse Witterung besser als zwei Überröcke (. . .) Es ist ein gar auffallender Kontrast zwischen einem französischen und deutschen Soldaten, wie beide in der Kälte schildern. Der Deutsche hüllt sich in seinen Lappen von Mantel, kriecht ins Schilderhaus und friert, daß ihm die Zähne klappern. Der Franzose läuft in seinen warmen, fest zugeknöpften Pantalons, mit einem zerlöchernten Rocke hin und her und blühet wie eine Sommerblume. Hat er vollends ein paar rauhe Fausthandschuhe, so singt und trillert er die Luft um sich warm.⁴⁰³

Eine bittere Anklage erhebt der Autor gegen die so inhumane Praxis der militärischen Strafen bei den Alliierten. Sarkastisch meint er, die schienen recht dazu ersonnen, ihre Armeen zu entvölkern. In diesem Teil seiner Studie, der ein unüberhörbares Stück Zeit- und Gesellschaftskritik darstellt, liest man u. a.:

Sie (die militärischen Strafen) kosten im Durchschnitt dem zehnten Mann das Leben. Ein Soldat, der von Jugend auf gedient, hat, ehe er 30 Jahre erreicht, wenigstens einmal Gassen gelaufen. Ausnahmen sind äußerst selten. Die meisten gewinnen durch diese Strafen die Lungensucht. Dieselbe Folge bringen die Stockprügel! Wie viele Beispiele hat man nicht, daß während derselben dem Geprügelten das Blut aus dem Halse gestürzt! Die Schläge auf den

⁴⁰¹ Ibid. S. 22.

⁴⁰² Ibid. S. 22f.

⁴⁰³ Ebenda S. 23 Über die unzweckmäßige und ungesunde Kleidung beklagt sich auch LAUKHARD, Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 82ff.

Hintern, womit die Österreicher so freigebig sind, haben ebenmäßig schlimme Nachwehen. Gehen die wundgeschlagenen Stellen nicht in Eiter über, so ziehen sich die Teile zusammen, und der Kerl wird steif und lendenlahm. Noch haben mehrere deutsche Truppen einige offenbar den Menschen vernichtende Strafen beibehalten. Dahin gehört das Pfahlstehen, welches den Gestraften oft so auseinanderreckt, daß das Gliedmesser austritt und unheilbare Lähmungen daraus entstehen; das Eselreiten, von welchem selten einer, ohne einen Bruch zu gewinnen, frei kommt; das Gewehrtragen der Unteroffiziere, das jeder schwachen Lunge unmittelbar die Schwindsucht zuzieht, u. s. w. Von allen diesen Schändungen der Menschheit kennt der Franzose nichts.⁴⁰⁴

Der Verfasser geht anschließend auf die Vorteile der französischen Militärjustiz ein, in der er einen *abermaligen Beweis von der Achtung der Franzosen für die sittliche Würde des Menschen* sieht.⁴⁰⁵ Auch in der Abwesenheit aller Pedanterieen erkennt er beträchtliche Vorzüge, welche anderen Truppen mangeln; er bemerkt nichts von allen diesen unwesentlichen Dingen, die den Soldaten martern, genieren und des Lebens überdrüssig machen, als da sind: Regiments-, Kompanie- oder Kirchenparaden, keine Handgriffe noch Tempos. Kein Präsentieren noch Frontmachen für den Offizier. Keine falschen Haarzöpfe, eingepuderte Haare, gewichste Kamaschen, blanke Knöpfe, angestrichene Bandeliere, Riemenzeug noch polierte Gewehre.⁴⁰⁶

Eine hohe Meinung hegt der Autor für das Ehrgefühl, welches den französischen Soldaten beherrscht. Es ersetze bei ihm Disziplin, Religion, Philosophie und alle moralischen Kappzäume, welche sonst den sinnlichen Menschen in Zucht halten. Aus Ehrgefühl ficht er für sein Vaterland, hungert, geht halb nackt, stiehlt nicht, gehorcht und legt seinen Hals unter die Guillotine mit eben so viel Mut, als er dem Feind entgegengeht.⁴⁰⁷ Der Beobachter wird einmal Zeuge einer Exekution von sechs Grenadieren und ist verblüfft, mit welcher Fassung, ja Munterkeit die Delinquenten dem Tod ins Auge sehen.

Worin, so fragt er sich, ist nun der Grund zu finden, daß diese Menschen so mutig, so kühn dem Tode entgegengehen, daß diese gesunden, genussfähigen Menschen so resigniert sterben? daß diese sinnlichen Menschen die Welt so ohne allen Rückblick verlassen? Religion kann es nicht sein, sie haben keine, wenigstens keine, die übers Grab reicht, denn sie glauben an keine Fortdauer. Philosophie auch nicht, denn spekulative Philosophie ist der Franzosen Sache nicht. Ein hohes, über allen Verlust tröstendes Bewußtsein erfüllter Pflichten ist es auch nicht, denn der Franzose denkt über das Gute und Böse, so er begangen, selten nach. Lebensekel kann es noch weniger sein, denn hierzu bringen ihn weder Philosophie noch moralische Übel. Es ist nichts, als dieser unbändige Ehrstolz, der den Franzosen bei allen seinen Handlungen und auch in der letzten beseelt. Es sind noch immer die alten Franzosen, von denen Voltaire sagte: *«Ces foux sont plein d'honneur.»*

Durch ihre ehrenhafte Haltung glaubten die Franzosen, in den Herzen ihrer Kameraden weiterleben und so unsterblich sein zu können.⁴⁰⁸ Dasselbe Ehrgefühl, das den französischen Soldaten in der wichtigsten und letzten Handlung des Lebens nicht

⁴⁰⁴ Über das französische Militär S. 23f.

⁴⁰⁵ Ibid. S. 28.

⁴⁰⁶ Ibid. S. 24.

⁴⁰⁷ Ibid. S. 25.

⁴⁰⁸ Ibid. S. 26.

verläßt, gibt allen seinen vorhergehenden Vornehmungen eine unverkennbare Richtung, erläutert der Verfasser weiter. Nichts sei überdies auffallender als die Sprache des Gemeinen gegen seinen Unteroffizier oder General, wenn er von diesem zu etwas kommandiert werde. Das sei dann ein Räsonnieren, ein Schnattern, ein Widersprechen und Einwendungenmachen ohne Ende. Habe der Soldat aber etwas gesagt, das wirklichen Ungehorsam verrate oder gar beleidigend für den Vorgesetzten sei, so schicke man ihn am Abend beim Appell à la chambre de correction, wo es der Arrestant übrigens gut habe und wo ihn selbst die Kameraden besuchen dürften. Diese vergleichsweise so milde Strafe, über die man in einem österreichischen Regiment nur schallend lachen würde, habe gleichwohl eine große, eine empfindliche Wirkung. Der so Bestrafte gehe sprachlos und von Scham durchdrungen, sich seinem Urteile zu unterwerfen. Daß das alles einen derartigen Effekt besitze, bedeutet für den Beobachter der Szene nur ein Zeugnis mehr für die bei den Franzosen herrschend gewordene freie Denkart.⁴⁰⁹

Mängel im Heerwesen der Franzosen registriert der Verfasser überraschender Weise im Feldbäckereiwesen, dem Feldhospital und dem Zustand der Pferde und Fuhrwerke. Auch erscheinen ihm gewisse militärische *Evolutionen* durchaus fehlerhaft, wiewohl die Franzosen *vortreffliche Flankenmärsche* machten und auch *im Marschieren den Vorzug vor den Deutschen* hätten.⁴¹⁰ Die schlechte Verfassung der Pferde stört ihn sichtlich. Den Tieren ließen die Franzosen weit weniger Sorgfalt zukommen als die Deutschen. Der deutsche Soldat versorge immer zuerst seine Pferde, erst dann denke er an sich selbst. Der Franzose hingegen sei *im ganzen genommen grausam gegen alles, was Creatur ist, den Menschen ausgenommen*. Auch gegen sein Pferd sei er *fühllos, habe er keine Schonung und kein Mitleid*. Das alles hänge aber doch auch ein wenig mit einer unverkennbaren Sorglosigkeit, einem gewissen Leichtsinn des Franzosen zusammen, der sich *überhaupt wenig um die Zukunft kümmerge*. So konstatiert unser Gewährsmann im Hinblick auf die Lebens-einstellung des Nachbarn: *An der Gegenwart hält er sich, für diese lebt er, in dieser genießt er mit vollen Backen, mit allen seinen Kräften.*⁴¹¹ Im Schlußabschnitt seines Beitrages geht der Augenzeuge dann noch scharf mit den Armeekommissaren, jenen *Räubern, die nach allem greifen, woraus Geld zu machen ist*, ins Gericht. Für ihn ist die Einrichtung des Kommissariats *ein zerstörendes Übel*, und mit Abscheu schildert er recht realistisch das *Unwesen* dieser Leute, die der Republik, dem eigenen Heere und vor allem den Bewohnern des besetzten Landes unermesslich schaden. Ihre brutalen Requirierungen machten sie selbst reich, *den Landmann, jedoch arm und die Republik zum Gegenstand allgemeiner Verwünschungen*. Auch vor dem Kunstraub und der Kirchenschändung schreckten sie nicht zurück. Wohin diese *Heuschrecken* kämen, werde alles genommen. Auch die *Schmiede, Schneider, Wagner, Riemer*, sie alle müßten dann unentgeltlich für die Republik arbeiten. Nicht weil der Staat dies nicht bezahle, sondern weil diese Gelder in die Taschen der Commissarien und der Hehler wanderten. Die Folgen dieses Vorgehens seien verheerend, *bis in die untersten Stände hinein sei der Name Franzose schon verhaßt*. Der Verfasser, der sichtlich

⁴⁰⁹ Ibid. S. 27.

⁴¹⁰ Ibid. S. 31.

⁴¹¹ Ibid. S. 32.

empört über diesen Gegenstand spricht, hält sich persönlich für keinen wilden, sondern ziemlich zahmen Menschen, dennoch ließe er, hätte er die Macht dazu in Händen, diese giftigen Wucherpflanzen dutzendweise ausrotten und an der Sonne verdorren.⁴¹²

6. Anmerkungen zum französischen Volkscharakter

Das direkte Zusammentreffen mit den Neufranken und die vergleichende Betrachtung beider Heere war für manchen unserer Beobachter, wie mehrfach bereits angedeutet, ein willkommener Anlaß, sich etwas näher mit dem französischen Volks- und Nationalcharakter zu beschäftigen. Seit Ausbruch der Revolution waren derartige Versuche ohnehin ein bevorzugtes publizistisches Thema. Das Bild, das man sich hierbei vom Nachbarvolk zumindest ansatzweise machte, enthielt eine Menge Klischees, diente überdies häufig als Waffe in der aktuellen politischen Auseinandersetzung. Diese mehr manipulative Verwendung des Frankreichbildes begegnet uns auch in den vorliegenden Texten, die zeigen, wieviel subjektive Parteinahme da oft im Spiel war. Stark vom nachhaltigen Erlebnis der unmittelbaren Berührung mit den neufränkischen Invasionstruppen im Linksrheinischen geprägt sind die mehr essayhaften Beiträge über die Franzosen in Girtanners »Politischen Annalen« wo sich, ausgehend von der Beschreibung der französischen Armee, Umriss einer Charakteristik der Franzosen schlechthin finden:

Die äußere Sittlichkeit der Franzosen heißt es da zunächst, ist himmelweit von dem Begriffe entfernt, den man sich von ihnen gemacht hatte. Man hatte sie sich vorgestellt als ein ausgeartetes, raub- und mordsüchtiges, zuchtloses Volk: im Gegenteil fand man – ein bißchen unausgezeitigten republikanischen Stolz abgerechnet – an ihnen doch eine artige Nation (. . .) Wenn je eine Veränderung an ihnen gespürt wird, so ist sie zu ihrem Vorteile sowohl in Ansehung der Manneszucht als der Tapferkeit. Wer betrachtet, daß der größte Haufe in den Armeen aus Leuten bestehet, die seit drei Jahren in einer Art von Taumel leben, die gerade aus dem bürgerlichen Tumult, großen Theils vom Pfluge oder aus der Werkstatt bergelaufen sind, um die Feinde ihrer Freiheit zu bekämpfen, der wird sich über die Zucht und Ordnung verwundern, welche unter ihnen herrschet. Man kann in der Tat Dank und Hochachtung den Heerführern nicht versagen, welche dieses Wunder bewirkt haben.⁴¹³ Auch an anderer Stelle lobt man:

Nichts ist leichter, als sich an den Umgang mit Franzosen zu gewöhnen. Höflichkeit, Anstand, Munterkeit, Witz und Unverdrossenheit machen ihn überaus angenehm; nur muß man sich hüten, ihr Point d'honneur zu berühren. An diesem Plätzchen sind sie sehr kitzlich.⁴¹⁴ Im gleichen Journal ist dann von der brausenden Leidenschaft der Freiwilligen die Rede, von den Franzosen als einem leichtsinnigen, unruhigen Volk.⁴¹⁵ Damit ist ein ganz wichtiges Stichwort gegeben, bewegen sich die Überlegungen der Augenzeugen doch immer wieder um diesen zentralen Nenner Leichtsinns, oder, was

⁴¹² Ibid. S. 34 und 36.

⁴¹³ Über den Nationalcharakter der Frankreicher, Politische Annalen Bd. 1/1793 S. 523.

⁴¹⁴ Politische Annalen Bd. 3/1793 S. 25.

⁴¹⁵ Ibid. Bd. 1/1793 S. 521 und 525.

meistens in einem Atemzug damit genannt wird, *Unüberlegtheit und Lebhaftigkeit*.⁴¹⁶ Dazu noch einmal eine Auswahl aus Girtanner:

Die Franzosen sind ein überaus lebhaftes, munteres und geistreiches Volk, im Durchschnitt mehr klein als groß, von wohlgebildetem Körperbau, nervigt, gelenksam und von der Natur mit jugendlichem Feuer bis ins hohe Alter ausgerüstet, daher sie der Wollust sehr ergeben sind und in körperlichen Übungen andere Nationen übertreffen. Eitel, ruhmredig und in sich selbst verliebt, glauben sie zu allem, was ihnen gefällt, ein angeborenes Recht zu haben und maßen's sich mit Keckheit an. Höflich sind sie und geschmeidig, wo sie gehorchen, stolz und gebieterisch, wo sie herrschen, aber allezeit von angenehmer Lebensart. Dem Spiele und allen sinnlichen Ergötzungen ergeben, sind sie nicht geizig, aber habsüchtig, um verschwenden zu können; filzig im Erwerben, großmütig im Vertun.

Leichtsinnig, unstandhaft, ungeduldig, stets nach Abwechslung und neuem Genusse des Lebens ringend, haben sie wenig Beharrlichkeit und sind mehr zur Intrige als zur wahren Klugheit aufgelegt; mehr zornig und grausam als rachsüchtig: keine Sklaven des Wortes, aber nicht aus Bosheit treulos. Tapfer aus Eitelkeit und persönlichem Ehrgeize, stürzen sie sich mit der Verachtung des Lebens in die Gefahren und fechten mit Standhaftigkeit, wo sie sich schmeicheln können, bemerkt zu werden. Sie schlagen sich daher einzeln und in kleinen Haufen besser als in großen Armeen, welche, weil jener Beweggrund nicht durch Manneszucht ersetzt wird, leicht in Unordnung und panischen Schrecken geraten. Sie haben mehr Anlage zu Künsten und schönen Wissenschaften als zum tiefsinnigen Studium der hohen Wissenschaften, die anhaltendes Nachdenken erfordern (. . .) Ihr Geschmack ist überhaupt mehr zum Hübschen und Niedlichen als zum Großen und Schönen gestimmt (. . .) Sie modeln alles nach ihrem Geschmacke.⁴¹⁷

Das Bild vom jugendlichen Franzosen als dem *unbesonnenen, kecken, feurigen, eigensinnigen Jünglinge* wird dann noch einmal variiert in einer kleinen Studie mit dem so sprechenden Titel: »Die Franzosen sind Kinder.«⁴¹⁸ Der Verfasser rät seinen Lesern, sich die Franzosen ganz unter diesem Aspekt vorzustellen, dann könne man sie besser begreifen und auch besser mit ihnen auskommen. Für sein Porträt der Franzosen stützt er sich auf *das Gemälde, welches der Menschenkenner Horaz von einem achtzehnjährigen Jüngling* entworfen hat. Um eine Auswahl ganz bestimmter Horaz-Zitate herum gruppiert er dann seine Betrachtungen über das Wesen der Franzosen, die beigegebenen lateinischen Sentenzen dienen dabei als Leitmotive und zusätzliche Illustrationen. Nach Meinung des anonymen Verfassers ist der Franzose mit Jugendlichkeit *bis zum Überflusse ausgerüstet*, verkörpert er *lange dauernde Jugend* schlechthin, sie ist die *Grundlage* seines Charakters. Die Franzosen gleichen in ihrer Lebensart und Handlungsweise den Jünglingen, viele sogenannte Untugenden dieser Nation sind nichts anderes als Wirkungen des *jugendlichen Charakters*, also an sich nicht böse oder schlecht. Zu diesen *Attributen der Jugend* und damit auffallenden

⁴¹⁶ Ibid. Bd. 3/1793 S. 23 Die stereotyp wiederkehrenden Hinweise auf Ehrgefühl, Leichtsin, Lebhaftigkeit, Unbeständigkeit etc. lassen sich auch im Frankreichbild Ernst Moritz Arndts und anderer Frankreichreisender der Revolutionszeit nachweisen. Vgl. Thea MAUSBACH, Das Frankreichbild Ernst Moritz Arndts nach seiner Reisedarstellung 1798/99 Phil. Diss. Hamburg 1942 S. 73 ff. Ergiebig ist auch die Untersuchung von A. F. RAIF (Anm. 31) sowie die Studie von Hermann TIEMANN, Hanseaten im revolutionären Paris (1789–1803). Skizzen zu einem Kapitel deutsch-französischer Beziehungen, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte Bd. 49/50 (1964) S. 129 ff.

⁴¹⁷ Politische Annalen Bd. 3/1793 S. 23 f.

⁴¹⁸ Ibid. S. 208 ff.

Wesensmerkmalen zählen u. a. Übereilung, Unüberlegtheit, Unvorsichtigkeit, *lebhaftes Temperament*, Unbeständigkeit, Eitelkeit, Stolz, Anmaßung, *Bevorzugung des unaufhörlichen Wechsels*, Ruhmsucht und der Hang zur extremen Selbstdarstellung:⁴¹⁹ *Die Franzosen kopieren sich immer selbst*,⁴²⁰ schreibt der Beobachter; nach seiner Auffassung ist der Franzose überzeugt davon, daß ein Mann wie er, *un homme comme lui*, auf allerlei Vorzüge ein *ausgemachtes Recht habe*. Und weiter:

Nichts ist stolzer und anmaßender als ein Franzose. Sein Stolz ist nicht der schwerfällige Hochmut des Spaniers (. . .), sondern ist kindische Eitelkeit. Er ist nicht bloß in seine Person verliebt (. . .) Vollkommen versichert, daß es nicht mehr braucht, als ein Mann wie er zu sein, um über alle Nationen der Welt hervorzuragen, sieht er sich als den Liebling der Natur an, der gemacht ist, um Herr der Welt zu sein. »Un homme comme moi«, ein Mann meiner Art, ist der Ausdruck, dessen sich kein anderer so oft bedient (. . .) als der Franzose.⁴²¹

Diese Zitate haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Laukhards leicht ironisch getönter Kommentierung der oft so exaltiert zur Schau getragenen Verliebtheit der Franzosen in ihre Freiheit, die sie als kostbarsten Exportartikel mit sich führten. Laukhard glossiert dies mit den Worten, den Neufranken sei es anfänglich *mit der Puppe der Freiheit beinahe, ebenso* gegangen wie es einer Gebärerin mit der Frucht ihrer Entbindung geht, die sie jedem gern vorzeigt, jedem in die Arme zu geben sucht und die sich desto *inniger darüber freuet, je mehr man sie lobt, bewundert, küsset und an sich drückt*. Laukhard meint aber recht milde gestimmt, es sei den neufränkischen Soldaten, diesen *noch taumelnden und wonnetrunkenen Leuten wahrlich zu verzeihen, daß sie die Frucht ihrer politischen Entbindung auch überall anpriesen und überall aufzudringen suchten*.⁴²² Ähnliches gelte zudem für ihre *übertriebenen Deklamationen über Despotismus und Freiheit* und die *bald ernsthaften, bald lächerlichen Aufforderungen an andere Völker, ihrem Beispiele zu folgen*.⁴²³

Der Verfasser der erwähnten Charakterstudie über die Franzosen spricht den Neufranken politisches Augenmaß und Weitsicht weitgehend ab und kommt zu der Überzeugung, sie würden sich bei ihren politischen Entscheidungen viel zu sehr *vom gegenwärtigen Interesse* leiten; ihre Handlungen seien *beinahe immer Wirkungen augenblicklicher Triebe*. In die gleiche Richtung zielt die bekannte These, ein Franzose beschäftige sich *nur wenig mit der Zukunft!* Auch darin sieht der Autor *eine Folge von der Grundlage seines Charakters, denn dies tut der Jüngling nicht*.⁴²⁴ Schließlich und endlich dürfe man den Franzosen *nicht zu viele feste Grundsätze zumuten, die schlechterdings mit ihrem Charakter unvereinbar sind*.⁴²⁵ Der Verfasser glaubt, seine Meinung hinreichend begründen zu können durch die Vorgänge in der aktuellen Politik und aus *der Geschichte der heutigen Verwirrung Frankreichs*.⁴²⁶ Was dies anbetrifft, so steht er mit seiner kritischen Skepsis nicht allein, begegnet man doch in

⁴¹⁹ Ibid. S. 214 ff.

⁴²⁰ Ibid. S. 215.

⁴²¹ Ibid. S. 216 und S. 213.

⁴²² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 3. Pack S. 273 f.

⁴²³ Ibid. S. 274.

⁴²⁴ Politische Annalen 3/1793 S. 211.

⁴²⁵ Ibid. S. 210.

⁴²⁶ Ibid. S. 211.

der Diskussion über den französischen Volkscharakter damals keineswegs nur in konservativen Kreisen der angeblich von Necker stammenden Ansicht, daß das französische Volk ein zu wildes Feuer habe, als daß es im Stande der Freiheit leben könnte.⁴²⁷ Die These: *Die Konterrevolution wird sich selbst machen, weil die französische Nation nicht die Stärke des Charakters und Festigkeit genug hat, um eine freie Konstitution zu behaupten*,⁴²⁸ war tatsächlich recht verbreitet, das Thema selbst höchst kontrovers. Auch der liberale Publizist Posselt glaubte, die Franzosen würden *ihre Constitution wie einst die Moden wechseln*⁴²⁹ und *von ganzem Herzen bald des Revolutionszustandes müde sein*.⁴³⁰ Die Situation Frankreichs, das beständige Verlangen nach Neuheit,⁴³¹ den ganzen konvulsivischen Revolutionszustand setzte er in Analogie zu den Entartungserscheinungen in der attischen Demokratie nach Perikles. So gesehen, erschienen ihm die Franzosen als die *Athenienser der neueren Geschichte*.⁴³² In den »Politischen Annalen« Girtanners wird dies noch etwas ergänzt. Nach der Meinung dieses Journals erlebt diese *stürmische Nation* eine *Zeit großer Verwirrung, wo alles unter und über sich geht*, die politische Verfassung bloßes Stückwerk bleibt und in ihrem chaotischen äußeren Erscheinungsbild in gewisser Weise ganz *einem Bataillon Ohnehosen* gleicht.⁴³³ Die Franzosen hätten sich im übrigen durch ihre offenkundige *Unbesonnenheit* in viele *Gefahren* und in großes *Elend* gestürzt. Der im Grunde so unbelehrbare Charakter des Franzosen mache es zudem unmöglich, daß er *einen Augenblick kaltblütig* sein und daß man sich mit ihm in Ruhe und vernünftig *über die Lage seines Vaterlandes unterhalten* könne. Die republikanisch Gesinnten gerieten sogleich *in Hitze* und würden *in Drohungen und Schimpfworte gegen die ganze Welt ausbrechen*.⁴³⁴ Girtanner macht kein Hehl daraus, daß für ihn *die Wiedereinführung der königlichen Regierung wohl unstreitig das beste Mittel* wäre, um wieder stabile Verhältnisse im Nachbarland zu schaffen.⁴³⁵ Die Texte zeigen, daß auch zahlreiche Revolutionsfreunde unsicher waren, ob die Franzosen auf Grund ihres angeblichen Charakters überhaupt willens und fähig seien, ihre Verfassung *mutig, entschlossen und standhaft genug* gegen ihre Feinde zu verfechten.⁴³⁶ Um derartige Zweifel zu zerstreuen, unternahmen es einige engagierte Schriftsteller, die These, daß die Franzosen ein *der Freiheit unwürdiges Volk* seien,⁴³⁷ zu widerlegen und der Öffentlichkeit unmißverständlich klarzumachen, welche *ganz falschen Begriffe*⁴³⁸ man sich vom Nachbarvolk mache.

⁴²⁷ Politische Annalen 3/1793 S. 21.

⁴²⁸ Nach J. E. BOLLMANN (Anm. 214) S. 28 war das die verbreitete Meinung unter den Emigranten in Koblenz und Worms. Bollmann kommentiert das, indem er zum Ausdruck brachte, daß *die Konstitution eines Volkes doch auch sehr auf seinen Charakter zurückwirken* könne.

⁴²⁹ (Ernst Ludwig POSSELT), Über die Französische Republik o. O. 1794 S. 22.

⁴³⁰ Ibid. S. 36.

⁴³¹ Ibid. S. 39.

⁴³² Ibid. S. 43.

⁴³³ Politische Annalen 3/1793 S. 22.

⁴³⁴ Ibid. S. 25.

⁴³⁵ Ibid. S. 22.

⁴³⁶ Einige Bemerkungen über den Nationalcharakter der Franzosen in Beziehung auf die Revolution, in: Deutsches Magazin, Altona 2. Bd. Maiheft 1792 S. 511.

⁴³⁷ Sind die Franzosen ein verdorbenes Volk? in: Deutsches Magazin, 4. Bd. Augustheft 1792 S. 190.

⁴³⁸ Deutsches Magazin (Anm. 436) S. 528.

Zwar leugnete man keineswegs die den Franzosen eigene Lebhaftigkeit oder den angeborenen Leichtsin, doch erklärte man die *Vorstellung von dem verdorbenen Charakter* dieses Volkes für schlankweg *übertrieben*.⁴³⁹ Man drehte den Spieß um und führte den Nachweis durch Beispiele aus der Geschichte, der Literatur, der Biographie bedeutender Persönlichkeiten sowie aus der Zeitgeschichte, daß die Franzosen sehr wohl *patriotische Tugenden*⁴⁴⁰ besitzen, ebenso die geleugnete *feste Anhänglichkeit an gewisse Grundsätze und Maximen* oder *Treue gegen das von ihnen anerkannte System*.⁴⁴¹ Auch verwies man auf das Vorhandensein solcher Eigenschaften wie Festigkeit, Genügsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe. So wurde die Meinung von der moralischen Unfähigkeit der Franzosen zur Freiheit als Vorurteil entlarvt und die *Beharrlichkeit* gar als *ein Hauptzug im Nationalcharakter der Franzosen* herausgestellt. Die Autoren versäumten es überdies nicht, daran zu erinnern, daß man *bei der Beurteilung des Nachbarvolkes* keinesfalls von der Lasterhaftigkeit und Verdorbenheit *der Großen* oder *des ehemaligen Hofes* ausgehen dürfe, dies führe eben zu folgenreichen Fehlschlüssen. Der *französische Nationalcharakter* sei auch auf keinen Fall *schon in der Anlage verdorben*⁴⁴² und die *Sitten des Volkes* unterschieden sich ganz wesentlich von denen der *sogenannten großen Welt*. Letzten Endes dürfe man auch nicht vergessen, daß der Nationalcharakter eines Volkes sich nicht nur in der Hauptstadt des Landes auspräge, auf das Zeugnis der Frankreichreisenden, die allzu sehr Paris beobachteten, sei wenig Verlaß. Es sei gescheiter und ergiebiger, sich *in Frankreichs Provinzen umzusehen*, um zu einem differenzierten und halbwegs gerechten Gesamteindruck zu kommen.⁴⁴³

Knesebeck greift, wie wir weiter unten sehen werden, die angeschnittene Problematik ebenfalls auf. Auch er spricht von der *angeborenen Lebhaftigkeit* der Franzosen bzw. von ihrer *von Natur leichtsinnigen Lebhaftigkeit*, doch hat nach seiner Meinung *die Macht der Umstände* diese Nation unverkennbar zur *ernsten Beharrlichkeit und Ausdauer* geführt.⁴⁴⁴ Insgesamt erhalte man jedoch ein recht widerspruchsvolles, kompliziertes Charakterbild.

In unseren Quellen stößt man vereinzelt auch auf recht polemische Äußerungen, wenn es um die Erörterung der Verhaltensweisen der Nachbarnation geht. Ein exemplarisches Zeugnis für ein derartiges bewußt negatives Porträt ist das in den »Neuen Gemeinnützigen Blättern« abgedruckte »Schreiben eines bekehrten Deutschen«, der vorgibt, *Neufranken gesucht*, jedoch leider nur *Franzosen* gefunden zu haben. Mit ätzendem Sarkasmus führt er die von einigen Revolutionsschwärmern und Frankreichpilgern emphatisch verbreitete Kunde vom neuen Menschen, von der spektakulären Wandlung des französischen Nationalcharakters ad absurdum. Er selbst sei mit *großen Erwartungen* ins Nachbarland gezogen, um dort *ein wiedergeborenes Volk*, den *von Gemeingeist beseelten*, zu *großen Taten* motivierten, großmütigen, pflichtbewußten, *von freibürgerlicher Moral* durchdrungenen *freien Mann* zu

⁴³⁹ Ibid. Augustheft S. 195.

⁴⁴⁰ Ibid. S. 200.

⁴⁴¹ Ibid. Maiheft S. 521.

⁴⁴² Ibid. S. 521 und Augustheft S. 197.

⁴⁴³ Ibid. Augustheft S. 194.

⁴⁴⁴ Etwas über den Nationalcharakter (Anm. 5) S. 303.

bewundern.⁴⁴⁵ Doch diese *hohen Ideen*, diese hoch geschraubten Hoffnungen seien jäh enttäuscht worden. Nach seiner Auskunft fand er das krasse Gegenteil des Erwarteten, statt *edler Bürgertugenden* nur Jakobinerintrigen, Tücke, Intoleranz, Rechtsunsicherheit, Pöbelherrschaft. Überall begegnete er *faselnden Gecken auf den Rednertribünen*, stieß er auf den *altfranzösischen Leichtsin*n, den ehemaligen Dünkel:⁴⁴⁶ *Sobald wir nicht ihre roten Kappen aufsetzen, sind wir in ihren Augen noch eben das Vieh aus dem Norden wie ehemals*. Dieser Augenzeuge entdeckte in der Republik noch die *altfranzösische Eroberungssucht*. Nach ihm *atmen* Volkssenat, Ministerium und Konstitutionsgesellschaften *ganz den Geist der ehemaligen Réunionskammern*. Er ist sicher, daß die Franzosen *die ganze Welt nach ihrer Art frei machen wollen*, um schließlich auch über alle Länder *zu herrschen*.⁴⁴⁷ Von dem Enthusiasmus der Revolutionsarmee spricht der Verfasser in dem Bericht allerdings nicht, doch werden die Betrügereien der *Kriegslieferanten und Commissärs* angeprangert. In ihren verbrecherischen Methoden erkennt der Autor *ganz den alten französischen Prellgeist, den alten Generalpächtersinn*.⁴⁴⁸ Folgt man seinen Darlegungen, so würde der gute und würdige Teil der Franzosen über den schlechten Charakter dieser *leichtfertigen und unzuverlässigen Nation seufzen*.⁴⁴⁹ Was den Verfasser anbetrifft, so wendet er sich angewidert und *geheilt von der übereilten Verehrung* von diesem Volk ab, und er ist der festen Überzeugung, daß auch die Rheinbewohner bald *von ihrem Freiheitsfieber kuriert* seien, wenn sie erst einmal mit diesen Franzosen nähere Bekanntschaft gemacht hätten.⁴⁵⁰

In dem Aufsatz »Französische Verwüstungen in Deutschland im vorigen Jahrhundert« vertritt das gleiche Journal eine ähnliche Tendenz. Man beklagt die von den Revolutionstruppen in den Rheingegenden angerichteten Verwüstungen, vor allem das Niederbrennen der Stadt Kusel, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß der französischen Nation *ein gewisser Geist der Zerstörung eigen wäre*. So wie vordem die königlichen Truppen gewesen seien, *so sind jetzt die Republikaner*. Im Grunde habe sich nichts geändert.⁴⁵¹

7. Krieg oder Frieden? Das Stimmungsbild in der Koalitionsarmee und die Auswirkungen der Revolution auf das Heer der Verbündeten

In Weimar kam Friedrich Butenschön beim Anblick der an den Rhein gegen die Franzosen ziehenden preußischen Truppen zu der Überzeugung, daß *die Preußen nicht gern in diesen Kampf gingen*, auch spreche sogar *mancher Offizier mit Enthusiasmus von der Revolution*.⁴⁵² An gleicher Stelle gelingt auch dem Schriftsteller und Goethefreund Karl Ludwig von Knebel eine *faszinierende Beschreibung* der zum

⁴⁴⁵ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 41/1793 S. 245 ff. Der Beitrag wurde auch publiziert im Revolutions-Almanach (Hrsg. v. H. A. O. REICHARD) Göttingen 1794 S. 17 ff.

⁴⁴⁶ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 41/1793 S. 247.

⁴⁴⁷ Ibid. S. 252 f.

⁴⁴⁸ Ibid. S. 251.

⁴⁴⁹ Ibid. S. 254.

⁴⁵⁰ Ibid. S. 253 f.

⁴⁵¹ Ibid. Nr. 34/1794 S. 113 ff.

⁴⁵² Friedrich BUTENSCHÖN (Anm. 333) S. 21.

Interventionskrieg ausrückenden Kolonnen, die Ähnliches zum Ausdruck bringt.⁴⁵³ Er notiert:

*Man sieht in diesen vorbeimarschierenden Regimentern die Menschheit gleichsam in Ketten geführt, stumpf, traurig, nur durch den eisernen Szepter der Notwendigkeit und Gewalt in Bewegung und Ordnung gesetzt. Man fühlt, daß die beiden Triebfedern, ohne welche der Gebrauch des Soldaten gleichsam ein scheußlicher Anblick wird, nämlich Verteidigung des Vaterlandes oder Lust zu erobern, hier gänzlich fehlen. Sie sehen nichts, als Maschinen sich bewegen, welche die Not oder die militärische Superstition gebunden hält, und die Feder auf dem Hut des Generals ist noch das einzige, was auf Leichtigkeit oder Leichtsinn deutet.*⁴⁵⁴

Die Zitate artikulieren das Dilemma, in dem sich große Teile der Koalition befanden. War man schon lustlos ausgezogen, so verstärkten die Begegnung mit der Revolution, der Fortgang des Krieges, die vom Gegner ausgehende Infiltration und die Mißerfolge Unmut, Verdrossenheit, Aufbegehren, Defätismus, Zweifel am Sinn des ganzen militärischen Engagements. Hinzu kamen bei den von den Aufklärungs-idealen erfüllten progressiven Zeitgenossen zunehmende pazifistische Tendenzen. Die Frage nach dem Nutzen und nach der moralischen Berechtigung der Intervention wird in unseren Quellen in wachsendem Maße diskutiert, und man registriert eigentlich nur selten und ganz vereinzelt zaghafte Bemühungen um eine Apologie des Krieges, wie z. B. in der Kriegssyrik der »Neuen Gemeinnützigen Blätter«, in denen sich aber auch markante Friedenstöne vernehmen lassen. So brachte das Journal im Januar 1794 eine Aufsehen erregende Abhandlung des Regimentskameraden und Knesebeckfreundes von Schulenburg unter dem Titel: »Über den Wunsch nach Frieden oder brav sein und den Frieden wünschen kann sehr wohl miteinander bestehen.« Dem Aufsatz lag ein Vortrag zugrunde, den der Leutnant von Schulenburg im Kriegsquartier am Rhein vor Freunden gehalten hatte. Der Autor, auch Mitglied bei Halberstädter Literarischen Gesellschaft, bekennt sich ganz offen zur Friedens-idee und entwickelt Gedanken von hoher Moral. Aus Gründen der Humanität weist er nach, daß auch Soldaten und Offiziere sich sehr wohl zu Wortführern des Friedens machen könnten.⁴⁵⁵ Doch stand Schulenburg nicht allein! Zu den wohl profiliertesten Sprechern der Friedenspartei im preußischen Heer zählte damals Knesebeck, der, nachdem er zunächst eine schwankende, widerspruchsvolle Haltung zum Kriege eingenommen hatte, immer vehementer die Öffentlichkeit von der Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses mit Frankreich zu überzeugen versuchte. Knesebeck plädiert schließlich mit Emphase für eine bedingungslose Koexistenz mit der Französischen Republik und die Nichteinmischung in deren innere Angelegenheiten.⁴⁵⁶ Den Revolutionskrieg selbst bezeichnet er als *ein politisches Gegenstück zu den Kreuzzügen*,⁴⁵⁷ als einen *Krieg über Meinungen*,⁴⁵⁸ der mit militärischen Mitteln allein nicht zu

⁴⁵³ Kurt von RAUMER, Deutschland um 1800, in: Handbuch der Deutschen Geschichte Hrsg. von Leo JUST, Bd. III, Konstanz 1956 Abschn. 1 S. 51.

⁴⁵⁴ Ibid.

⁴⁵⁵ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 39/1794 S. 198 ff.

⁴⁵⁶ O. TSCHIRCH (Anm. 3) S. 72 und Erich SCHNEIDER (Anm. 84) S. 264 f.

⁴⁵⁷ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 23.

⁴⁵⁸ Ibid. S. 36 f. und Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 19 Knesebeck macht sich über den romantischen Begriff, den viele immer noch von einer Kampagne am Rhein haben, lustig. (Betrachtung S. 46).

beenden sei. Deutlich wird ihm, wie die Intervention den Prozeß der Republikanisierung in Frankreich vorantreibt, und mit Schärfe polemisiert er gegen die *privilegierten Kreuzzugsprediger*, wie z. B. Burke und Hoffmann.⁴⁵⁹ Gleichzeitig entrüstet er sich darüber, daß man im Zeitalter der Aufklärung und des Philanthropismus *politische Kreuzzüge und Hexenprozesse* begünstige.⁴⁶⁰ Mitschuldig machten sich alle jene, die für die *irre geleitete öffentliche Meinung* verantwortlich seien und sie weiter in eine *verderbliche Richtung* trieben. Es seien die gleichen Kreise, die das Streben eines großen Volkes *nach wahrer Freiheit mit dem Stempel des Verbrechens gebrandmarkt* hätten.⁴⁶¹ So maße man sich an, *Rousseaus, Voltaires, Merciers, Franklins und Sieyès Meinungen und Grundsätze mit Feuer und Schwert zu vertilgen (. . .) und zu morden, zu brennen, zu brandschatzen, zu plündern, zu verwüsten, um die Meinungen jener Philosophen, vielleicht weil sie sich nicht mit Gründen widerlegen lassen, mit Menschenblut auszustreichen.*⁴⁶² Vorwürfe richtet er an die Adresse der sogenannten *Diplomatiker*, die indirekt der Verbrechen bezichtigt werden: *Als Ihr Frankreich zum Kriege zwingt, was hatten diese Menschen Euch da Unrechtes getan? (. . .) Habt Ihr oder haben sie ihren König und Königin gemordet?*⁴⁶³ Die Intervention erscheint ihm als unberechtigter Eingriff, sie sei gegen Natur- und Völkerrecht, inszeniert vom Despotismus und dessen Eroberungssucht. Sie diene niemals dem Volk, nur den Interessen der Fürsten, die den Krieg angefangen hätten.⁴⁶⁴ In seinem Bestreben, die öffentliche Meinung für den Frieden zu mobilisieren, entwickelt Knesebeck unter Berufung auf die Aufklärungsphilosophie und Kant Ansätze zu einer Theorie des allgemeinen Friedens. Die Konfrontation mit der Revolution bestärkt ihn in seiner Grundüberzeugung, daß das Ziel aller Staatengründungen die Glückseligkeit des Menschen sein müsse, nur der Mensch könne der Zweck des gesellschaftlichen Lebens sein. Der Krieg mit seinen Folgen mache die Verwirklichung eines allgemeinen Friedens und die Kodifizierung des Völkerrechts geradezu zwingend notwendig. Knesebeck glaubt an eine Überwindung des Krieges und die Möglichkeit einer Organisation des Friedens.⁴⁶⁵

Unter dem Eindruck der vielen Bilder, deren *Anblick die Menschheit empört*,⁴⁶⁶ erfährt auch Knesebecks Auffassung vom Heldentum eine merkliche Korrektur. Dies bringen u. a. zwei Gedichte von ihm, die sich auf die denkwürdige Schlacht bei

⁴⁵⁹ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 18.

⁴⁶⁰ Ibid. S. 19 und: Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 62: *Sind wir denn wieder in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt, wo Schwärmerei es dem Guten zur Pflicht machte, Menschen zu töten und Länder zu verwüsten?*

⁴⁶¹ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 25.

⁴⁶² Ibid. S. 8.

⁴⁶³ Ibid. S. 9 und: Über die Gewalt der Meinungen und den Einfluß des jetzigen Krieges (Anm. 5) S. 9f. Vgl. hierzu die scharfe Polemik gegen Knesebeck in der Zeitschrift *Eudämonia* Jg. 1796, 2. Bd., 3. St. S. 285, wo man sich über Knesebecks *imposantes Pathos* mokiert und seinen *Atheismus* und seine *Weltbürgerei* anprangert.

⁴⁶⁴ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 27 und Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 35f. und S. 71.

⁴⁶⁵ Über die Gewalt der Meinungen (Anm. 5) S. 108ff. und: Ist der ewige Friede mit den Mängeln der menschlichen Natur und der darin gegründeten bösen Neigungen möglich oder nicht? *Deutsche Monatschrift* Januar 1797 S. 9ff.

⁴⁶⁶ *Freimütige Briefe eines Engländers* (Anm. 4) S. 211.

Kaiserslautern 1793 beziehen, zum Ausdruck. Darin schildert er Leiden und Sterben der Soldaten und warnt vor falschem kriegerischem Ehrgeiz:

*Und ihr, der Ruhmsucht Sklaven, ihr
Auf die die Menschheit flucht,
Ihr Alexander, lernet hier,
Die Ehre, die ihr sucht,
Sie schonet Blut, vergießt es nicht!
Das ist des wahren Helden Pflicht.⁴⁶⁷*

Unmißverständlich heißt es in einem Brief an Gleim denn auch: *Sonderbares Schicksal in diesem Krieg, daß die größten Feldherren ihn satt werden und nur die subalternen Köpfe sich träumen, Lorbeeren in ihm zu erwerben; daß die ersten nur den Frieden wünschen und in ihm Rettung für Europas Ruhe sehen, während die letzten immer alles zum Kriege entflammen.*⁴⁶⁸ Für Knesebeck steht in diesem Krieg nichts weniger als *das Schicksal des ganzen kultivierten Europas auf dem Spiel*,⁴⁶⁹ daneben taucht natürlich bei ihm die Sorge auf, weitere politische Fehler könnten der preußischen Staatsräson schaden. Nicht zuletzt im mißtrauischen Blick auf Rußland ist ihm dieser Krieg von vorneherein *ein politischer Rechenfehler* gewesen.⁴⁷⁰ Doch trotz dieses spezifisch preußischen Kalküls dominiert bei ihm die ethisch motivierte Friedenssehnsucht. Seinen wohl spektakulärsten Schritt, publizistisch für den Frieden zu wirken, unternahm Knesebeck mit der 1794 verbreiteten Flugschrift »Europa in Bezug auf den Frieden, eine Rede des Abts Sieyès«. Diese anonyme Broschüre stellt, wie O. Tschirch mit Recht gesagt hat, »ein sehr merkwürdiges Spiegelbild der Stimmung im preußischen Heere vor dem Baseler Frieden« dar.⁴⁷¹ Sie erschien zu einem Zeitpunkt, als preußischerseits geheime Friedenssondierungen anliefen. »Um keine Zweifel übrig zu lassen, ob Frankreich wirklich den Frieden wolle«, legte Knesebeck Sieyès »eine pathetische Rede für den Frieden in den Mund«. ⁴⁷² Der französische Politiker genoß bei freisinnigen Deutschen eine hohe Reputation. Auch wenn Knesebeck, um die Autorschaft des Sieyès echt und glaubhaft zu machen, manches hinzufügen mußte, was nicht unbedingt seine damalige Meinung exakt wiedergibt, referierte der Inhalt der Flugschrift, wie ein Vergleich mit anderen Äußerungen des Verfassers ergibt, doch über weite Strecken Knesebecks wahren Standpunkt. Das gilt besonders für die »humanen und weltbürgerlichen Aufklärungsgedanken«, ⁴⁷³ für die Vision eines *schöneren Zeitalters, wo allgemeine Freiheit, allgemeine Aufklärung den Erdkreis beglückt*,⁴⁷⁴ Aberglaube und Despotismus besiegt sind und der ewige Friede herrschend geworden ist. Knesebeck wollte unter allen Umständen den Beweis erbringen, daß führende französische Republikaner am Ausgleich mit Preußen außerordentlich interessiert sind, nicht zuletzt wegen Rußland. Besondere Originalität beanspruchen die in der Schrift vorgelegte außenpolitische Konzeption,

⁴⁶⁷ Deutsche Monatsschrift, Berlin 1794 1. Bd. S. 226 ff.

⁴⁶⁸ Knesebeck an Gleim, publiziert von H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 218.

⁴⁶⁹ Ibid. S. 220.

⁴⁷⁰ Ibid. S. 221.

⁴⁷¹ O. TSCHIRCH (Anm. 3) S. 71.

⁴⁷² Ibid. S. 73.

⁴⁷³ Ibid. S. 74.

⁴⁷⁴ Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 73.

die Skizzierung von *Europas und Frankreichs Zustand*⁴⁷⁵ durch Sieyès-Knesebeck, und hier speziell die unter Sieyès Maske vorgeschlagenen Friedensbedingungen. So sollten u. a. die Verbündeten das linksrheinische Gebiet aufgeben. Die Bereitschaft, auf das linke Rheinufer zugunsten Frankreichs zu verzichten, ist bezeichnend für den herrschenden Geist zumindest eines Teiles der preußischen Armee.⁴⁷⁶

Auf die Frage des Knesebeck-Sieyès: *Sind wir mit Preußen im Kriege?* antwortet der Text mit einem klaren *Nein!*, ja es wird stattdessen die These vertreten, Preußen sei eigentlich *der natürliche Alliierte Frankreichs* und keinesfalls *der Feind der französischen Nation*. Nur ein *falsches System* habe Preußen zu *Allianzen verleitet*, die *gegen sein Interesse und gegen seine Neigung* seien. Preußen *fühle* jetzt *offenkundig seine Verlegenheit, in die es dieses System gebracht hat*.⁴⁷⁷ Das war genau die Position Knesebecks! Dies gilt in gleicher Weise für seine harte Kritik an der russischen Politik und für seine Sorge vor einem zu starken Anwachsen jenes *Kolosses jenes asiatischen Ungeheuers*.⁴⁷⁸ Selbst das, was in der Publikation über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Europa gesagt wird, entsprach weitgehend den Vorstellungen des preußischen Leutnants. Auch er war überzeugt davon, daß *das Gleichgewicht zwischen der hervorbringenden und verzehrenden Klasse verlorengegangen* war, daß *die hervorbringende Klasse in ihrem Denken erwacht* und jetzt kritische Fragen zu stellen beginnt über *die fehlerhafte Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft*, in der *fleißige Handwerker* und *der arbeitende Landmann* zum *Lasttier*, zahllose *Adlige* und *Kleriker* jedoch zum *müßigen Faultier* würden.⁴⁷⁹ Knesebeck hat das nicht alles so drastisch gesagt, doch er verstand und unterstützte das *billige Streben der hervorbringenden Klasse nach mehr Glückseligkeit*, worin er gewissermaßen den *herrschenden Geist unserer Zeiten* sah.⁴⁸⁰ Es ist ebenso Knesebecks unverkennbare Diktion, wenn es bei der Erörterung der Friedensprojekte heißt:

*Die Zeiten der Eroberer sind dahin: Die Zeit des Denkens ist da! Tausend Schlachten gewonnen zu haben, ist schon kein Verdienst mehr, gibt kein Ansehen, wenn der Zweck, warum sie geliefert wurden, sie nicht heiligt! Alexander heißt kein Held mehr, er heißt ein Verbrecher! Lasset uns fortwirken in der öffentlichen Meinung: sie ist die wahre Lehrerin der Menschen, die wahre Beherrscherin der Welt! – Die Herrschsucht sinke wie der Ruhm, der Aberglaube wie die Dummheit! – Gesetz und Freiheit trete an die Stelle der Herrscher. Überzeugung an die Stelle des Glaubens! – So werden die Tyrannen aussterben, die Priester verschwinden, die stehenden Heere abgedankt werden, und der allgemeine Frieden wird die Welt beglücken! – Was bedarf es auch Großes dazu? (. . .) Der Grundstein dazu ist gelegt: Freiheit, Gleichheit, allgemeine Wahrheit. Dies sind die drei Grundpfeiler des neuen Gebäudes, die die Trennungen unter den Menschen vernichten und den allgemeinen Frieden herbeiführen müssen.*⁴⁸¹

Der Friedensgedanke ist auch bei dem Feldprediger Wagener ein zentrales Motiv. Bereits im Mai 1793 bemerkt er in seiner Einheit eine *beispiellose, einstimmige*

⁴⁷⁵ Ibid. S. 18.

⁴⁷⁶ O. TSCHIRCH, Knesebeck und Sieyès in: Historische Zeitschrift Bd. 128 (1923) S. 108 und A. ROßBERG (Anm. 15) S. 207f.

⁴⁷⁷ Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 21f.

⁴⁷⁸ Ibid. S. 37.

⁴⁷⁹ Ibid. S. 50ff.

⁴⁸⁰ Ibid. S. 55.

⁴⁸¹ Ibid. S. 74f. Vgl. auch die Friedensappelle S. 65.

Friedenssehnsucht, und zwar *vom Chef an bis zum untersten im Regiment hinab*.⁴⁸² Auch im Vor- und Nachwort seines Erlebnisberichtes »Über die Pfalz am Rhein« – das Manuskript wurde etwa ein halbes Jahr vor dem Frieden zu Basel abgeschlossen – gibt er seiner Friedenshoffnung Ausdruck: *Gebe Gotte, daß die Sage vom Frieden, der im Werke sei, zur Beruhigung Deutschlands und zum Besten der leidenden Menschheit hier und in Frankreich bald in Erfüllung gehen möge*.⁴⁸³ Wagener, der im Kriegführen die *freudloseste, unnatürlichste, verabscheuungswürdigste Beschäftigung der Welt* sieht, schreibt diese Sätze vor dem Erscheinen von Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« nieder, er gebraucht dabei – ähnlich wie Laukhard und Knesebeck – Wendungen, die von dem von ihm so verehrten Königsberger Philosophen stammen könnten. Wageners Absage an den Krieg erinnert überdies an die scharfe Negierung der alliierten Intervention durch deutsche Jakobiner und Demokraten, bildete doch der Kampf gegen diesen Krieg »ein Kernstück der deutschen jakobinischen Literatur und Publizistik«. ⁴⁸⁴ Wageners Pazifismus wurzelt vor allem im Mitleiden mit den Kriegsoptionen, *den gemeinen Soldaten, jenen armen Teufeln, die in Mangel und Dürftigkeit leben müssen und sehnlichst auf Erlösung harren*,⁴⁸⁵ auf Waffenruhe und Heimkehr. Wagener nennt auch ihre soziale Not beim Namen, verschweigt nicht, daß sie allzu oft *am Hungerpöttchen saugen müssen, nichts im Leibe haben* und selbst *auf dem Leibe* nicht genug.⁴⁸⁶ Die schlechte ökonomische Lage der Soldaten wertet er als demoralisierenden Faktor, sie ist, wie Laukhard scharfsinnig formulierte, *ein raffinierender Propagandist als alle Jakobiner*.⁴⁸⁷ Wageners von moralisierenden Impulsen getragene Anklage gegen den Krieg steigert sich in einigen aufwühlenden und erschütternden Schilderungen der ungeschminkten *Furienwut des Krieges* mit all den *empörenden Szenen*,⁴⁸⁸ so vor allem anlässlich der Belagerung und Einnahme von Condé und Valenciennes und der verlustreichen Schlacht bei Kaiserslautern 1793. In seinem unerhört realistischen Augenzeugenbericht über *diese blutigen Tage* von Kaiserslautern schwingt ein beschwörender Appell an die für das Massaker Verantwortlichen mit:

Hier, Ihr Großen dieser Erde, die Ihr Kriege beschließt, als gelte es das Leben einer schädlichen Insektenart – hier, Ihr kleinen Wichte und Sklaven des blutdürstigsten Eigennutzes, die Ihr Kriege wünscht und zum Ausbruche derselben das Eurige beizutragen nur zu gut versteht – hier solltet Ihr unter Leichen hinwandeln, Euer Werk betrachten und den gewaltsa-

⁴⁸² Nordarmee S. 310.

⁴⁸³ Über die Pfalz am Rhein Bd. 2 Nachwort S. 184.

⁴⁸⁴ Hedwig VOEGT, Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789–1800, Berlin 1955 S. 98. Dazu auch Walter GRAB, Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Zeit der Französischen Revolution, Hamburg 1966.

⁴⁸⁵ Über die Pfalz am Rhein Bd. 1 S. 14f. und S. 57.

⁴⁸⁶ Ibid. S. 14.

⁴⁸⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 93.

⁴⁸⁸ Über die Pfalz am Rhein Bd. 2 S. 110; Friedenssehnsucht und Abscheu gegen die *grausamen Szenen* und den *tierischen Haß, welcher unter den gemeinen Leuten von beiden Seiten herrscht*, kennzeichnen auch die Briefe Scharnhorsts, der auf dem gleichen Kriegsschauplatz wie der Feldprediger Wagener weilte. Zwischen Scharnhorsts Äußerungen und Wageners Aufzeichnungen ergeben sich bis in die Wortwahl hinein zahlreiche bemerkenswerte Übereinstimmungen. Vgl. SCHARNHORST, Briefe (Anm. 365) S. 36f., S. 42, S. 58ff. und S. 66.

*men Kriegertod in allen seinen scheußlichen Gestalten erblicken (. . .) O, es kann für Euch, die Ihr diese Blutgestalten auf die eine oder andere Art auf Eurem Gewissen habt, unmöglich einen schauderhafteren und schreckenvolleren Anblick geben als diesen hier! Und wenn je eine Zeit kommen sollte, wo ein so tausendfaches Morden nach Würde vergolten wird, wehe dann Euch, die Ihr sie fürchten müsset!*⁴⁸⁹

Der Text darf als herausragendes Beispiel für engagierte Anti-Kriegsliteratur der Aufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert gelten, doch bildet er keine Seltenheit. In unseren Quellen wird immer wieder die Ablehnung dieses Krieges thematisiert.⁴⁹⁰ Bei all den Autoren, welche die Kriegsgreuel ungeniert beim Namen nennen, erfährt der Leser auch manche Einzelheiten über die Stimmung im Heer und die Auswirkungen des Krieges und der Revolution auf den gemeinen Mann. Auch wenn die Zensur die Augenzeugen zur einer oft zurückhaltenden Berichterstattung zwang – den kritischen Zeitgenossen, die sich von diesen Publikationen unterrichten ließen, konnte nicht verborgen bleiben, wie sehr die Berührung mit der Revolution Spuren hinterließ. Auf diese Einwirkungen des Revolutionsgeistes bezieht sich Laukhard, indem er versichert, *der Geist der Freiheit greife auch unter unseren Truppen allmählich weiter um sich*. Er meint, er habe *mehr als einmal Gespräche ganzer Haufen gehört, welche derartige neue Ansichten ganz handgreiflich verrieten*.⁴⁹¹ Derlei ketzerische Meinungen würden namentlich geäußert in der *Nähe oder im Angesicht der Neufränkischen, bei denen das sogenannte Stockschmalz nebst der zitterndkriechenden Subordination wegfallt, wo General und Musketier im natürlichen Bunde der Freiheit vertraulich einherwandeln und wo keiner gezwungen werde, als Sklave sein Leben für ein paar Kreuzer feil zu tragen*. Dort könne auch einer *auf Dank und Schadloshaltung seiner Nation rechnen, sobald er im Kampf fürs Vaterland zum ferneren Brot-Erwerb untüchtig werde*.⁴⁹² Nach Laukhard stoße man bei den Soldaten der Alliierten immer wieder auf die Frage: *Was gewinnen wir für uns?*⁴⁹³ und: *Was gehen uns die Händel der Franzosen an?*⁴⁹⁴ Laukhard verweist auch stets aufs neue auf die *mißvergnügten Soldaten*, die sich nicht scheuten, *öffentlich zu rasonieren*,⁴⁹⁵ ja sogar *Zuneigung gegen die Franken zeigten*.⁴⁹⁶ Die einfachen Leute *sahen recht gut ein, daß sie im jetzigen Kriege nicht fürs Vaterland, sondern für ein Privatinteresse im Felde standen, daß sie die Opfer seien, die man der Herrsch- und Eroberungssucht darbringe*.⁴⁹⁷ Offensichtlich erzielten auch Propagandaschriften der Neufranken Erfolge, sie wurden von den einfachen Soldaten ebenso interessiert gelesen wie von den linksrheinischen Bauern.⁴⁹⁸

⁴⁸⁹ Über die Pfalz am Rhein Bd. 1 S. 64ff. Das Buch fand eine sehr ausführliche Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung Jena 83/1796 und der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek Bd. 27/1796 S. 104ff. Dort wird auch von den *menschenfreundlichen Gefühlen und Grundsätzen* des Autors gesprochen, in dem man einen preußischen Offizier vermutet.

⁴⁹⁰ So z. B. In den Reminiszenzen S. 89ff., S. 180, S. 210ff. und den Freimütigen Briefen eines Engländers S. 180f., S. 190f., S. 208, S. 223f., S. 241f.

⁴⁹¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 107.

⁴⁹² Ibid. 3. Pack S. 76f.

⁴⁹³ Ibid. 4. Pack S. 105.

⁴⁹⁴ Ibid. 2. Pack S. 17.

⁴⁹⁵ Ibid. 4. Pack, 1. Abt. S. 95.

⁴⁹⁶ Ibid. S. 14.

⁴⁹⁷ Ibid. S. 96 und S. 102.

⁴⁹⁸ Ibid. S. 15 und S. 104 sowie Über die Pfalz am Rhein, Bd. 2 S. 14ff.

Natürlich besorgten sich auch die Offiziere gern derlei Material, und dies nicht nur aus Neugier.⁴⁹⁹ Laukhard traf den Kern der Sache mit seiner Feststellung, es sei *eine gefährliche Sache, den Krieg mit einem frei gewordenen Volk fortzusetzen*,⁵⁰⁰ und er macht sich so seine eigenen Gedanken über die für die Preußen problematischen Folgen des *Regewerdens des Verähnlichungs- und Nachahmungstriebes* angesichts des neufränkischen Beispiels.⁵⁰¹ Er hält es für durchaus möglich, daß *die Freiheitssucht* nicht nur oberflächlich anstecke, sondern vielmehr *endlich auch der herrschende Ton* bei den eigenen Truppen werden könnte,

*denn auch die niedern Volksklassen sehen ahnungsweise ein, indem sie hier und da es schon laut äußern, daß, wenn die Sache der Fürsten über die Neugalliens und anderer vor Unzufriedenheit mit ihrer Regierung regen Provinzen siege, es ihnen ergehen werde, wie einem zum Verhöre Eingesperreten, der über seine Bemühung, sich zu befreien, ertappt und nun eben darum nicht nur enger eingesperrt, sondern auch in unauflösliche Fesseln geschlagen und ohne Erbarmen härter und willkürlicher behandelt wird. Und gerade diese Ahnung ist es, die die Abneigung und das Mißtrauen der Völker gegen die Waffen und die Sache der Fürsten immer mehr schärft und die Untertanen im Innern inniger gegen die Unternehmungen ihrer Beherrscher empöret.*⁵⁰²

Die Soldaten würden zudem durch den *bitteren Hunger* immer unzufriedener. Was aber *die Empfindung von allen diesen Bedrückungen* am meisten erschwerte, das war das Ergebnis der *Vergleichung, welche unsere Leute zwischen sich und den Neufranken anstellten*. Das ergab dann etwa:

*Diese haben – so räsionierten sie – wie die Deserteurs und alle Bürger aussagten, bei denen sie in Quartier gelegen sind, alle zwei Tage ihr Fleisch, bekommen Schnaps, 15 Kreuzer Löhnung und gesundes nahrhaftes Brot, und dies ohne Stockprügel und Schimpferei! Wir hingegen haben alle fünf Tage acht Groschen (. . .) Für unser Fleischgeld können wir uns gerade den ganzen Monat hindurch zwei Pfund anschaffen, und obendrein gibt man uns das Fleischgeld nicht einmal an den Tagen, wo es uns zukommt. Schlechtes Brot haben wir auch, es misst, stickt, steckt voll Hacheln und Spreu, ist nicht ausgebacken oder verbrannt. Auf der Streu müssen wir den ganzen Winter herumrutschen und zerreißen alle unsere Kleidung, und doch gibt man uns die Hemde nicht, die uns zukommen! So und noch viel ärger räsionierten mißvergnügte Soldaten, vorzüglich die älteren, die noch unter Friedrich dem Großen gedient haben, öffentlich und ließen sich gar nicht bange sein, daß man sie bestrafen möchte. Selbst die Vorgesetzten hörten dies oft, zuckten nur die Achseln und trösteten den so klagenden gedrängten gemeinen Mann, so gut sie konnten. Schärfere Maßregeln würden die Desertion vermehrt haben, die hier allmählich einzureißen anfing.*⁵⁰³

Vielfach machten sich das Lamento über die Schinderei im Dienst, über die materielle Not und der latente Widerstand gegen den ungeliebten und als ungerecht empfundenen Krieg zusätzlich Luft in anonymen Gedichten und Liedern, die große Resonanz fanden und uns wertvolle Hinweise geben auf die Gesinnung und den Lebenshorizont der breiten Masse der Soldaten.⁵⁰⁴

⁴⁹⁹ Reminiszenzen S. 114.

⁵⁰⁰ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 222.

⁵⁰¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 110.

⁵⁰² Ibid. 3. Pack S. 100f.

⁵⁰³ Ibid. 4. Pack, 1. Abt. S. 94ff.

⁵⁰⁴ Hans Werner ENGELS, Gedichte und Lieder deutscher Jakobiner (Anm. 125) S. 17ff und Erich SCHNEIDER, Samuel Christoph Wagener (Anm. 81) S. 100.

Knesebecks Aussage von *dem großen Überdruß des Krieges bei den Armeen*⁵⁰⁵ berührt keineswegs nur die innere Verfassung der preußischen Einheiten.⁵⁰⁶ Chassot von Florencourt, ein recht maßvoll und gewissenhaft urteilender Beobachter, hat 1794 auf einer Reise durch Hannover die Stimmung unter dem dortigen Militär beispielsweise folgendermaßen beschrieben:

Kaum tritt man ins Hannöversche, so tönen von allen Seiten laute Klagen über den jetzigen Krieg und sehnsuchtsvolle Wünsche über seine baldige Beendigung entgegen. Der eben bekannt gewordene glückliche Erfolg der französischen Waffen, die Einnahme von Ypern und Charleroy und die Siege in den Niederlanden hatten die Unzufriedenheit der Gemüter im höchsten Grade vermehrt. Und wahrlich ist es niemanden, besonders aber nicht den armen Hannoveranern zu verdenken, wenn sie die gegen Frankreichs Tyrannen begonnene Fehde aufs bitterste beseufzen. Ihre braven Landsleute haben über alle Beschreibung viel gelitten (. . .)Hauptsächlich war man deshalb verbittert, weil man glaubte, daß manche dieser tapferen Krieger bei mehreren Gelegenheiten recht mutwillig durch die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Heerführer aufgeopfert worden wären. Ein bekanntes Regiment (. . .) soll sich daher auch bei einer der letzten Aktionen unter der Betauerung, »es wolle nicht unnützerweise zur Schlachtbank geführt werden«, hartnäckig geweigert haben, auch nur einen Schritt gegen den Feind zu tun. Die Widersetzung ist ihm teuer zu stehen gekommen. Nach geschעהener Entwaffnung ist der 20ste Mann arkebuseriert worden. Schrecklich in der Tat! Alles schreiet nach Frieden, auf welche Bedingung es auch sei. »Was haben wir«, hörte ich ganz gemeine Bürger sagen, »mit der Unordnung in Frankreich zu tun? Was geht es uns an, ob sie einen König oder einen Konvent wollen? Freilich gewinnt England dabei, aber wir leiden! (. . .) So rasoniert oder derasoniert, wie man es will, hier jedermann aus den niedrigsten Klassen. Daß der König von Großbritannien bei dieser Stimmung des Volkes nicht sehr auf seine hannöverschen Provinzen rechnen kann, ist wohl überflüssig zu bemerken. Das ganze Land ist aufs festeste entschlossen, auch nicht einen Mann freiwillig zum Rekruten zu stellen, und gewaltsame Aushebungen dürften gar nicht zu raten sein. Man hat es in einigen Ämtern versuchen wollen, allein, was war die Folge? Drohungen, Auflauf, Tumult, Gewalttätigkeiten . . .⁵⁰⁷

Ähnliches berichtet man aus dem Hessischen.⁵⁰⁸ Die Ansicht, man solle sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einmischen, weil sie einem *nichts angingen*,⁵⁰⁹ hört man oft. Ein anderer Beobachter meint denn auch, daß die Soldaten *nüchtern und unbegeistert in der Fremde für das verlorene falsche Spiel der Emigranten und der Hierarchie* gefochten hätten, lediglich einer *eisernen Notwendigkeit* gehorchend, dazu *auf Stroh und Lumpen und elende Dreikreuzer beschränkt*.⁵¹⁰ Ja sogar Girtanner bezeugt diesen Konflikt der Soldaten, *ihr Leben und ihre Gesundheit für eine Sache aufzuopfern, wovon sie den Vorteil in Bezug auf sich selbst nicht einsehen konnten*,⁵¹¹ und nicht von ungefähr spricht der fränkische Grenadierhaupt-

⁵⁰⁵ Knesebeck an Gleim, publiziert von H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 223.

⁵⁰⁶ Dazu SCHARNHORST (Anm. 365) S. 29 und S. 57. Scharnhorst hofft inständig, daß der Geist der Unruhe, der im Bürgerstande herrscht, nicht auch noch in den Soldatenstand kommt. Vgl. auch die symptomatische Äußerung eines österreichischen Offiziers: *Wir fangen endlich an, dieses Krieges ganz müde zu werden . . .* bei J. ZIEKURSCH (Anm. 3) S. 68f.

⁵⁰⁷ Deutsches Magazin, Altona Bd. 4/1794 S. 598f.

⁵⁰⁸ (Samuel Christoph WAGENER), Reise durch den Harz und die hessischen Lande. Besonders in Hinsicht auf Naturschönheiten, Anbau und Altertümer, Braunschweig 1797 S. 244f.

⁵⁰⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 57.

⁵¹⁰ Zebedäus KUCKUCK (Anm. 327) S. 24.

⁵¹¹ (Chr. GIRTANNER), Die Franzosen am Rheinstrome 1795, 3. Heft S. 125.

mann von Furtenbach, der in Briefen diesen elenden Krieg verwünscht, von den Wirkungen des *französischen Schwindels*, der *alles närrisch* mache. Auf ihn führt er überdies das bedenkliche *Nachlassen der Subordination* im Heer zurück.⁵¹² Wie sehr die französischen Einflüsse das preußische Heer irritierten, läßt sich auch bei Fouqué nachlesen, der diesen etwas heiklen Punkt nicht ausklammert:

*Die neufränkische Freiheits- und Gleichheits- und Zügellosigkeitslehre hatte, durch jene fast für Ordalien angesehene Erfolge der französischen Waffen, die väterlichen Begriffe von Ordnung, Sitte und Anstand in den verworrenen Hintergrund eines für altfränkisch verschrieenen Treibens höchst unziemlich zurückgedrängt. Man begann mehr und mehr zu wännen, eine neue blendend aufleuchtende Ära möge wohl vollständig Recht behalten, dergestalt vollständig, daß alle früheren Ansichten als durchaus nichtig davor verdämmern mußten. Es gab wohlbegüterte Väter, die schon davon sprachen, ihre Söhne ein Handwerk erlernen zu lassen, bloß der unerläßlich hereindringenden Freiheit und Gleichheit wegen. Im Endeffekt habe nur das, was man die Ehre nennt, die sechzigtausend Preußen zusammengehalten.*⁵¹³

Wagener veranschaulicht die Existenz des Dilemmas, die innere Not mancher Soldaten in einer mehr emotionalen Weise. Er legt einem tödlich verwundeten kaiserlichen Unteroffizier im Anblick des Endes und in Gedanken an seine in der Heimat zurückbleibende Frau, die sechs unmündige Kinder zu versorgen hat, die anklagenden Sterbensworte in den Mund: *Was hilft's diesen Weinenden im Vaterlande nun, daß ich meinem allergnädigsten Kaiser französisch Flandern erobern half?* Sicher nicht ohne Absicht hat Wagener in diesem Satz dann das Wort *französisch* im Druck eigens hervorheben lassen!⁵¹⁴ Eindringlich und offen setzt sich auch der Verfasser der »Reminiszenzen« mit der Stimmungslage im Heer und in den vom Krieg betroffenen Schauplätzen auseinander. Dabei bringt er den durch die Neufranken *angefachten Räsoniergeist*, den *Geist der Unruhe*⁵¹⁵ häufiger zur Sprache. Diese allgemeine Gärung könne, wie er einen Offizier etwas bitter bemerken läßt, wenn überhaupt, dann höchstens durch *die Plünderungen der Franzosen* oder andere Ausschreitungen etwas *gedämpft werden*.⁵¹⁶ Genau wie Laukhard hört er in den Zelten der einfachen Truppen die Mannschaften *hartnäckig urteilen*. Da äußert sich dann einer voller Unmut:

*Es hilft doch nichts, und unsere ganze Wirtschaft geht zu Grunde, ruiniert uns und unsere Kinder; die Gutsbesitzer schonen die Weiber nicht, und für wen kämpfen wir? Für die französischen Edelleute, damit diese wieder zurückkehren und ihre Untertanen tyrannisieren können? Sie mögen selbst ihr Leben daran setzen, was kümmert es uns! Wir hätten eher Ursache, den armen Franzosen beizustehen, damit die nicht wieder unter die Herrschaft ihrer ehemaligen so harten Gebieter kämen. Die Soldaten freuen sich über den Rückzug, weil sie nun einmal ungern gegen einen Feind Halt machten, dem sie nicht abgeneigt waren.*⁵¹⁷

Übereinstimmend mit Laukhard heißt es dann an einem anderen Ort:

Der König von Preußen hatte wohl recht, wenn er den Krieg wegen der sich fortpflanzenden Meinungen für sehr gefährlich hielt. Kämen nicht aus allen Teilen Europas Menschen nach

⁵¹² Elisabeth DARAPSKY, Der erste Koalitionskrieg (Anm. 3) S. 86 und S. 98.

⁵¹³ de la MOTTE-FOUQUÉ Lebensgeschichte (Anm. 358) S. 117.

⁵¹⁴ Nordarmee S. 304.

⁵¹⁵ Reminiszenzen S. 386 und S. 223.

⁵¹⁶ Ibid. S. 223.

⁵¹⁷ Ibid. S. 186 und S. 222.

Frankreich, so würden die Gespenster Freiheit und Gleichheit nicht in allen Köpfen fast überall gespukt haben. Die Krankheit, von welcher man die Franken heilen will, ist giftig und ansteckend, die Ärzte haben daher wohl Ursache gehabt, sich selbst bei der Kur in Acht zu nehmen (. . .) Die Fürsten wollten ein ferners Übel steuern und brachten vielleicht selbst das gefährlichste Ungeheuer in die friedlichsten Staaten zurück. Sie werden durch Strenge die politische Kultur ebenso wenig hemmen können, als einst im sechszehnten Jahrhundert den Fortgang der kirchlichen Reformation in ihren Landen.⁵¹⁸

Nach Ansicht des Autors hatte der *gemeine Soldat* eine große Vorliebe für die Grundsätze und Angelegenheiten der Republikaner überhaupt, dadurch seien die kleinen Wirkungen der militärischen Disziplin bei den Preußen *beinahe ganz vernichtet* worden. Was die Anfälligkeit der Bevölkerung für die Ideen der Revolution anbetrifft, behauptet er sogar: *Überall, wo die französische Armee hinkam, fand sie unter allen Ständen Freunde und Anhänger. Man hoffte durch ihre Gegenwart sehr bald eine neue Ordnung der Dinge beginnen zu sehen.* Auch er suchte auf preußischer Seite so gut wie vergeblich *politische, moralische und religiöse Triebfedern* zum Kampfe, man habe seine Pflicht getan aus *Gehorsam* und aus *Furcht wegen Mangels an Diensteifer gestraft zu werden.*⁵¹⁹ Das, was die Truppen *an den Rhein geführt habe*, das seien *Zwang, Ehrliche, Subordination* und der *Ehrtrieb der Offiziere.*⁵²⁰ In seinen recht selbstkritischen Erinnerungen referiert der Verfasser u. a. den Inhalt einer Rede eines preußischen Feldpredigers, aus der sich ohne Schwierigkeiten herauslesen läßt, *welch günstigen Nährboden die Revolutionspostulate bei den Truppen fanden.* Auf die nicht zu leugnende Unruhe in der Truppe anspielend, warnt der Feldprediger die Soldaten vor dem verderblichen Geist der *Aufsässigkeit* und der gefährlichen *Begierde nach Neuerungen (. . .), angefacht durch das Beispiel einer ganzen Nation.*⁵²¹ Dabei lobt er die guten Seiten der preußischen Staatsverfassung und gibt seiner Hoffnung auf weitere Reformen und eine bessere Zukunft Ausdruck.

Charakteristisch ist auch der Hinweis des Verfassers der »Reminiszenzen« auf die grundlegend veränderte Bewußtseinslage der breiten Masse, die durchaus die prinzipielle Bedeutung dieses Krieges erfaßte oder zumindest erahnte. Auch Girtanner registrierte diese *aufs äußerste gespannte Aufmerksamkeit der Völker*, die nicht mehr nur Zuschauer seien und sich interessiert zeigten, *daß die Sache so oder anders gebe.* Für Girtanner bedeutet diese *Stimmung der Gemüter eine große Warnung.*⁵²² In den Reminiszenzen wird das Problem noch exakter umrissen. So erkannten nach der Erfahrung dieses Augenzeugen die Menschen, daß dies kein Krieg mehr war, *der bloß zwischen zwei Monarchien geführt wurde wie etwa der siebenjährige*, sondern ein *Entscheidungskampf zwischen Republik und Monarchie.* Er führt dazu weiter aus:

Die Völker wähten, es sei ein großer Unterschied zwischen einem Monarchisten und einem Republikaner. Dieser Krieg entscheide, welches System künftig in Europa herrschen, ob das Scepter oder die Freiheitsmütze regieren sollte. Der große Haufe war, trotz mancher Greuelszenen, welche die Revolution in der Republik erzeugte, trotz der Plünderungen der republikani-

⁵¹⁸ Ibid. S. 98.

⁵¹⁹ Ibid. S. 15.

⁵²⁰ Ibid. S. 128 und S. 14f.

⁵²¹ Ibid. S. 387.

⁵²² (CHR. GIRTANNER), Die Franzosen am Rheinstrome 1795, 4. Heft S. 174.

*schen Heere in fremden Ländern, doch dem jungen Freistaate noch zugetan. Nur die Klügeren fingen schon an, von dem Wahne zurückzukommen, daß Revolutionen das Glück der Völker begründen können. Sie sahen ein, daß stille Reformen unter dem wohlthätigen Schutz der Gesetze allen Empörungen vorzuziehen wären.*⁵²³

Liest man diese Bemerkungen, so verwundert es nicht, daß damals das vorübergehend diskutierte Projekt einer allgemeinen Volksbewaffnung gegen die Neufranken auch von den liberalen Schriftstellern – zu ihnen zählten auch Knesebeck und der Verfasser der »Reminiszenzen« – verworfen wurde. Ihnen schien das Risiko in dieser Sache zu groß.⁵²⁴ Wenn man dann noch liest, wie keck und dreist und respektlos sich mitunter *die geringste Menschenklasse* gegen preußische Offiziere verhielt und wie unverfroren sie wünschte, *niemals die Befreiungstruppen gesehen zu haben*,⁵²⁵ wird einem diese geheime Angst um so verständlicher.

Die »Reminiszenzen« vermitteln insgesamt auch ein gutes Bild von dem ganzen Ausmaß der durch die deutsch-französische Konfrontation erfolgten Auswirkungen. Da spürt man, wie Land und Menschen in Bewegung geraten, wie sich die Atmosphäre verwandelt; ein paar Episoden mögen dies kurz illustrieren. Da wird z. B. berichtet, wie sich preußische Offiziere in Mannheim in der Schwan'schen Buchhandlung mit revolutionärem Schrifttum versorgen, wie wohlwollend viele Pfälzer die Republikaner beurteilen, wie die Bauern revolutionäre Flugschriften lesen, sie dann ängstlich vor den Österreichern verstecken, wie hitzig in Gaststätten politisiert wird,⁵²⁶ wie auf dem rechtsrheinischen Gebiet im Darmstädtischen auf die Nachricht vom Herannahen der Neufranken *die Manierlichkeit der Beamten*⁵²⁷ urplötzlich auffallend zunimmt, wie sich in der Gesellschaft über Nacht auf einmal mehr *Toleranz verbreitet*⁵²⁸ – so darf in Darmstadt nun auch ein Judenmädchen zum erstenmal auf einen öffentlichen Ball, ohne daß jemand Anstoß nimmt –, ja wie selbst das Theaterleben im Gefolge der politischen Umwälzung an Spannung, an aktueller Brisanz gewinnt. Der Autor belegt diesen *Einfluß der damaligen Stimmung für politische Gegenstände* durch eine farbige Kommentierung einer Aufführung der »Zauberflöte« in Mannheim, zu der demonstrativ ganze Scharen von Illuminaten und Freimaurern *meilenweit herzuströmen*,⁵²⁹ was der Regierung, die an ein Aufführungsverbot denkt, so gar nicht ins Konzept paßt. Bis zu welchem Grad politische Sympathie oder Antipathie des Publikums damals das Theaterleben in Mannheim mitbestimmten, ergibt sich aus den Erinnerungen Ifflands und aus Reiseberichten aus den Revolutionsjahren, in denen sich das erhitzte Klima dieser hektischen Umbruchs- und Übergangszeit lebensnah widerspiegelt. Auch das alles gehört zum Kapitel der Begegnung beider Völker in einem welthistorischen Augenblick. Iffland schildert mit großer Anteilnahme, wie im Theater *der Krieg der Meinungen mit Hartnäckigkeit*

⁵²³ Reminiszenzen S. 384 f.

⁵²⁴ Ibid. S. 191 f. und Betrachtung über den jetzigen Krieg (Anm. 5) S. 108 ff.

⁵²⁵ Der deutsche Gil Blas (Anm. 120) S. 227 f.

⁵²⁶ Über das lautstarke Politisieren in Gaststuben und Gesellschaften berichten u. a. Karl von SCHINTLING (Anm. 218) S. 227, der Verfasser der Freimütigen Briefe (Anm. 4) S. 26, S. 80 und S. 84 ff. und E. L. POSSELT, Krieg der Franken gegen die wider sie verbündeten Mächte, Frankfurt und Leipzig 1794 S. 152 f.

⁵²⁷ Reminiszenzen S. 235.

⁵²⁸ Ibid. S. 258.

⁵²⁹ Ibid. S. 117.

begann und dadurch die *Unbefangenheit des täglichen Verkehrs*⁵³⁰ unter den Schauspielern empfindlich gestört wurde. Parteinahme, leidenschaftliches Pro und Contra, ja Tumulte waren an der Tagesordnung. Wie erregt und lautstark die *Anhänger dieses oder jenes Systems* während der Vorstellung ihre persönliche *Überzeugung geltend zu machen sich bestrebt*en, das führt uns Iffland am Beispiel einer Aufführung der Oper »Richard Löwenherz« vor Augen.⁵³¹ Er übertreibt nicht, und was er erwähnt, blieb keine Ausnahmeerscheinung. Vom exaltierten, frenetischen Betragen vor allem der Emigranten berichtet auch der Rheinreisende von Wackerbarth, er hat im Koblenzer Komödienhaus die gleichen Erfahrungen sammeln können.⁵³²

8. Die Auseinandersetzung mit dem Jakobinersystem

Die unmittelbare Konfrontation, ja existentielle Berührung mit der Revolutionsarmee und der politischen Radikalisierung in Frankreich führte naturgemäß zu einer intensiven Beschäftigung mit den Jakobinern. Sie nimmt in unseren Quellen einen breiten Raum ein, und es verwundert dabei nicht, daß sie häufig recht emotionale Züge trägt. Gerade die von den Idealen der Aufklärung beeinflussten, der konstitutionell-gemäßigten Richtung nahestehenden Autoren, die die liberalen Anfänge und die »Hauptgedanken der Französischen Revolution« mit Sympathie begrüßt hatten, reagierten auf die Jakobinerherrschaft vielfach mit Entsetzen, moralischer Empörung und Verurteilung. Die anfängliche Begeisterung »flaute ab«,⁵³³ weil man erleben mußte, wie »von alledem, was bisher so nachahmenswert schien, eins nach dem andern verschwand«, wie »die heiligen« Güter, wie z. B. die *Freiheit (. . .) und Sicherheit des Eigentums mißbraucht und verdorben* wurden.⁵³⁴ Unsere Dokumente belegen eindrucksvoll, wie unerhört mächtig und nachhaltig dieser Prozeß der Desillusionierung, den man bisher vor allem bei den renommierten Schriftstellern aufgezeigt hat, in Deutschland damals war.⁵³⁵ Wegen der immensen Fülle der Stellungnahmen zu den Jakobinern sollen im folgenden exemplarisch vor allem Knesebeck und Laukhard gewürdigt werden, zumal beide auch den Versuch machen, Politik und Herrschaftssystem der Jakobiner genauer zu analysieren und bemerkenswert offen zu erörtern.

Bei Knesebeck läßt sich bereits früh ein Mißtrauen gegenüber allen Kräften konstatieren, die, einmal vom Revolutionsmechanismus freigesetzt, ihre Eigendyna-

⁵³⁰ August Wilhelm IFFLAND, *Meine theatralische Laufbahn*, Reclam-Ausgabe Nr. 5853/1976 S. 90.

⁵³¹ *Ibid.* S. 91 ff.

⁵³² *Rheinreise*, herausgegeben vom Freiherrn von WACKERBART, Halberstadt 1794 S. 148 und S. 223 ff. Über das Treiben der Emigranten im Koblenzer Komödienhaus vgl. auch: *Rheinischer Antiquarius*, 1. Abt. 1. Bd. Koblenz 1851 S. 53 f.

⁵³³ Eberhard WEIS, *Der Durchbruch des Bürgertums 1776–1847*, Propyläen Geschichte Europas Bd. 4 Berlin 1978 S. 171.

⁵³⁴ *Der Krieg ist gut, aber ist es denn auch dieser?* In: *Deutsche Monatsschrift* Berlin 1794 S. 180 (Verf. ist G. N. FISCHER).

⁵³⁵ Zur Reaktion deutscher Schriftsteller auf die Französische Revolution vgl. u. a. Walter GRAB, *Leben und Werke norddeutscher Jakobiner (Deutsche Revolutionäre Demokraten, Bd. V)* Stuttgart 1973, S. 3 ff.; Alfred STERN, *Der Einfluß der Französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben*, Stuttgart 1928, und: *Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur* (Hrsg. v. Claus TRÄGER) Frankfurt/Main 1975.

mik entwickeln und daher leicht außer Kontrolle geraten, gleichsam zur *Anarchie* hintreiben.⁵³⁶ Sinnbild dieser mehr plebejischen, chaotischen Elemente ist ihm die Jakobinermütze, *jenes Feldzeichen der schwärmerischen Tollheit, der menschlichen Verirrung.*⁵³⁷ Knesebeck ist der Meinung, daß derjenige, *dessen Herz für wahre Freiheit fühle, um so mehr die falsch verstandene oder richtiger den Despotismus von Tausenden unter dem Deckmantel der Fahne mit dem Hut oder der Mütze verachten müsse.*⁵³⁸ Der Terror und die *Auswüchse des rasenden Pöbels* signalisieren ihm die Heraufkunft eines *kannibalischen Despotismus*. Nun erscheint ihm gewiß, daß in Paris *jetzt nicht die Vernunft, die Jean Jacques unter dem allgemeinen Willen verstand, regiert, sondern die Unvernunft oder vielmehr die höchste Tollheit vieler statt der Vernunft aller der herrschende Wille ist.*⁵³⁹ Im Banne der Schreckensnachrichten und betroffen von den aus dem jakobinischen Frankreich ausgehenden *zerstörenden Grundsätzen* neigt er sogar zu einer zumindest vorübergehenden Bejahung des militärischen Engagements der Preußen,⁵⁴⁰ auch billigt er ausdrücklich die Tat der Charlotte Corday, der er *reine Absichten und edle Selbstverleugnung* attestiert.⁵⁴¹ Im Bewußtsein der Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit erfassen ihn wie viele seiner Gesinnungsfreunde gleichermaßen Skepsis und Ratlosigkeit, er weiß nicht mehr so recht, *wo das endlich alles hinauswill.*⁵⁴² Andererseits sieht er in der Jakobinerphase wiederum mehr ein Transitorium, gibt er sich *überzeugt, daß man in Frankreich für die Zukunft die Mittelstraße der Gegenwart und Vergangenheit wählen und weder die jetzige Anarchie lassen noch den vorigen Despotismus wieder herstellen wird.*⁵⁴³ Bezeichnend für die entrüstete Absage an Robespierre und die *Sklavenrotte und Satansmänner* um ihn ist ein in den Neuen Gemeinnützigen Blättern kurz nach der Hinrichtung von einundzwanzig bekannten Girondisten im November 1793 veröffentlichtes Gedicht, das mit dem emphatischen Aufruf beginnt:

*Montesquieu! Voltaire! Rousseau! Wacht auf!
Wacht auf! Aus Eurem Seelenschlaf
Wacht auf! Und kommt und seht, welch eine schwarze Nacht
Die Menschheit deckt! Wacht auf, und sagt: Welch eine Strafe
Verdienen Menschen, die von Euch
Unmenschlichkeit gelernt zu haben
Sich rühmen? Menschliche! Von Euch! (. . .)*

⁵³⁶ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1792 S. 407.

⁵³⁷ Ibid. S. 406 Der Herausgeber des Journals zu den Jakobinermützen: *Diese Mützen gehören vielleicht zu den Kleinigkeiten oder Possen, die große Wirkungen hervorgebracht haben. Es ließe sich aus der Geschichte eine ansehnliche Menge von ähnlichen Beispielen sammeln.* Vgl. dazu auch das Gedicht a.a.O. Nr. 35/1792 S. 140 »Der deutsche Mann«, in dem es u. a. heißt:

*Der deutsche Mann treibt keine Possen,
Tanzt nicht um einen Freiheitsbaum (. . .)
Auch trägt er keine rote Mütze,
Zum Zeichen, daß er vogelfrei. (. . .)*

⁵³⁸ Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 25/1792 S. 407.

⁵³⁹ Ibid. Nr. 26/1792 S. 427.

⁵⁴⁰ Ibid. Nr. 38/1794 S. 186.

⁵⁴¹ Über Charlotte Corday (Anm. 5) S. 63.

⁵⁴² Neue Gemeinnützige Blätter Nr. 26/1792 S. 427.

⁵⁴³ Ibid. Nr. 25/1792 S. 407.

In diesen Zeilen wird nachgewiesen, daß sich die Jakobiner ganz zu Unrecht auf das Werk der Aufklärungsphilosophen, aus dem *des menschlichsten Verstandes helle Kerzen uns leuchten*, berufen. Die Geister der so verehrten Denker mögen erscheinen, um Gericht zu halten über alle jene, die ihren Namen so schändlich mißbrauchen.⁵⁴⁴ Der Verfasser dieser Verse könnte Knesebeck gewesen sein. In einem etwa zur gleichen Zeit von ihm verfaßten stark moralisch getönten Appell »An die Franzosen nach der Schlacht bei Lautern« begegnet man ähnlichen Bildern und Gedanken. Bestürzt über Robespierres Tyrannei beklagt er, daß die Franzosen *das Glück der wahren Freiheit* nicht erfahren hätten, vielmehr in Frankreich *Gesetzlosigkeit, Guillotine und Despotenwillkür* regierten. *Freiheit ohne Schranken*, das sei ein *Tiger, der sich selber frißt*. Knesebeck nennt das französische Volk als ganzes *so reich an Schätzen, Mut und Kraft* und fragt ungeduldig, wann es endlich *wieder menschlich* werde. Schließlich wendet er sich drängend und werbend an Frankreich mit den Worten:

*O stürz den Berg der Henker ein,
und fühl das Glück, ein Mensch zu sein! (. . .)
O schone Deiner Bürger Blut,
Sei menschlich wieder, froh und gut! (. . .)*

Knesebeck bietet dann einer vom Jakobinerjoch befreiten, einer geläuterten Nation überschwenglich die Hand zum *brüderlichen Band*. Nichts könne *fürderhin das Glück und die Wohlfahrt und die herzliche Eintracht beider Völker stören*.⁵⁴⁵

In der Tat hat Knesebeck wenig später zu seinem Wort gestanden und nach dem Jakobinerterror, als er aufatmend in Paris endlich *wieder einmal Menschen* die Geschicke dieses Staates lenken sah, mit persönlichem Engagement für Frieden und Freundschaft mit Frankreich geworben.⁵⁴⁶

Knesebeck blieb jedoch nicht bei der Manifestation seiner Verurteilung der Jakobiner stehen. In einer Reihe zumeist anonymer Aufsätze spürt er möglichen Ursachen, warum sich die französische Nation *Robespierres Zuchtrute und Despotie* gerade in dem Augenblick unterwarf, *wo sie nach Freiheit rang*, nach;⁵⁴⁷ er geht dabei vor allem auf den französischen Volkscharakter, das Freiheitsbewußtsein der Franzosen und auf die Folgen der äußeren Bedrohung der Republik ein. Das heikle Thema des Terrors diskutiert er auffallend offen, wobei er entschieden jene törichten Klischeevorstellungen attackiert, daß die Franzosen *gar keinen Charakter* hätten bzw. *daß Grausamkeit ihr Charakterzug* sei.⁵⁴⁸ In seiner Studie über den Nationalcharakter gibt er zunächst zu bedenken, daß eine halbwegs gerechte Beurteilung dieses sich im Zustande *höchsten Affekts, größter Gärung* und schlimmer *Krisis* befindenden Volkes äußerst problematisch sei. Beim Franzosen – er nennt ihn den *von Natur westlichen Griechen* – diagnostiziert er eine *extreme Reizbarkeit der Nerven*, eine *starke Empfänglichkeit für Veränderungen* und einen *für die Freiheit aufs höchste entflammten Enthusiasmus*. Auch sei er ausgestattet mit einer enormen *Einbildungskraft*, die zudem *rasch und heftig* wirke.⁵⁴⁹ Dies alles habe mit dazu beigetragen, daß die geschickte Rhetorik eines

⁵⁴⁴ Ibid. Nr. 31/1793 S. 65 ff.

⁵⁴⁵ Ibid. Nr. 39/1794 S. 193 ff.

⁵⁴⁶ Knesebeck an Gleim, publiziert von H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 219.

⁵⁴⁷ Etwas über den Nationalcharakter (Anm. 5) S. 304.

⁵⁴⁸ Ibid. S. 306.

⁵⁴⁹ Ibid. S. 302 ff.

Robespierre so magisch gewirkt habe. Der Franzose gehe überdies *in allem, was er tue, leicht in Extreme über* und könne sich *mit einer Leichtigkeit zu allem empor-schwingen*, die beispielsweise *dem kälteren Deutschen nicht möglich sei*.⁵⁵⁰ Die im Krieg mit Erstaunen konstatierte *seltene Festigkeit*, diese *Ausharrung der Nation* stehe eigentlich im Widerspruch zum sprichwörtlichen Leichtsinn und zur *Empfänglichkeit für jeden Lebensgenuß*, den der einzelne gern zeige.⁵⁵¹ Doch gerade die *Macht der Umstände*, eben jene Ausnahmesituation, hätte die Franzosen zu der kaum erwarteten *ernsten Beharrlichkeit und Ausdauer* gezwungen. Die viel gescholtene Grausamkeit sei niemals Selbstzweck, sondern Ausfluß des Enthusiasmus und Mittel zu einem *guten Zweck*, nämlich zur *Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit des französischen Volkes* gewesen. Dafür allein habe sich die Nation diese vorübergehenden *Qualen* auferlegt. Ein Enthusiast wie der Franzose könne dies sehr wohl tun, *weil er glaubt, er duldet für einen guten Zweck*.⁵⁵² Knesebeck schreibt:

*Freiheit und Unabhängigkeit, dies sind also jetzt die Grundsätze der Nation geworden, an denen sie einmütig fest und unabänderlich hängt, dies ist die Hauptidee, die sich seit der Revolution mit ihrem Charakter so verwebt hat, daß man sie selbst ihren Charakter nennen könnte. Jeder, der auf sie wirken wollte, mußte diese Grundsätze billigen und sie selbst annehmen, und, bis zur Wut entflammt, verfolgte sie den, von dem sie glaubte, daß er diese ihr heilig gewordenen Grundsätze verletzen wollte. Freiheit und Unabhängigkeit, dies ist die neue einmütige Richtung, die die Umstände ihrem Geist gegeben haben.*⁵⁵³

Auch in der *Leichtigkeit*, mit der diese Nation *von einer Partei zur anderen überging*, sieht er eher einen Beweis für die *Festigkeit und Wärme*, mit der sie *an der Sache selbst hängt*. Dies belege aber auch, *daß nicht jene Parteien über die Nation, nein, daß im Grunde durch die Gewalt der öffentlichen Meinung, nach der die Parteien sich richten müssen, die Nation über die Parteien herrscht*. Denn alle mußten sie *der Nation schmeicheln und sie zu gewinnen suchen*.⁵⁵⁴ Um der *Unabhängigkeit und Freiheit* willen hat sich, wie Knesebeck weiter ausführt, diese Nation auch *in die Arme des Kriegsgottes geworfen* und jene *Energie* freigesetzt, die sie *zur Verwunderung aller Völker demonstrierte*. Um diese Errungenschaften zu bewahren, habe sie *alle jene Grausamkeiten eines Robespierre und seiner Anhänger* ertragen und gutgeheißen, ja selbst *ähnliche* begangen: *Sie duldeten und beging Grausamkeiten, aber Grausamkeit ist nicht ihr Charakter geworden. Freiheit und Unabhängigkeit sind es . . .*⁵⁵⁵

Nach Knesebecks Dafürhalten glaubte der Franzose, *während der größten Despotie für seine Freiheit zu arbeiten*. In seiner *Schwärmerei für Freiheit* sei es ihm einfach unvorstellbar gewesen, daß Robespierre, *der Mann, der sich so sehr für das Volk zu interessieren, der der Freiheit so ganz zu leben schien*, verwerfliche Zwecke hätte verfolgen können.

⁵⁵⁰ Ibid. S. 302.

⁵⁵¹ Ibid. S. 311.

⁵⁵² Ibid. S. 307.

⁵⁵³ Ibid. S. 308f.

⁵⁵⁴ Ibid; Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch Knesebecks Hinweis auf den großen Einfluß der Volksgesellschaften auf den Konvent: *Die Volksgesellschaften befehlen der Versammlung (. . .) Sie mußte tun, was das Volk wollte*. ebenda S. 107.

⁵⁵⁵ Ibid. S. 310.

Knesebeck versichert, sein Bemühen, zu einer Erklärung jener Grausamkeiten zu kommen, dürfe man keineswegs als seine persönliche Billigung dieser von ihm zutiefst verabscheuten Tyrannei auslegen. Er wehrt sich aber gegen verhängnisvolle Pauschalurteile und Feindbilder und bleibt bei seiner Überzeugung, daß dort, wo die Nation also Grausamkeiten erduldet oder übte, sie ganz gewiß selbige als ein notwendiges Übel, als ein Mittel, ihren Zweck zu erreichen, betrachtete.⁵⁵⁶ In der fingierten Sieyès-Rede wird dann der Jakobinerterror noch klarer als ein notwendiges Hilfsmittel, das das Andringen fremder Heere verursachte, interpretiert.⁵⁵⁷ Dort heißt es unmißverständlich: Sie (die Jakobinerherrschaft) war ein notwendiges Übel, um einem längeren nicht zu unterliegen, um dem Feinde zu widerstehen, um die Kräfte auf einen Punkt zu vereinigen. (. . .)⁵⁵⁸

In seinen von einem stark pazifistischen Grundzug bestimmten Flugschriften unmittelbar vor und nach dem Abschluß des Baseler Friedens modifizierte Knesebeck seinen Standpunkt noch, indem er ausführlich die Interdependenz von Krieg und Terror heraushebt. Der Krieg erscheint ihm nicht allein der entscheidende Grund für den beispiellosen Enthusiasmus, mit dem der Franzose (. . .) für sein politisches System gestritten hat, Knesebeck behauptet auch, daß der Krieg allein die Ursachen jener Greuel war und daß ohne ihn zwar menschliche Verirrungen in Frankreich statthaben konnten, aber ohne daß Tyrannen sich ihrer in diesem Ausmaß hätten bedienen können.⁵⁵⁹ Für Knesebeck waren die Verbrechen nicht die Folge unmoralischer Grundsätze, sondern die Wirkung des Krieges und der durch sie angespannten öffentlichen Meinung. Nach seiner Auffassung ging durch den Krieg allein der Franzose von Extrem zu Extrem über, durch ihn allein erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich jene leidenschaftliche Wut gegen die äußeren Feinde. Der Krieg habe es schließlich den Jakobinern leicht gemacht, ihren Terror mit dem Stempel der Notwendigkeit zu heiligen.⁵⁶⁰

Mit der Verminderung der außenpolitischen Bedrohung sei dann die öffentliche Meinung – sie ist nach Knesebeck die wahre Lehrerin der Menschen, die wahre Beherrscherin der Welt⁵⁶¹ – umgeschlagen von der Höhe ihrer enthusiastischen Spannung, und die gemäßigtere Denkungsart des Volkes habe den Sturz der Jakobiner eingeleitet.⁵⁶² Knesebeck begrüßt die nachjakobinische Ära mit Erleichterung und Freude. Im gegenwärtigen Moderantismus sieht er eine Rückkehr zur Moralität. Jetzt ist für ihn die Revolution auf der Stufe der werdenden Veredelung, der Veränderung ihres ganzen Wesens angelangt.⁵⁶³ Diese neue Lage zwingt alle, ihr Verhältnis zu Frankreich zu überprüfen und dort, wo es notwendig ist, schnell zu revidieren. Für Knesebeck gibt es keinen Zweifel, was jetzt nach Robespierre zu tun ist. Mit Wärme tritt er für den Frieden und die Aussöhnung mit Frankreich, für Toleranz und Freundschaft gegenüber dem Nachbarn ein, der zu Recht diese humane Denkungsart

⁵⁵⁶ Ibid. S. 305 und S. 311.

⁵⁵⁷ Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 55.

⁵⁵⁸ Ibid. S. 60f.

⁵⁵⁹ Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 32f. und S. 67.

⁵⁶⁰ Ibid. S. 68.

⁵⁶¹ Europa in Bezug auf den Frieden (Anm. 5) S. 74.

⁵⁶² Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meinung (Anm. 5) S. 67.

⁵⁶³ Ibid. S. 76.

von den Deutschen erwarte.⁵⁶⁴ Die Deutschen sollten *der Welt ein Beispiel geben* und die herrschende *Erbitterung gegen die Franken (. . .) vernichten*. Die *Pflicht der Menschheit* fordere von ihnen, den Geist der *Zwietracht*, der von *einigen feilen Pamphletschreibern geschürt werde*, zu begraben. Namentlich die Schriftsteller sollten sich nicht dazu hergeben, *den Keim des Nationalhasses in den Gemütern gegenwärtiger Generationen zu pflanzen*. Sie sollten vielmehr *das Streben der Völker nach moralischer Kultur zu heiligen versuchen* und den Anstrengungen einer ganzen Nation, *den Nachteil ihrer Verirrung gut zu machen*, mit Respekt begegnen.⁵⁶⁵ So preist und mahnt Knesebeck zugleich:

Deutsche, laßt uns den Tag segnen, an welchem ein ganzes Volk von neuem den Weg der Tugend betrat und sich mit der besseren Menschheit aussöhnte! (. . .) Laßt uns durch alle jene Gerüchte, die in die öffentliche Meinung gestreut werden, um neue Zweifel in uns zu erregen, fortan nicht mehr täuschen! (. . .) Nein, ich rede zu Euch im Namen der Humanität unseres Zeitalters, die es nicht billigen kann, daß Ihr einem ganzen Volke um einzelner Tiger willen das Gefühl der Menschlichkeit absprecht, und fordere von Eurer Billigkeitsliebe Gerechtigkeit für ein Volk, das durch unverkennbare Beweise seines Dranges nach Verbesserung seines Zustandes auffordert, es aus der Zahl wilder Barbaren zu streichen, in die es Euere Einbildungskraft versetzte! Versteht mich dabei wohl, ich fordere nur Gerechtigkeit, ich will Eure Gemüter nur zum Frieden stimmen, ich verlange keine Billigung jener Grausamkeiten, die ich verabscheue. Aber dieser Abscheu gegen den Franzosen ist auch mit eine Folge unserer fehlgeschlagenen ersten Erwartung bei der Entstehung der Französischen Revolution, für deren Grundsätze wir uns als wirklich zu realisierende Ideen enthusiastisierten und so einem Volke ein zu entferntes Ziel setzten, für dessen Nichterreichen wir es nun durch Haß und Verächtlichkeit bestrafen wollen.⁵⁶⁶

Für Knesebeck gibt es jetzt keine Gründe mehr, auch *keine Scheingründe*, dem französischen Volke fortan *unsere Menschenliebe (. . .) vorzuenthalten*. Die *Fortsetzung des Krieges* halte lediglich ein ganzes Volk in seinem Bestreben nach *Vervollkommnung auf*. Von Frankreich kämen keine die *Wohlfahrt der Völker bedrohenden Gefahren* mehr. Die Tyrannen seien gestürzt und *weder die Furcht vor einer militärischen Republik noch vor dem Umsturz aller Throne* gäbe überzeugenden Stoff zur *Unterhaltung einer gegenseitigen Erbitterung*. Knesebeck hofft, daß die öffentliche Meinung die Humanität über die Intoleranz siegen läßt, und er macht sich zum Fürsprecher einer Art ideologischer Koexistenzpolitik: *So gut als Katholiken und Reformierte nebeneinander in ruhiger Verträglichkeit ihren religiösen Grundsätzen getreu bleiben können, ohne ihre gegenseitige Lehre verächtlich zu machen, so können auch Republikaner neben uns wohnen, ohne daß wir uns einander anfeinden und verächtlich zu machen suchen*. Knesebeck bekennt sich *pathetisch zu unser aller Pflicht, die uns die Moral auferlegt, den Menschen im Menschen, ohne Rücksicht auf seine religiösen oder politischen Meinungen zu lieben.⁵⁶⁷* Gleichzeitig verwirft er den durch die Revolutionswirren geförderten Fraktionsgeist, die Gedankenschnüffelei,

⁵⁶⁴ Ibid. S. 82.

⁵⁶⁵ Ibid. S. 80.

⁵⁶⁶ Ibid. S. 72.

⁵⁶⁷ Ibid. S. 84 und S. 86.

die kleinmütige und engstirnige *Spaltung der Gesellschaft* in die so *fatale Distinktion von Royalist und Demokrat*.⁵⁶⁸

Bei aller Sympathie für das Nachbarvolk führte das Erlebnis der Jakobinerzeit bei Knesebeck freilich zu einer gewissen Ernüchterung, wurden ihm doch die politischen Abgründe der Revolution nur zu deutlich offenbar. Trotz dieser Dämpfung allzu hochgeschraubter Hoffnungen und kosmopolitischer Ideale hat er allerdings auch nach den Erfahrungen der Terrorzeit an der grundsätzlichen Berechtigung des gesellschaftlichen und politischen Wandels in Frankreich festgehalten. Über die vielen umgefallenen Schriftsteller und Renegaten hat er sich wenig positiv geäußert.⁵⁶⁹ Nach dem Sturz Robespierres ermuntert er *die Vernünftigen*, sie möchten sich doch *nicht mehr scheuen* (. . .) *öffentlich wieder jene Veränderungen*, die sich in Frankreich ergeben hätten, freimütig *zu billigen*. Mit Anspielung auf seinen persönlichen politischen Standort gestand er frei heraus: *Ich tue es und freue mich der Nation!*⁵⁷⁰ Als eine der fundamentalen Lehren und wesentlichen Resultate *aus dem jetzigen Krieg und Frankreichs Revolution* schien ihm jene Wahrheit unumstößlich, daß man gewaltsame Umbrüche nur durch kluge und rechtzeitige Reformen auf die Dauer verhindern könne. Er gelangte zur Erkenntnis, daß die Völker fernerhin Despotismus und willkürliche Gewalt nicht mehr ertragen. Das Beispiel Frankreichs belehrte ihn, *daß das Unterjochen einer Nation selbst durch die gewaltige Macht der verschworenen Könige von Europa nicht möglich ist*.⁵⁷¹ Auch sah er nur zu gut, wie eine Bedrohung von außen die Solidarität im Innern stärkt und die eigene Freiheit als doppelt wertvolles Gut erscheinen läßt. Zu Knesebecks Einsichten aus der Begegnung mit der Revolution gehört auch die, daß sich die Menschheit dank der Aufklärung auf dem Wege wachsender Mündigkeit befindet und einfach nicht mehr bereit ist, sich durch reaktionäre Regierungen länger am *Gängelbände* führen zu lassen.⁵⁷² Bemerkenswert ist sein Urteil, wonach *Verfassungen, Sitten, Gesetze und Gebräuche beinahe in jedem Staat um ein Jahrhundert gegen ihre Bürger zurück* seien; ein derartig anormaler Zustand müsse ja zwangsläufig zu gewaltsamen Empörungen, die dann leicht in die Anarchie abdriften, führen. Nur die allmähliche, aber couragierte Beseitigung der Fesseln der Privilegienordnung schütze vor *gewaltsamen Revolutionen*. Für Knesebeck sind bezeichnenderweise *Adels- und Geburtsstolz* ohne Frage *ebenso große Chimären* wie *jede Gleichheit und Gleichmacherei*. Es gehe auch nicht an, daß die Aufklärung sich nur *auf der gehorchenden* und die *Dummheit* sich nur *auf der gebietenden Seite* befänden. Alle gebildeten und fortschrittlichen Schriftsteller ruft er auf, mitzuhelfen, den Menschen durch Bildung moralisch zu bessern und damit zum politisch freien und mündigen Bürger zu erziehen. Darüber hinaus sollten die Schriftsteller dazu beitragen, den Frieden zu stiften, jeglichen Despotismus zu bekämpfen, Deutschland eine glücklichere Verfassung zu geben und mittels der unverzichtbaren Pressefreiheit Vernunft und Toleranz und die dringend notwendigen gesellschaftlichen Verbesserungen zu realisieren. Die verbreitete und oft aus politi-

⁵⁶⁸ Max LEHMANN (Anm. 8) S. 17.

⁵⁶⁹ Knesebeck an Gleim, publiziert bei H. PRÖHLE (Anm. 5) S. 222.

⁵⁷⁰ Über die Gewalt der Meinungen u. d. Einfluß des jetzigen Krieges (Anm. 5) S. 107.

⁵⁷¹ Ibid. S. 91.

⁵⁷² Wie sind gewaltsame Revolutionen am besten zu verhindern? (Anm. 5) S. 139.

schen Gründen künstlich genährte Furcht vor der Aufklärung ist in seinen Augen dumm und *unnütz*. In Anlehnung an Kant schreibt er: *Aufklärung führt immer die richtige Erkenntnis der Pflichten mit sich, und in der Erfüllung der Pflicht liegt die Befolgung des vernünftigen Gesetzes und die Beförderung der Moralität.*⁵⁷³ Für äußerst verderblich hält er letzten Endes jede klerikale Bevormundung und den oft so gefährlichen Einfluß falscher und ehrgeiziger Ratgeber auf die Fürsten. Ihnen gilt sein besonderes Mißtrauen. Um Reformen werbend, wendet er sich immer wieder an die einsichtigen und aufgeklärten Herrscher, auf denen viele seiner Hoffnungen ruhen. Das einer seiner anonymen Schriften vorangestellte sogenannte »Einleitungsgebet« gibt uns einen guten Einblick in Knesebecks Bewußtsein und veranschaulicht seine politische Intention treffend:

*Du Geist des Alls! Laß alle Könige auf Erden
Vertilget nicht – laß sie nur Menschen werden!
Nicht Willkür herrsche mehr, es herrsche Sittlichkeit,
Kein Glaube, nein, Gesetz, das die Vernunft gebeut! –
Gib jedem Herrscher auf dem Throne
Gefühl für Menschenglück und einen Kopf zur Krone;
Den Herren von der heil'gen Zunft
Nicht viel Theologie und desto mehr Vernunft.
Die Herren mit den großen Bändern
Die dort dem Thron zur Seite stehn,
Sie, die Tyrannen in den Ländern,
Die nimm zu Dir und lehr' sie sehn! –
So brauchst Du nicht die Freiheit uns zu schicken,
Von selbst wird sie die Welt beglücken! –⁵⁷⁴*

Während Knesebeck die innerfranzösischen Verhältnisse unter der Revolutionsregierung Robespierres doch etwas mehr aus der Distanz heraus beobachtete, war Laukhard 1793–95 unmittelbar im Zentrum des Geschehens selbst, kam er doch gerade in dem Augenblick ins Innere Frankreichs, als *eben der Jakobinismus oder Terrorismus in seiner größten Wirksamkeit* stand.⁵⁷⁵ Daß Laukhard so unmittelbar betroffener Zuschauer war, gibt seinen Aufzeichnungen eine unverwechselbare Authentizität und ganz spezifische Originalität. Hinzu kommt bei ihm ein im Vergleich zu anderen Zeitgenossen überraschend hohes Maß an kritischer politischer Einsicht, verbunden mit einer geradezu erstaunlichen Offenheit und Unabhängigkeit im Urteil. Laukhards Reflexionen über das Phänomen des Terrorismus zählen zu den wichtigsten Partien seines Erlebnisberichtes, sie stellen in der damaligen das deutsch-französische Verhältnis berührenden Publizistik einen bemerkenswerten Sonderfall dar.

Es fällt sofort ins Auge, daß Laukhard bei aller Kritik an dem *Erzwüterich* Robespierre⁵⁷⁶ und seinem Entsetzen über die *fürchterlichen Exzesse* während der

⁵⁷³ Ibid. S. 136 ff. Hier auch der durch gesperrten Druck hervorgehobene und sozusagen leitmotivisch wiederkehrende Gedanke des Verf., daß man *gewaltsame Revolution* nur verhindern könne, indem man *allmähliche befördere*.

⁵⁷⁴ Über die Gewalt der Meinungen u. d. Einfluß des jetzigen Krieges (Anm. 5) S. 6.

⁵⁷⁵ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 118.

⁵⁷⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 2. Abt. S. 434.

Schreckenszeit⁵⁷⁷ bei seiner Analyse der politischen Zustände möglichst unvoreingenommen, ja betont *kaltblütig*, wie er mehrfach wiederholt, zu Werke geht.⁵⁷⁸ Er verharmlost die Dimension des Schrecklichen nun keineswegs, doch ihn interessieren mehr die ursächlichen Zusammenhänge, die Funktion und Bedeutung der Jakobinerherrschaft. Er möchte nicht die bekannten Klischees, das beim Perhorreszieren der Jakobiner bis zum Überdruß strapazierte Vokabular reproduzieren, ihm geht es primär darum, Hintergründe transparent zu machen, mit Hilfe der eigenen Erfahrung komplizierte Vorgänge und Prozesse zu durchleuchten und damit aufzuklären. Dabei kommt er immer wieder auf das so zentrale Problem der Berechtigung der Jakobinerherrschaft und auf die Einstellung der Franzosen selbst zu Robespierre und seinem Regime zu sprechen. Ganz im Gegensatz zu dem Stand des damaligen politischen Bewußtseins und der vorherrschenden Tendenz in der zeitgenössischen öffentlichen Meinung gelangt Laukhard dann zu dem Ergebnis, daß, wenn auch mit Vorbehalten, das Jakobinersystem zu rechtfertigen sei, daß die Jakobinerdiktatur zur Konsolidierung der Republik, zur Rettung des Vaterlandes und der Bewahrung der revolutionären Errungenschaften entscheidend beigetragen habe.

Um seinen Standpunkt möglichst perspektivenreich und wirkungsvoll vorzutragen, blendet Laukhard häufig Gespräche mit Franzosen über dieses brennende Problem ein. Dadurch verleiht er seinen Darlegungen einen zusätzlichen Reiz, eine eigene Atmosphäre.

Bereits in seinen 1794 veröffentlichten »Briefen eines preußischen Augenzeugen« geniert er sich nicht zu sagen, daß die *jetzt in Frankreich herrschende Fraktion (. . .) den Willen der Nation für sich* habe.⁵⁷⁹ Dort macht er auch darauf aufmerksam, daß die Menschen im Nachbarland das, was die Deutschen als *Mord- und Raubsystem* denunzierten, für *ihr System der Notwehr* hielten.⁵⁸⁰ In der gleichen Quelle berichtet er überdies von seiner *politisch-psychologischen Unterhaltung* mit einem französischen Soldaten. Das gerade so aktuell gewordene Thema Robespierre berührend, heißt es dort:

Robespierre war ihm, nach unserer Unterredung, ein Mann des Schreckens und des Abscheus, aber immer der Mann, dem Frankreich seinen Schwung und seine Rettung zu danken hätte. Ohne ihn (. . .) würden sie alle ein Opfer der verwickeltesten Ränkemacherei geworden sein. Schärfe wäre einmal unvermeidlich gewesen, denn wenn trotz dieser und der Gesetze dennoch die Verräterei nicht unterblieben wäre, was wäre geschehen, wenn sie gar nicht stattgefunden hätte? Gerade der hohe Grad derselben hätte ihre Notwendigkeit bewiesen. Um verschont zu bleiben, hätte man nur müssen ein guter Bürger sein und der neu eingeführten Ordnung der Dinge nach den Gesetzen Folge leisten. Robespierre hätte mit einem tausendköpfigen Ungeheuer mehr als herkulische Arbeit gehabt. Die Feinde von innen hätten die Feinde von außen geweckt und umgekehrt: und da wäre die politische Diagonallage schwer. Hätte der größte Teil der Pariser und der übrigen Departements die Notwendigkeit des Schreckenssystems nicht eingesehen, so würde es nie herrschend geworden sein, denn zur Willkür eines einzigen Despoten träge eine freie Nation ihre Köpfe nicht. (. . .) Frankreichs Hauptkrankheit wäre durch den Thron, dessen nächsten Anhang, Stützen und Gefolge epidemisch geworden: die Mittel dagegen

⁵⁷⁷ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 117.

⁵⁷⁸ Ibid. S. 115 und 4. Teil, 2. Abt. S. 104.

⁵⁷⁹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 3. Pack S. 165.

⁵⁸⁰ Ibid. S. 166.

hätte man also auch gerade auf diese richten müssen. Daher der Sturz des Throns, des Adels, der Geistlichkeit, der Wucherer, des Luxus und der Handelsstädte. Der gewaltsam erregte Sturm hätte absichtlich erst alles Schwankende und Verdorbene stürzen müssen (. . .) Ohne dies wäre an keine Radikalkur zu denken und noch weniger an eine Republik.⁵⁸¹

Das hier erstmals vorgebrachte Argumentationsmuster wird von Laukhard dann in seinen Memoiren erweitert und vertieft, einige Proben sollen dies belegen und die Kernproblematik des Terrors noch schärfer ins Blickfeld rücken:

Daß der Jakobinismus an schrecklichen Auftritten schuld war, schreibt Laukhard, ist außer allem Zweifel. Er fährt dann fort:

Ich selbst habe Szenen gesehen und von anderen, die ich nicht gesehen habe, Folgen wahrgenommen, bei deren Andenken mir die Haut noch schaudert. Also war der Jakobinismus allerdings ein Übel, ein schreckliches Übel: Aber war er auch ein notwendiges Übel? Um diese Frage mit Unparteilichkeit zu beantworten, muß man kaltblütig zu Werke gehen; und wer dieses tut, dem werden folgende Betrachtungen von selbst einfallen. Frankreich war durch die Regierung an den Rand des Verderbens gebracht und seinem Untergang nahe: dies konnte der Hof nicht leugnen. Die Nation, oder vielmehr der bessere Teil derselben machte Forderungen an die Regierung, um sich zu retten. Die Forderungen wurden angenommen, gestattet, sanktioniert, aber nicht gehalten. Die Gesetze, welche man zum Vorteil des Volkes gemacht hatte, waren ohne Kraft, und der König selbst trat sie mit Füßen. Auf den Grenzen standen Feinde, welche die Herstellung der Despotie und die gänzliche Vernichtung aller Volksfreiheiten drohten. Fremde Fürsten insultierten die Nation mit ihren Manifesten, und die eigenen Generale der Nation waren Meineidige. Wo sollte Rettung herkommen? Ja, die inneren Bewegungen ließen befürchten, daß das Blut derer bald fließen würde, welche bisher Freiheit und Volksglück gewünscht hatten. Hier nun war es nötig, daß diejenigen, welche Mut genug hatten, sich öffentlich als die Anführer der Volksfreunde darzustellen, sich anstrebten, durch heftige Anstalten und strenges Verfahren den Geist der Nation zu erforschen, ihn bestimmt zu fixieren und zu beleben: und nach diesen wirklich wahren und einleuchtenden Grundsätzen hat Frankreich eigentlich dem Jakobinismus seine Rettung und seine Existenz als Republik zu verdanken. Wäre freilich durch Gesetze und in rechtlicher Form das zu erhalten gewesen, was man durch Strenge und Schrecken zu erzwingen suchen mußte, so wäre der Jakobinismus, oder wie man ihn seit 1794 auch heißt, der Terrorismus, ebenso abscheulich als die Bartholomäusnacht. Aber bei der schrecklichen Alternative, entweder weiter ins alte Joch des Despotismus, der Pfafferei und der Tyrannei des Adels noch sklavischer als zuvor zurückgeworfen zu werden oder frei zu werden und zu bleiben, findet der Menschenfreund tausend Gründe, das Schreckenssystem zu rechtfertigen und zu entschuldigen, ohne jedoch die fürchterlichen Exzesse gutzuheißen, welche so häufig vorgefallen sind, ob er sich gleich auch hier erinnert, daß wenn man eine Saite zu sehr spannt, man sich nicht wundern darf, wenn sie zerspringt (. . .) Es ist nun, glaube ich, sehr sichtbar, daß der Ursprung des Jakobinismus nicht sowohl in der ersten französischen Konstitution noch überhaupt in den billigen Forderungen der Nation als vielmehr in den Bemühungen der Feinde, die Freiheit der Nation niederzudrücken, in den Angriffen der Ausländer, in den Wirkungen des aristokratischen Anhangs in Frankreich und in der Untreue und Verräterei der französischen Generale zu suchen sei. Hätte man der ersten Konstitution nicht solche schrecklichen und gewalttätigen Mittel entgegengesetzt, so würde nimmermehr ein Jakobinismus entstanden sein.⁵⁸²

⁵⁸¹ Ibid. 4. Pack, 2. Abt. S. 455 ff.

⁵⁸² Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 115 ff.

An anderer Stelle präzisiert Laukhard noch einmal: *Der Terrorismus war mit dem Jakobinismus aufs engste verbunden, oder beide waren vielmehr ein und dasselbe Ding. Ich bin völlig überzeugt, daß 1792, 93 und 94 das Schreckenssystem zur Gründung und Erhaltung der Republik nötig gewesen ist, und ich glaube fest, daß die Bemühungen des Robespierre und seiner Anhänger den Gegenbemühungen der Emigranten und der Übelgesinnten am besten begegnet sind.*⁵⁸³ Die Frage, ob denn die französische Nation zu der Zeit, *als der Jakobinismus alles bändigte*, frei gewesen sei, verneint er, allein er fügt gleich hinzu, daß im Jakobinismus *der einzige Grund* gelegen habe, *zur entschiedenen Entjochung und zur ernsthaften Begründung einer gesetzlichen Freiheit für Frankreich.*⁵⁸⁴ Um ja keinen Zweifel an seinem Standpunkt aufkommen zu lassen, nimmt er bei einer anderen Gelegenheit noch einmal zu diesem Aspekt Stellung und meint zusammenfassend:

*Wenn man aber alles das, was ich bisher über Verräterei und die Gegenanstalten der aristokratischen Partei in und außer Frankreich gesagt habe, ohne Nebenurteile und kaltblütig überlegt, so glaube ich, daß man von selbst auf den Schluß kommen müsse, daß ohne die Anwendung sehr violenter Mittel damals im Jahre 1793 und 1794 das neue System zu Grunde hätte gehen müssen. Die abscheulichen Exzesse, welche dabei vorgefallen sind, müssen als notwendige Folgen der angewandten Mittel, den Royalismus und dessen Anhang zu stürzen, betrachtet werden, und wenn man sie auch keineswegs entschuldigen kann, so würde man doch ungerecht sein, wenn man alle Greuel auf die Rechnung der neuen Einrichtung schreiben wollte. In jedem Krieg fallen unmenschliche Auftritte vor (. . .) Es ist einmal in der Natur aller Revolutionen: Der Weg zur Freiheit geht über Haufen von Leichen und durch Ströme von Blut.*⁵⁸⁵

Auf das hier angeschnittene Problem der Rolle von Gewalt und Terror im Zusammenhang bedeutender historischer Ereignisse kommt Laukhard öfter zu sprechen, ganz besonders dort, wo er sich auf historische Exkurse und Vergleiche einläßt. Bereits in den »Briefen eines preußischen Augenzeugen« taucht dieses Thema auf:

*Physische Revolutionen, wie Erdbeben und Gewitter, sagte ich, kämen auch ohne Sturm und gewaltsame Erschütterungen nicht zu Stande, bei politischen könne es nicht anders sein, zumal wenn die politischen Jupiters sich selbst so oft verdonnerten (. . .) Die Revolution mit der Pfafferei in Deutschland zu Luthers Zeiten hätte auch Blut genug gefordert, und manches sei vorgefallen, das den damaligen Reformatoren wahrlich wenig Ehre gemacht hätte, indessen wäre es einfältig, die Reformation darum zu tadeln und den Bauernkrieg.*⁵⁸⁶

Laukhard wendet sich auch gegen die doppelte Moral, mit der man historische Fakten werte. Er zitiert dazu seitenlang aus Knigges Schrift »Josephs von Wurmbrand politisches Glaubensbekenntnis mit Hinsicht auf die französische Revolution und deren Folgen«, in der sich der Verfasser darüber mokiert, daß so viele *vorgebliche Menschenfreunde* sich zwar über die Gewalttätigkeiten in Frankreich empörten, zu

⁵⁸³ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 44.

⁵⁸⁴ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 114 Dort heißt es weiter: *Der Anhang dieses alten Systems war noch sehr stark, und diesem allein arbeitete der Jakobinismus entgegen, und zwar so glücklich, daß er ihn völlig unterdrückte. Erst mußte der alte Schaden ausgeschnitten oder vielmehr ausgebrannt werden, erst mußten die alten Beulen, die alten Geschwüre des Staatskörpers gereinigt und geheilt werden, ehe man eben diesem Staatskörper eine ungehinderte Wirksamkeit gestatten konnte.*

⁵⁸⁵ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 104f.

⁵⁸⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 53.

den offenkundigen Verbrechen, für die gekrönte Häupter verantwortlich zeichneten, jedoch schwiegen. Daß etwa *ein Landesvater Tausende seiner Kinder, d. h. Untertanen stückweise verhandle, um sie irgendwo, fern von ihrem Vaterlande, totschießen zu lassen, wenn damit Geld zu verdienen ist, wovon nachher Buhlerinnen und Müßiggänger unterhalten werden, kümmere nur wenige.* Das gleiche gelte für den Krieg, den irgendein ehrgeiziger Despot zur Befriedigung seiner kleinen Leidenschaften führt. Dieser Krieg kostet tausendmal mehr Blut, und zu welchem Zwecke?⁵⁸⁷ Derlei Überlegungen waren liberalen Zeitgenossen übrigens geläufig. So schreibt zur gleichen Zeit Julius Erich Bollmann, der einem Politiker wie Robespierre durchaus Konsequenz zuerkennt, obschon er mit bitterem Unwillen über manche scheußlichen Begebenheiten in Frankreich erfüllt ist:

*Wenn, was gegenwärtig in Frankreich geschieht, gräßlich ist, so müssen wir doch auch nicht vergessen, wie vielen Anteil an diesen Vorgängen das Betragen der vereinigten Mächte hat, nicht vergessen, wie Tausende täglich, stündlich ein Opfer ihres Eigensinns fallen, nicht vergessen, daß vormals ein einziger König 70000 Menschen verbrennen ließ, nicht vergessen die Greuel der Kreuzzüge, der Religionskriege, der Hugenottenverfolgung, nicht vergessen, was Fürchterliches in Amerika, in Ostindien geschehen ist. Wir müssen endlich den großen Gedanken festhalten, daß der große Zweck der Revolution ist, allen solchen Untaten auf ewig, möchte ich sagen, zuvorzukommen, indem man der tollen Wirtschaft der Fürsten und Großen Garaus zu machen sucht.*⁵⁸⁸

Was das Urteil über Robespierre selbst anbetrifft, so enthält sich Laukhard der üblichen Beschimpfung und Verketzerung, meidet auch den dafür gängigen Wortschatz. Er sieht das Phänomen Robespierre eher ambivalent, hält sich auch mit einer endgültigen Bewertung zurück, weil es ihm einfach noch am nötigen Abstand fehlt: *Die Zeit muß indes die wahren Umstände der Geschichte dieses so merkwürdigen Mannes, für und wider welchen sich so vieles mit Grund sagen läßt, in ein helleres Licht setzen: bisher ist sie noch sehr im dunkeln.*⁵⁸⁹ Ihm fällt es gar schwer, über den wahren Charakter und das wahre Verdienst oder Mißverdienst eines Marat, Robespierre und anderer Terroristen zu urteilen. *Die mögen aber gewesen sein, was sie wollen: man muß ihnen immer das lassen, daß sie doch eine der Hauptursache gewesen sind, daß die Republik Frankreich noch besteht.*⁵⁹⁰ Gelegentlich läßt sich Laukhard von Robespierres Reden begeistern, er rühmt auch dessen Leistung bei der *Consolidierung und Exaltierung seiner Nation*,⁵⁹¹ seine historische Rolle bei der Mobilisierung aller Kräfte im Krieg, *seinem allgemeinen Aufgebot*. Dadurch sei er doch *in gewisser Rücksicht der Prometheus von Frankreich geworden.*⁵⁹² Daß Robespierre, wie häufig unterstellt wurde, *wirklich eine Diktatur hat stiften wollen*, hält er keineswegs für erwiesen. Derjenige, der sich auf *Tatsachen stütze*, könne dies *nicht hinlänglich folgern.*⁵⁹³ Doch meint Laukhard einschränkend dazu, daß Robespierre, Marat, St. Just u. a. *als Republikaner anfänglich allerdings auf dem rechten Weg* gewesen seien. Dann jedoch

⁵⁸⁷ Ibid. 3. Pack S. 54ff.

⁵⁸⁸ J. E. BOLLMANN (Anm. 214) S. 191.

⁵⁸⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 52.

⁵⁹⁰ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 118.

⁵⁹¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 2. Abt. S. 435.

⁵⁹² Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 58.

⁵⁹³ Ibid. S. 51.

habe sie *ihr Ehrgeiz endlich irren gemacht: Sie suchten zuletzt ihre eigene Größe und würden diese vielleicht auf den Trümmern der Republik gegründet haben, wenn sie nicht rechtzeitig gefallen wären.*⁵⁹⁴ Auch hinsichtlich des Ausmaßes des *Terrorismus*, der ihm *zu weit ging*,⁵⁹⁵ meldet er Vorbehalte an:

*Ich bin weit entfernt, heißt es, den Robespierre für einen solchen Buben zu halten, als er gewöhnlich beschrieben wird; allein ich kann auch jenen Demokraten nicht beistimmen, welche geradehin behaupten, daß alle Greuel, welche in Frankreich bei den Revolutionstribunalen vorgefallen sind, zur Erhaltung der Republik durchaus notwendig gewesen seien. – Est modus in rebus! Freilich war Schärfe, große durchgreifende Schärfe notwendig, aber wahrlich, so viel Blut mußte doch nicht fließen, als geflossen ist, um das Land von meuterischen Aristokraten zu säubern.*⁵⁹⁶

Scharfsinnig erfaßt Laukhard auch den unerhörten Einfluß der revolutionären Clubs, der Volksgesellschaften, die er als *wahren Keim des Republikanismus*, als die *echten Logen der Freiheit*⁵⁹⁷ definiert. Sie sind ihm die eigentlichen Säulen der Jakobinerherrschaft und die Avantgarde im Kampf gegen die Konterrevolution. Laukhard meint, *alles, was damals ausgeführt wurde, sei durch das Betreiben der Volkssozietäten zu Stande gekommen.*⁵⁹⁸ Gleichzeitig verweist er wiederholt auf die Funktion der öffentlichen Meinung während der Revolution und unterstreicht, daß sich die Jakobiner lange Zeit in Einklang mit ihr gefunden hätten, ja daß sie recht besehen *die Herren und Meister der öffentlichen Meinung waren.*⁵⁹⁹ Laukhards Studium der Rolle der öffentlichen Meinung ist exakter als die Ansätze, die Knesebeck bringt. Auch hier ist er mit seinen Einsichten den meisten seiner Zeitgenossen weit voraus. So bemerkt er u. a.:

*Denn was gab den ersten Volksrepräsentanten, was der Nationalversammlung, dem jetzigen Nationalkonvent und vorzüglich den Jakobinern das so entscheidende Übergewicht bei allen Vorschlägen und Unternehmungen, auch bei den gräßlichsten? Die öffentliche Meinung! Dieser (. . .) gehorchen alle benachbarten Departements. So ein unbezwinglich starkes Ungeheuer ist die öffentliche Meinung jetzt in Frankreich; das ist der durch den allgemeinen Druck dort allgemein erregte und durch allgemeines Raisonement allgemein erläuterte und motivierte Wille der Nation oder des größten Teils derselben. Wehe jedem, der sich diesem kolossalischen Riesen neckend entgegenstellt! Er wird um so grausamer zermalmet, je mächtiger oder listiger er ihm seinen Spielraum zu verengen trachtet.*⁶⁰⁰

Die öffentliche Meinung sei auch so mächtig gewesen, daß sie schließlich gar *über die Entbehrlichkeit der Jakobiner und der Volkssozietäten entschied.*⁶⁰¹ Würdige man diese Dinge unbefangen, so könne man auch nicht davon sprechen, daß in Frankreich, wie vielfach behauptet, während der *gräßlichsten Konvulsionen* in der Zeit des *Terrorismus* ein Chaos geherrscht habe. Aus seinen persönlichen Erfahrungen heraus schreibt Laukhard:

⁵⁹⁴ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 50.

⁵⁹⁵ Ibid. S. 106.

⁵⁹⁶ Ibid. S. 112f.

⁵⁹⁷ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 101 und S. 112.

⁵⁹⁸ Ibid. S. 112f.

⁵⁹⁹ Ibid. S. 112.

⁶⁰⁰ Briefe eines preußischen Augenzeugen 3. Pack S. 143.

⁶⁰¹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 43f.

*Aber diese Konvulsionen wurden von einsichtigen Männern regiert und zu heilsamen Zwecken geleitet. Die Nation sah ein, daß ihre Rettung nur auf diese Art möglich war und autorisierte sie gleichfalls dadurch, daß sie die Verfahrensart der Jakobiner herrschend werden ließ. Hätte die Nation dies nicht gewollt: wie hätte eine Handvoll Menschen es wagen dürfen, sich die strengste Aufsicht über mehr als zwanzig Millionen ihresgleichen anzumaßen, zumal zu einer Zeit, wo alles auf das Recht und Unrecht einer Anmaßung oder Anmaßlichkeit aufmerksam war! Also war damals dennoch nichts weniger als Anarchie in Frankreich, wie man in Deutschland so dreist und frech ausgesprengt hat.*⁶⁰²

Besonders kritisch setzt sich Laukhard mit der Institution der sogenannten *Surveillance* auseinander, die zu einem höchst fragwürdigen Ruhm kam, als Frankreich 1793/94 in seiner fürchterlichsten Krise lag.⁶⁰³ In der *Surveillance* sieht Laukhard recht eigentlich *Ursprung und Macht des Jakobinismus* verankert. Er schildert seinen Lesern ausführlich den Kontroll- bzw. Überwachungsmechanismus dieser Einrichtung, die er als *ein kaustisches Mittel, woraus der Jakobinismus und der Terrorismus und Robespierres Tyrannei entsprungen ist*, beschreibt.⁶⁰⁴ Deutlich erkennt er die Gefahren, die aus der systematischen Bespitzelung der Bürger und den inhumanen, illegalen Denunziationspraktiken erwachsen. Gerade in diesen fatalen *Delationen* werden ihm die Auswüchse des *jakobinischen Unwesens* besonders greifbar.⁶⁰⁵ Zwar leugnet er nicht die vorübergehende Notwendigkeit des *schrecklichen Grundsatzes der Surveillance*, die sich ja primär gegen alle Bewegungen zur Wiederherstellung der Ungleichheit wandte – überdies wird er nicht müde, seine Landsleute, die Deutschen, zu überzeugen, daß die Emigranten und ihr damals noch starker Anhang in Frankreich allein schuld gewesen sind, daß so viele Menschen vielleicht unschuldigerweise auf der Guillotine starben oder in den Gefängnissen verschmachtet sind,⁶⁰⁶ – doch kann er die gravierenden Mißbräuche dieses terroristischen Werkzeugs keinesfalls gutheißen. Er bringt eine Menge von Beispielen, um auf die unglaublichen Exzesse aufmerksam zu machen, bringt dabei auch zum Ausdruck, daß die *Surveillance* sich manches erlaubt habe, was man in keinem Staat dulden könne. Das Ding (. . .), das bloß in den Händen der Jakobiner war, ja bloß von ihnen organisiert und administriert wurde, erfuhr eine derartige Pervertierung, daß Laukhard bündig erklärt: *Das war zu viel und gegen die Freiheit der Individuen!*⁶⁰⁷ Selbstverständlich blieb ihm auch nicht verborgen, wie diese Art von Terror die Menschen zur Tarnung und Verstellung trieb und wie so manche den Republikaner und Patrioten geheuchelt haben, so daß man oft den ehrlichen, rechtschaffenen Bürger und den Aristokraten nicht recht unterscheiden konnte.⁶⁰⁸

Gewisse Vorbehalte äußert er auch gegenüber bestimmten Teilen der Revolutionsarmee, jenen *echtesten aller Ohnehosen oder Sansculotten*,⁶⁰⁹ die er in der Lyoner Gegend kennenlernte. Zwar fand er unter ihnen manche *fidele Brüder*, und einige

⁶⁰² Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 118f.

⁶⁰³ Ibid. S. 113.

⁶⁰⁴ Ibid. S. 109.

⁶⁰⁵ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 46.

⁶⁰⁶ Ibid. S. 95.

⁶⁰⁷ Ibid. S. 48f.

⁶⁰⁸ Ibid. S. 111.

⁶⁰⁹ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 337.

recht artige, feine Leute, aber größtenteils waren es rohe ungeschliffene Waghälse, wie man sie bei einem solchen Freikorps wohl nicht anders erwarten durfte. Der Anblick des Terrors in Lyon – Laukhard billigt hier übrigens das Vorgehen des Konvents – macht ihn schauern, ebenso die Tatsache, daß die Sansculotten vom Töten, vom Kopfab schlagen sprachen, wie wenn sie von Nußklopfen gesprochen hätten. Im Blick auf jene Sansculottenhaufen, die in Lyon wüteten, spricht Laukhard denn auch klar von abscheulichem Unwesen, von Ausschweifungen und diesem Gesindel. Diese revolutionäre Armee erkannte er darüber hinaus als ein Hauptstück des Schreckenssystems. Aufschlußreich sind auch die Hinweise Laukhards auf die Moral, die sozialen Motive und das Selbstverständnis dieser Sansculottenkader:

Von militärischer Disziplin mochten sie eben nicht viel halten; denn sie versicherten mehrmals unter tausend Flüchen, daß sie den Offizier in Stücken hauen würden, der ihnen etwas anders befehlen wollte, als gegen die Aristokraten zu marschieren: sie seien bloß da, um den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. Die Leute da herum wären fast alle von dem Kaufmannschaftsteufel besessen und zwackten den armen Künstlern, Handwerkern und Tagelöhnern ihr Verdienst ab bis aufs Verarmen. Wenn nur sie den vornehmen reichen Herrn spielen könnten, dann kümmerte sie die Not und Armut aller derer nicht, die Tag und Nacht bis aufs Blut für sie sich abzehren müßten. Hier wäre eigentlich der Geld-Adel recht am Brette, und wo der herrschte, da gelte der Arme weniger als nichts. Das Blatt müßte aber jetzt ganz gewendet werden: das abgezackte Gut müßte wieder an seinen rechten Herrn kommen: und da helfe kein Mitleid. Das war so der rechte Sansculottismus!⁶¹⁰

Oder an anderer Stelle: Sie gaben mir weitläufige Nachricht von dem Zweck ihres Berufes. Wir sind bloß da, sagten sie, die Rebellen, die Verräter des Vaterlandes, die Aristokraten, die Edelleute und die Pfaffen totzuschlagen. Bei uns heißt es kurzweg: Friß Vogel oder stirb! Pardon geben oder nehmen sind uns unbekannte Dinge!⁶¹¹

So sehr nach Laukhard das Jakobinersystem zur Sicherung der revolutionären Errungenschaften notwendig gewesen ist, so unumstößlich ist andererseits seine Erkenntnis, daß das Schreckenssystem doch einmal aufhören mußte.⁶¹² Gegen das Ende des Jahres 1794 schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo man wieder mit mehrerer Freiheit in Frankreich leben konnte.⁶¹³ In dem Augenblick, wo die akute Gefahr von außen nicht mehr existierte, konnte man nach Meinung Laukhards das fürchterliche System der Jakobiner aufheben und der wütenden Guillotine Ruhe gebieten.⁶¹⁴ Laukhard war zudem nicht entgangen, daß die Jakobiner inzwischen wirklich zu zahlreich und dadurch der bürgerlichen Freiheit gefährlich geworden waren.⁶¹⁵ Er erläutert das wie folgt:

Denn obgleich anfangs nach dem eigenen System dieser Klubs jeder Bürger völlige Freiheit haben sollte, sich in den Klub zu begeben oder nicht, so wurde doch bald hernach jeder, der sich mit den Jakobinern nicht vereinigte, für einen schlechten und verdächtigen Bürger gehalten. Dieses hatte sehr viele und böse Folgen. Einmal wurden alle obrigkeitlichen Ämter mit Jakobinern besetzt. Ich habe 1794 die ganze Regierungs-Administration in Côte d'or zusammen

⁶¹⁰ Ibid. S. 356, S. 341 und S. 339f.

⁶¹¹ Ibid. S. 362.

⁶¹² Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 45.

⁶¹³ Ibid.

⁶¹⁴ Ibid. S. 112.

⁶¹⁵ Ibid. S. 45.

gehalten mit den Listen der Klubbisten oder der Mitglieder der in diesem Departement existierenden Volkssozietäten und gefunden, daß beinahe kein einziger etwas zu sagen hatte, der nicht Jakobiner gewesen wäre. Diese undemokratische Verfahrensweise war nach Laukhard dem Grundgesetz der Gleichheit zuwider.

Seiner Meinung nach litt die Nationalfreiheit darunter, daß bloß Jakobinern der Weg zu öffentlichen Ämtern offen stand. Diese totalitären Machenschaften der Jakobiner wurden nach Laukhard letzten Endes der inneren Ruhe gar zu gefährlich, denn nicht Jakobiner sein, hieß Aristokrat sein, und das zeigte den Weg zur Guillotine. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Laukhards Vergleich der Jakobinersozietäten mit den Mönchsorden der römischen Kirche. Die letzte Stunde der Jakobiner habe dann endgültig geschlagen, als sie nun vollends gar erklärten, daß sie sozusagen die Republik ausmachten, und daß nur bei ihnen der echte wahre Patriotismus anzutreffen sei. Nach Laukhards Sicht der Lage war schließlich ganz Frankreich entzückt über den Sturz des Jakobinismus. An Einzelbeispielen illustriert er anschaulich, wie ehemals sehr engagierte und überzeugte Jakobiner über die Zerstörung der heillosen Verbindung (*de cette cohue infernale*) froh gewesen seien,⁶¹⁶ und er resümiert:

*So sehr man vorher, als die Republik noch nicht dauerhaft gegründet war, den Moderantismus gehaßt und verfolgt hatte, so sehr wurde er nachher, als man von Royalisten und Aristokraten nichts mehr befürchtete, geliebt und geschätzt. Man sagte zwar nicht, daß man ein Moderantist sei, aber man befolgte doch alle Grundsätze dieses gelinden Systems und predigte am Ende öffentlich, daß nun, nachdem man durch das Schwert des Gesetzes und der Revolution den Royalismus gestürzt habe, die noch irrenden Bürger durch das Beispiel ihrer Mitbürger eines Besseren belehrt und zur Liebe der Republik angefeuert werden müßten.*⁶¹⁷

Nach Laukhard ging die Schließung der Jakobinerclubs ohne großes Blutvergießen⁶¹⁸ vonstatten, das Schreckenssystem sei auch ohne alle weiteren Unruhen zusammengestürzt. Laukhard meint zudem, daß die meisten Franzosen an sich ganz und gar nicht Jakobiner oder Terroristen waren.⁶¹⁹ Vielmehr hätten die Franzosen eine fast kindische Freude gezeigt, da sie das Mordmesser nicht mehr vor Augen hatten. Ihre Freude wurde noch vermehrt, da sie in dem Bulletin lasen, daß, wenn einmal die allgemeine Ruhe hergestellt sein würde, alle Arten von Todesstrafen abgestellt werden sollten.⁶²⁰ Während seines Aufenthaltes in Frankreich hat Laukhard auch bemerkt, daß man bei Hinrichtungen vielfach stummen Schmerz zum Ausdruck brachte, daß die Franzosen noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verloren hatten.⁶²¹ Obgleich in Frankreich Ströme Bluts geflossen seien, liebe das französische Volk das Blutvergießen keineswegs. Laukhard versichert noch einmal, daß die abscheulichen Szenen einfach eine zwingende, eine notwendige Folge der Revolution gewesen seien.⁶²² Zu den ihn persönlich wohltuend berührenden Erfahrungen zählt am Ende

⁶¹⁶ Ibid. S. 45f. und S. 47f. Über den raschen Umschlag der öffentlichen Meinung vgl. auch 4. Teil, 1. Abt. S. 497f.

⁶¹⁷ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 50.

⁶¹⁸ Ibid. S. 44.

⁶¹⁹ Ibid. S. 106.

⁶²⁰ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 493.

⁶²¹ Ibid. S. 359.

⁶²² Ibid. S. 493.

die Gewißheit, daß das Schreckenssystem *alle feinfühligten Franzosen nur noch mehr humanisiert* habe; darin sieht er nicht zuletzt eine der Gründe für seine glückliche Rückkehr von seiner höchst gefährlichen Odyssee im Nachbarland.⁶²³ Die Wendung zum gemäßigten Kurs fand auch Laukhards Beifall, gleichwohl erschien ihm der nach dem Sturz Robespierres mit Macht einsetzende Moderantismus nicht unproblematisch. In einem von ihm stammenden Brief, den das »Neue graue Ungeheuer« publizierte,⁶²⁴ kommentiert er die Entwicklung in Frankreich nach dem 9. Thermidor recht skeptisch, wobei er in seine Darstellung die Meinung besonnener, *durch ihren Bürgersinn und Civismus* ausgezeichnete Einwohner mit einfließen läßt:

Von der Wirkung der neuen Revolution vom 9 ten nur einiges (. . .) Schwerlich wird es die letzte gewesen sein. Die Franzosen haben das Unglück, immer auf Extreme zu fallen und gewissermaßen fallen zu müssen, weil bei ihrem Charakter nur äußerst heftige Mittel angewandt werden können (. . .) Es ist zu erwarten, daß man in Frankreich jetzt die Mäßigung und die Menschlichkeit eine Zeitlang ebenso übertreiben werde, als man vorher die Strenge übertrieb. Daß doch auch der Genius der Freiheit gerade diese entzündbare, leicht zu lenkende Nation, à moitié tigre, à moitié agneau, begeistern mußte! So viel ist gewiß, daß der lange Despotismus den Geist der Nation zu sehr verschoben hat, als daß sie so leicht wieder ins gehörige Gleis gebracht werden könnte, und ich fürchte immer, mein Lieber, sie ist zum Republikanismus noch nicht ganz gereift! Inzwischen hoffe ich doch, der Name: König, die Erbfolge der Monarchie, die systematische Hierarchie werden aus Frankreich verbannt bleiben. Freilich reiner Demokratismus, Sturz der positiven und Einführung der vernünftigen deistischen Religion – das scheinen mir noch immer bloß süße Träume.⁶²⁵

Laukhard erkennt, daß die moderate Politik der Nachfolger Robespierres zur festen Verankerung der republikanischen Staats- und Gesellschaftsform ebenso wenig tauglich war wie der Terror der Jakobiner. Er fügt seinem Brief das *Urteil eines der heldenkensten Bürger* aus Dijon bei, das ähnlich resigniert klingt: *Ich ahne, sagte mir dieser Mann neulich, daß die Vollendung unserer Freiheit in diesem Jahrhundert noch nicht zu Stande kommen wird. Die Menschheit wird sich statt eines vollkommenen Gebäudes mit einem besseren begnügen lassen müssen, als die vorherigen waren. Eben jener unbekante Gewährsmann bedauert denn auch, daß der Konvent seine besten Köpfe, seine edelsten Glieder durch die Guillotine verloren und durch die gänzliche Vernichtung der Jakobiner seine Zensoren eingebüßt habe. Für ihn kann die gänzliche Aufhebung der Jakobiner ein Unglück für sein Vaterland werden, und er zweifelt nicht, daß die Nation dadurch neue grimmige Feinde in ihrem eigenen Schoße erhält.⁶²⁶*

Sorgen wegen eines möglichen Wiederauflebens konterrevolutionärer Tendenzen nach Robespierres Sturz macht sich auch der Autor der »Bemerkungen«, er sieht die Republik vor allem durch die *Pfaffen* und durch deren *Verlangen nach Herrschaft* bedroht. Kaum habe diese *für die Ruhe der menschlichen Gesellschaft so entbehrliche Klasse* wieder einen Schatten von Freiheit erhalten, so setze sie alles in Bewegung, sich wieder ihre *ehemaligen Pfründen zu verschaffen.*⁶²⁷ Dieses mit Laukhard geteilte

⁶²³ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 139.

⁶²⁴ Das neue graue Ungeheuer, 2. Stück 1795 (Altona) S. 153 ff.

⁶²⁵ Ibid. S. 160 f.

⁶²⁶ Ibid. S. 162.

⁶²⁷ Bemerkungen S. 93 f.

Unbehagen vor der Reaktion darf jedoch über die gravierenden Gegensätze in der Beurteilung der Jakobiner bei beiden Augenzeugen nicht hinwegtäuschen. Der Verfasser der »Bemerkungen« zeigt sich von der Herrschaft Robespierres, dieses *Tigers in Menschengestalt*,⁶²⁸ angewidert. *Robespierres Geschichte* hat seine *Achtung für die Menschen gewaltig herabgestimmt*. Er spricht ihm jegliche Größe ab, hält auch die Behauptung für falsch, daß *ohne Robespierres Erscheinung die Revolution nie zustande gekommen wäre*.⁶²⁹ Auf die ihn so bedrückende Frage, warum das französische Volk unter Robespierre *dies alles litt* und warum *dieser elende Mensch* gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts *eine Nation von 25 Millionen Menschen, und zwar eine der klügsten und aufgeklärtesten, auf so eine Art unterjochen* (. . .) kann, vermag er keine schlüssige Antwort zu geben. Das alles erscheint ihm so unglaublich und rätselhaft, daß er einmal sogar mit einer Art Verschwörungstheorie operiert und die These vertritt, Robespierre sei *dem französischen Volk durch ihm unbekanntes Hände gewissermaßen aufgedrungen worden*. Man habe es *fast immer gegen seinen Willen zu allem, was geschehen sei, geführt*.⁶³⁰ Für den Aufstieg *dieser seltsamen Erscheinung* und die Machtfülle dieses *elenden Advokaten* macht er dann vor allem die große Angst verantwortlich. Für ihn bedeutet die Herrschaftsperiode der Jakobiner ein *schreckliches Beispiel* dafür, daß *die sich so weise dünkenden Menschen, die von nichts als edlen Trieben, von Freiheit als dem einzigen wahren Gut reden, am besten und sichersten am Seile führen lassen, wenn man ihnen nur Furcht einjagen kann*.⁶³¹

Die Masse des Volkes erscheint bei dieser Argumentationsweise eher passiv, leidend, ja wie *betäubt*.⁶³² Nach Ansicht des Verfassers haben *beständige Todesfurcht und ängstliches Mißtrauen gegen jedermann* die ganze Nation in eine Art von *Sinnlosigkeit* versetzt, daß man alles mit sich machen ließ.⁶³³ Auch das folgenschwere Versagen anderer politischer Kräfte und Persönlichkeiten, die wirkungsvolle Demagogie Robespierres, dessen rhetorisches Talent ausdrücklich hervorgehoben wird, und schließlich die ungeschickte Kriegspolitik der Alliierten seien wichtige Faktoren für den Erfolg der Jakobiner gewesen.

9. Das Frankreichbild in den »Bemerkungen« und bei Laukhard

Der Verfasser der »Bemerkungen« kam als kriegsgefangener Offizier nach Frankreich, als dort gerade *die Existenz des höchsten Wesens dekrediert wurde*.⁶³⁴ Sein Frankreichbild ist naturgemäß stark beeinflusst von den Erfahrungen des Höhepunktes der Jakobinerdiktatur und des folgenschweren Überganges zur nachjakobinischen Phase, von den Auswirkungen der damals verbreiteten Hungersnot und jener *fürchterlichen Teuerung*,⁶³⁵ auf die er immer wieder zurückkommt und die das Leben der

⁶²⁸ Ibid. S. 269.

⁶²⁹ Ibid. S. 287 und S. 291.

⁶³⁰ Ibid. S. 82 ff.

⁶³¹ Ibid. S. 287.

⁶³² Ibid. S. 291.

⁶³³ Ibid. S. 290.

⁶³⁴ Ibid. S. 85.

⁶³⁵ Ibid. S. 99 und S. 145.

Franzosen so stark in Mitleidenschaft gezogen hat. Nicht ohne Grund weist der Augenzeuge auch darauf hin, daß derjenige, welcher Frankreich nur unter Robespierre erlebt hat, *sich einen ganz anderen Begriff davon machen müsse*, als etwa jener, der die mit dem 9. Thermidor einsetzende Wandlung gesehen habe.⁶³⁶ Der Verfasser teilt uns eine Fülle ihm *merkwürdiger Erscheinungen*⁶³⁷ aus dem Alltag der Franzosen mit, den er u. a. in Amiens, Arras, Beauvais, Caen, Rouen, Vernon aufmerksam studiert hat. Er schenkt dabei dem politischen Geschehen genau so viel Beachtung wie der allgemeinen Lebensweise der Franzosen. So sind beispielsweise die Dekadenfeiern, die Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen genau so Gegenstände seines Interesses wie Taufe, Hochzeit, Beerdigung, Mode, Eßgewohnheiten, gesellschaftliches Leben oder Wohnkultur der Franzosen. Mit besonderer Vorliebe beobachtet er die Menschen und ihr Verhalten, sei es im Jakobinerclub, im Gerichtssaal, im Angesicht der Guillotine oder im Theater, Caféhaus oder bei Tanzveranstaltungen; selbst den übel beleumundeten Fischweibern widmet er eine Studie. Seine Aufzeichnungen bilden insgesamt ein eindrucksvolles, anschauliches Tableau des revolutionären Frankreich und erreichen vor allem dort Atmosphäre und Spannung, wo er uns mit den Lebensschicksalen einzelner Franzosen vertraut macht. Den revolutionären Veränderungen und Institutionen begegnet er mit kritischer Offenheit, den Menschen mit unverkennbarer Sympathie; er scheut sich keineswegs, Gutes beim Namen zu nennen, und zwingt durch die häufigen Vergleiche der französischen mit den deutschen Verhältnissen die Leser zum Nachdenken und zur Urteilsbildung. Dies zeigt sich z. B. bei seiner ausführlichen Beschreibung des durch die Revolution veränderten Justizwesens in Frankreich. Der Verfasser hat eigens eine ganze Reihe von Prozessen besucht und schildert engagiert den Ablauf einer Schwurgerichtsverhandlung, wobei er auch ganz detailliert auf die Stellung und Funktion der Geschworenen, des Anklägers, Verteidigers und Angeklagten eingeht. Indem er die wesentlichen Unterschiede zur deutschen Rechtspraxis herausarbeitet, erläutert er die Vorzüge des neuen französischen Verfahrens, das ihm so sehr imponiert. Nach seiner Meinung ist *die Verwaltung der Criminalgerechtigkeit im Nachbarland schöner und regelmäßiger eingerichtet*, auch *liegt um die Augen der Gerechtigkeit in Frankreich nunmehr eine noch dickere Binde als bei uns*. Er lobt die Prozeßführung und die Tatsache, daß *die Entscheidung ziemlich geschwind erfolgt, ohne die bei uns gewöhnlichen Weitläufigkeiten*.⁶³⁸ Der Fortschritt in der Humanisierung der Justiz wird ihm ganz besonders deutlich an der Behandlung des Angeklagten, auch macht *die Sorgfalt und Genauigkeit bei dem Zeugenverhöre (. . .) der französischen Criminalgerechtigkeit alle Ehre*.⁶³⁹ Seinen Lesern macht er überdies klar, daß durch die Revolution selbst *die meisten Quellen, woraus bei uns Prozesse herfließen, ganz verstopft sind*, und er erwähnt dabei u. a. *Lehnsfolgen, Grenzstreitigkeiten, Klagen der Untertanen gegen ihre Herren und umgekehrt*.⁶⁴⁰ Die Beseitigung des Feudalsystems findet die ausdrückliche Billigung des Verfassers, hat sie doch nicht nur die Zahl der *Rechtshändel* drastisch verringert,

⁶³⁶ Ibid. S. 4.

⁶³⁷ Ibid. S. 142.

⁶³⁸ Ibid. S. 100.

⁶³⁹ Ibid. S. 105.

⁶⁴⁰ Ibid. S. 100.

sondern namentlich den Landleuten *große Gewinne* gebracht. In den Pächtern und Ackerleuten sieht er denn auch die *Classe von Menschen, welche das meiste (. . .) bei der Revolution gewonnen hat.*⁶⁴¹

Mit Freude und Genugtuung registriert der Verfasser – ähnlich wie Laukhard –, daß man es sich in Frankreich bei jeder *Untersuchung eines Hauptverbrechens beinahe zur festen Regel gemacht zu haben* scheint, *gegen Ausländer mit vieler Nachsicht zu verfahren.* Er belegt dies durch eine außerordentlich informative und umfassende Prozeßreportage. *Dieser Zug der Franzosen dient ihm wie vieles andere als Beweis dafür, daß die Franzosen keine solche Cannibalen seien, wozu sie einige unserer Schriftsteller und die Ausgewanderten machen wollen.*⁶⁴² Selbstverständlich schildert er seinen Lesern auch eine jener unzähligen Hinrichtungsszenen auf dem Revolutionsplatz. Dazu schreibt er: *Noch nie ist mein ganzes Nervensystem so erschüttert worden, als da ich zum ersten Mal dieses Schauspiel sah, ungeachtet ich schon alle möglichen Todesstrafen hatte vollziehen sehen.* Das, was sich da vor seinen Augen abspielte, traf ihn *gewaltsam* bis in sein Innerstes,⁶⁴³ und der Anblick der Massenexekutionen in Arras, wo man *Menschen täglich zu Dutzenden schlachtete*, verursachte ihm *Ekel und Abscheu.*⁶⁴⁴ Angespant beobachtet er bei derartigen Anlässen auch die Reaktionen der Opfer und die Physiognomien der Zuschauer. Hatte er schon *gute Sitten*⁶⁴⁵ im Gerichtssaal bemerkt und feststellen können, daß sich die Menge *sehr gut gegen einen solchen Unglücklichen*, der schuldig gesprochen wurde, betragen hat, so registriert er auch rund um die Guillotine ein bemerkenswertes Verhalten: *Das Volk betrug sich bei diesem schrecklichen Schauspieler ruhig, so wie man es nur von gesitteten Menschen erwarten kann. Es war kein Gedränge, kein Getöse als in Deutschland bei solchen Veranlassungen zu sein pflegt.* Er kommt zu dem Schluß: *Das Betragen des Volkes bei Exekutionen und die ganze ungekünstelte und allgemeine Freude, die es bei dem Freisprechen eines Angeklagten bewies, zeigt, dünkt mich wenigstens, daß das französische Volk nichts weniger als grausam und blutdürstig ist.*⁶⁴⁶ Ganz anders als in Deutschland bemerkt er auch ein unerhört großes Interesse der Allgemeinheit an den Prozessen, was sich keineswegs nur auf den politischen Sektor bezieht. *Dergleichen Vorfälle*, betont er, sind in Frankreich *Dinge, woran das ganze Volk lebhaftesten Anteil nimmt.*

*In Deutschland oder in jedem andern Lande können mehrere Menschen an einem Tage zum Zuchthaus oder Festungsbau verurteilt werden, es bekümmert sich kein Mensch darum als der Straßenpöbel. In Frankreich aber ist ihr Prozeß die Geschichte des Tages. Im ganzen Ort ist vielleicht keine Dienstmagd, welche die Lage des Prozesses nicht wissen sollte, und der Tagelöhner beurteilt die Reden, die für und wider den Angeklagten gehalten werden, nach ziemlich richtigen Gründen.*⁶⁴⁷

Stets aufs neue staunt er über den Sachverstand und die Eloquenz gerade auch der einfachen Leute, auch fällt ihm auf, wie in den Pausen eines Prozesses im Gerichtssaal

⁶⁴¹ Ibid. S. 279.

⁶⁴² Ibid. S. 121.

⁶⁴³ Ibid. S. 116f.

⁶⁴⁴ Ibid. S. 119.

⁶⁴⁵ Ibid. S. 109.

⁶⁴⁶ Ibid. S. 119.

⁶⁴⁷ Ibid. S. 120.

häufig Diskussionen entstehen, wobei die Unterhaltung dann nicht selten *unvermerkt auch auf Politik und auf die Revolution* übergeht.⁶⁴⁸

Dieses politische Engagement begegnet ihm ganz unverfälscht und ursprünglich in den Volksversammlungen, die er wiederholt *näher beschreibt*.⁶⁴⁹ Dabei überrascht ihn, *welch eine dominierende Rolle die Frauen spielen. Nicht der Hang zum Müßiggang treibe die Weiber zu den Debatten, es sei vielmehr ein ernstes Verlangen, ständig mit den öffentlichen Vorfällen bekannt zu werden und teil daran zu nehmen, was die Frauen bewege und was schließlich dazu führe, daß die Weiber gemeiniglich in diesen Versammlungen die Hauptpersonen seien*.⁶⁵⁰ Er stellt überdies klar, daß die Frauen oft ganz spontan, *ganz ungeputzt* und gegebenenfalls *in ihrer gewöhnlichen Kleidung* in die politischen Versammlungen kämen, also nicht aus all den *Ursachen, welche unsere Weiber in die Kirche, in das Schauspiel oder in eine andere öffentliche Versammlung gehen ließen*.⁶⁵¹ Die Politisierung der Frauen und die Tatsache, *daß die Weiber an allen öffentlichen Unruhen teilnehmen*, erklärt er sich nicht zuletzt aus der wirtschaftlichen Krise, von der die Frauen ja besonders betroffen waren. Der Austausch politischer Meinungen wurde ja auch deshalb besonders gefördert, weil die Frauen immer wieder bei vielen *öffentlichen Angelegenheiten beisammen* waren, so etwa beim *Austeilen des Brotes, des Mehls, der Kohlen auf den Märkten*. Der Augenzeuge gelangt zu der Erkenntnis, *daß die Weiber in Frankreich heftige, ja wütende Republikanerinnen sind*.⁶⁵² Nur die berüchtigten Fischweiber, die Poissarden, nimmt er davon aus, wie er sie überhaupt gegen den Vorwurf verteidigt, Hauptakteure der Greuelszenen am 10. August und 21. September gewesen zu sein. Er befragt eigens die Fischweiber, die bei *all ihrer Grobheit eine mustergültige Ehrlichkeit besitzen* und sich gegen die Verunglimpfungen wehren. Nach Ansicht des Beobachters sind sie *im Grunde eifrige Aristokratinnen*, dies hält er insofern für *sehr natürlich*, als ihr Handel durch das *Abschaffen der Festtage sehr gelitten habe*.⁶⁵³ Aufmerksam beobachtet er auch die Frauen bei einem Brotaufstand im Frühjahr 1795, dessen Zeuge er wurde. Die ganze Art und Weise, wie sich die aufgebrachten Weiber jedoch dabei aufführten, war ihm nur ein weiterer Beweis dafür, *wie wenig die Französinnen zur Grausamkeit und Wildheit geneigt und wie leicht sie zu führen sind, wenn man es nur gehörig anzufangen weiß*.⁶⁵⁴ Allerdings tadelt er das extreme Interesse der Frauen an der Politik, sieht darin wohl auch nachteilige Folgen für die *Ordnung im Hauswesen*.⁶⁵⁵ Überdies meint er, daß gerade die *Klasse, die von ihrer Hände Arbeit lebe*, einfach zuviel wertvolle Zeit verliere durch das öffentliche Engagement. Lobenswert erscheint ihm dagegen die Begabung der Franzosen, schnell zu improvisieren und *sich in alle Vorfälle leicht zu schicken*, diese Fähigkeit vermißt er bei den Deutschen gänzlich: *Sobald wir uns das geringste von unserer Bequemlichkeit entziehen müssen, werden*

⁶⁴⁸ Ibid. S. 110.

⁶⁴⁹ Ibid. S. 194.

⁶⁵⁰ Ibid. S. 198.

⁶⁵¹ Ibid. S. 199.

⁶⁵² Ibid. S. 169f.

⁶⁵³ Ibid. S. 169.

⁶⁵⁴ Ibid. S. 170.

⁶⁵⁵ Ibid. S. 200.

wir verdrießlich und klagen ohne Aufhören! Die Franzosen hingegen entbehrten ohne alle Überwindung, ja sie kennen sogar eine Menge Dinge nicht, die uns unentbehrlich geworden sind.⁶⁵⁶ Selbst wenn einmal derjenige, der zum Empfang des so geliebten Brotes ausgeschickt werde, mit leeren Händen heimkäme, zeige man nicht selten eine bewundernswerte *philosophische Ruhe*, und die Geschicklichkeit der französischen Hausfrau wisse immer einen Ausweg, verstehe es, die Dinge *erträglich* zu machen und kommentiere das *Unglück* mit den bezeichnenden Worten: *Man muß der Freiheit etwas aufopfern!*⁶⁵⁷

Was den Lebensstandard der Bevölkerung anbetrifft, wo wird der Verfasser nicht müde, die Bereitschaft zum Verzicht und die insgesamt einfache Lebensweise herauszustellen. Es fällt ihm auf, daß die Franzosen *sehr wenig und schlecht* essen,⁶⁵⁸ die *französische Kochkunst* (. . .) *überhaupt weit unter der unsrigen* stehe.⁶⁵⁹ Dies könne nicht allein darauf zurückgeführt werden, daß die Lebensmittel *über alle Vorstellung teuer* seien. *So wenig die Franzosen essen, so gern und viel trinken sie*, heißt es weiter; ihre Weine sind *rein und unverfälscht* und darüber hinaus *das einzige, was bei der Teuerung noch am wohlfeilsten ist.*⁶⁶⁰ Nach Meinung des Beobachters gehört es *überhaupt zu den vielen unrichtigen Vorstellungen von Frankreich, daß man glaubt, der Luxus sei daselbst weit größer und eine bequeme Lebensart herrschender als bei uns oder in anderen Ländern.*⁶⁶¹ Er führt den Nachweis, daß dies nicht stimmt, ja daß umgekehrt die Deutschen hier *die Franzosen in vielen Stücken überträfen*. Das gelte u. a. für die Beschaffenheit der Häuser, die Wohnungseinrichtung, die Gaststuben. Vielfach vermißt der Verfasser den wünschenswerten Komfort. Nach seinem Eindruck wohnen Handwerker, gewöhnliche Bürger und Bauern *äußerst schlecht.*⁶⁶² Die Wohnungen zumal gefallen ihm gar nicht: *Ich habe in ganz Frankreich kein einziges Haus gefunden, welches so bequem eingerichtet gewesen wäre als bei uns ein gewöhnliches nur etwas gut gebautes Haus.* Die Franzosen verstünden es nicht, *schön und zugleich bequem zu wohnen.*⁶⁶³ Auch klagt er über das wenig ansprechende äußere Bild französischer Städte, die es mit den deutschen oder englischen schwerlich aufnehmen könnten, wobei er ausdrücklich Paris ausklammert. Schlechte Zensuren erhalten die französischen Kaufläden, Posthäuser, Apotheken, Buchläden und Cafés. In den Buchläden – *etwas Schlechteres als einen französischen Buchladen kann man sich kaum vorstellen* – befindet sich nach den Erfahrungen des Augenzeugen *alles in der größten Unordnung*, in den Apotheken verkaufe man *außer Medizin auch Seife, Wachlicht, Nägel und, was sich für eine Apotheke wohl paßt, auch Särge.*⁶⁶⁴ Die *Caffee-Häuser* gleichen mehr den deutschen *Branntweinhäusern*, auch ihr Zustand beweist dem Verfasser, *daß der Luxus bei uns einen weit höheren Grad erreicht hat als jemals in Frankreich.*⁶⁶⁵ Für den sparsamen und schlichten Lebensstil der Franzosen

⁶⁵⁶ Ibid. S. 284.

⁶⁵⁷ Ibid. S. 149.

⁶⁵⁸ Ibid. S. 149.

⁶⁵⁹ Ibid. S. 282.

⁶⁶⁰ Ibid. S. 150.

⁶⁶¹ Ibid. S. 282.

⁶⁶² Ibid. S. 150.

⁶⁶³ Ibid. S. 151.

⁶⁶⁴ Ibid. S. 152.

⁶⁶⁵ Ibid. S. 160.

spricht nach Meinung des Verfassers weiterhin der Brauch, auf Eseln zu reiten, selbst Frauen würden dies tun. Auch sei es üblich, Holzschuhe zu tragen, *bei schlechtem Wetter gingen selbst die vornehmen Damen in solchen.*⁶⁶ Auch Heinrich Zschokke, der 1796 durch Frankreich reiste, verweist auf diese *hölzernen Schuhe*. Vor der Revolution seien sie nur beim *gemeinen Volk gebräuchlich* gewesen, jetzt würden sie jedoch *der Sparsamkeit wegen auch von wohlgekleideten Männern und Frauenzimmern getragen.*⁶⁷ Auch Zschokke nimmt *bei der Durchreisung französischer Städte* immer wieder wahr, wie sehr die Revolution Frankreich verwandelt hat, wie sehr der Luxus verschwunden ist. *Aus dem üppigen Corinth ist ein Sparta* geworden, nicht zuletzt der Krieg habe *den Luxus der großen Städte zerstört: Von Basel bis Paris fand ich nirgends, weder in Städten noch Dörfern, eine glänzende Equipage; aller Prachtaufwand, selbst beim schönen Geschlecht, scheint erloschen zu sein; überall sieht man nur abgetragene Kleider oder solche, welche nichts weniger als kostbar sind; überall Aushängeschilder des ehemaligen Luxus und der jetzigen Verarmung.*⁶⁸ Zschokke verweist auch auf die überall sichtbaren politischen Parolen und revolutionären Embleme, die revolutionären Inschriften an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, die neuen Straßenbenennungen und die schier unendliche Zahl von roten Jakobinermützen! Da gibt es Orte, wo es aussieht, als habe *es hier einmal große und kleine rote Mützen vom Himmel geregnet*, und so manches Kirchenportal erscheint ihm durch die Revolutionszeichen *entsetzlich verunstaltet.*⁶⁹ Dem Verfasser der »Bemerkungen« mißfällt diese beliebte Methode, an allen möglichen Stellen Revolutionsmottos anzubringen und die Außenmauern der Häuser mit Affiches aller Art zu bekleben. Diese *elende Zierde* gibt den Städten nur *ein lächerliches Ansehen*. Unser Augenzeuge notiert: *Man erblickt an den Häusern angeschlagene oder angeklebte Zettel, worauf allerhand schöne Denksprüche geschrieben und gedruckt sind. Diese Papiere, welche sich leicht in kleine Stücke auflösen, sollen Beweise sein, daß lauter echte Republikaner das Haus bewohnen. Diese Inschriften sind: Vive la république; liberté, égalité, fraternité ou la mort; indivisibilité de la république française etc.* Der Verfasser sieht es nicht ungern, daß sich *diese Lächerlichkeit nach und nach verloren hat* und man nach dem Sturz Robespierres zudem alle Denksprüche, *worin das Wort la mort vorkam*, verboten hat. Er nennt es einen *republikanischen Unsinn*, aus dem Fenster in jedem Stockwerk ein *elendes von Papier oder Lumpen gefertigtes dreifarbiges Fähnchen* herabhängen zu lassen, um republikanische Gesinnung zu demonstrieren. Auch wenn seit dem Ende der Jakobinerherrschaft dieser Eifer nachgelassen habe, so sei doch nach wie vor *der untere Teil eines jeden Hauses überhaupt ganz mit Papier beklebt, weil alle erscheinenden Dekrete, Verordnungen der Munizipalität, alle in jedem Tribunal gesprochenen Urteile, alle Verkaufsanzeigen von Nationalgütern und eine Menge anderer Bekanntmachungen angeschlagen werden müssen.* Was die Dekrete angeht, so wären sie *allein schon hinreichend, ganz Frankreich damit zu tapezieren*, bemerkt der Autor etwas sarkastisch.⁷⁰

⁶⁶ Ibid. S. 164.

⁶⁷ Heinrich ZSCHOKKE, Kleine Bemerkungen auf einer Reise durch Bourgogne und Champagne nach Paris gesammelt, in: Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Novemberheft 1796 S. 478f.

⁶⁸ Ibid. S. 181.

⁶⁹ Ibid. S. 488.

⁷⁰ Bemerkungen S. 152f.

Gar nicht zu befreunden vermag er sich mit dem Kultus der Vernunft, den forcierten Tendenzen zur Entchristianisierung und der damit verbundenen Zerstörung von Kirchen und Kunstschatzen. Er schildert seinen Lesern abschreckende Vorgänge in Amiens und vertritt die Auffassung, bei der Demolierung der Kirchen habe *der größte Teil des Volkes aus Angst* und nur eine Minderheit aus *Raubsucht und Mutwillen* gehandelt.⁶⁷¹ Zum Dekadenfest selbst, diesem *elenden Vergnügen*, gingen *rechtliche Bürger nur aus Furcht, um nicht für Aristokraten gehalten zu werden, denn gar nicht auf diesem Fest zu erscheinen, nicht ein Mal wenigstens zu tanzen*, das hieß unter der Jakobinerdiktatur, *sein eigenes Leben und vielleicht das Leben seiner ganzen Familie in Gefahr setzen*.⁶⁷² So manche ehemalige Marquisin sei deshalb mit ihrer Tochter in den Tempel der Vernunft gegangen, weil sie *durch dies Opfer, welches sie der Republik darbrachte, den Ruf einer guten Bürgerin zu erhalten glaubte*.⁶⁷³ Der Verfasser erwähnt dann, wie es zu Zeiten der Jakobiner ein *untrügliches Zeichen von Aristokratismus* und damit lebensgefährlich gewesen sei, *wenn man nicht in seiner Kleidung und überhaupt in seinem Betragen einem Sansculotten ähnlich war*.⁶⁷⁴ Damals habe es auch *kein Mensch gewagt, des Sonntags nur ein weißes Hemd anzuziehen, weil dies auf Anzeige eines etwa feindselig gesinnten Nachbarn schon jemanden in Gefahr brachte, wo nicht guillotiniert, doch gewiß als äußerst verdächtig ins Gefängnis geworfen zu werden*, und zwar unter dem Vorwand, *man feiere noch den abgeschafften Sonntag und sei also noch ein Anhänger des alten Systems*. Besonders stellten sich die *wirklichen Aristokraten, als ob sie gar nicht wüßten, daß es jemals einen Sonntag gegeben habe*. Alle Läden waren offen, in allen Werkstätten wurde gearbeitet. Nach Robespierres Tod habe sich das alles schnell verloren, nicht allein der Sonntag sei rasch wieder *ganz in seine alten Rechte getreten*. Zahlreiche revolutionäre Einrichtungen seien ebenso wie *das Feiern der Dekade ganz schnell aus der Mode gekommen*.⁶⁷⁵ Jetzt könne man wieder *einigermaßen frei atmen*,⁶⁷⁶ dürfe man wieder *höflich sein*, ohne sich gleich *des Aristokratismus verdächtig zu machen*,⁶⁷⁷ jetzt würden im Theater auch nicht mehr nur solche Stücke gespielt, *welche auf Revolution, Freiheit, Sturz eines Tyrannen Bezug haben*, sondern auch solche, *worin Marquisinnen und Chevaliers vorkommen*, jetzt hießen die Damen *alle wieder Madame wie sonst Citoyenne*.⁶⁷⁸

Wohlwollend beurteilt der Verfasser die durch die Revolution geschaffenen neuen Formen der Taufe, Trauung, die Ehescheidung und das Bestattungswesen, wobei er sich scharf gegen die Emigrantenlüge vom angeblichen *Weibertausch* und amorali-schen Lebenswandel in Frankreich wendet. Die Ehescheidungen hätten zwar unter Robespierre vorübergehend zugenommen, doch habe sich das alles rasch normalisiert. Viele Tausend Eheleute hätten sich zunächst getrennt, *weil das Ehescheiden nach den Grundsätzen der katholischen Religion wo nicht unmöglich, so doch äußerst*

⁶⁷¹ Ibid. S. 86.

⁶⁷² Ibid. S. 91.

⁶⁷³ Ibid. S. 90.

⁶⁷⁴ Ibid. S. 161.

⁶⁷⁵ Ibid. S. 92.

⁶⁷⁶ Ibid. S. 276.

⁶⁷⁷ Ibid. S. 165.

⁶⁷⁸ Ibid. S. 156.

*schwer war.*⁶⁷⁹ Nach Meinung des Beobachters haben sich zudem *Ausschweifungen aller Art seit der Abschaffung der hohen Geistlichkeit und der Pfaffen überhaupt sehr vermindert.*⁶⁸⁰ Er *bekannt, daß man jetzt in Frankreich weniger von der öffentlichen Verletzung (. . .) der guten Sitten hört, als an vielen Orten unseres Vaterlandes, das gelte auch für das Dirnenunwesen, die Zuhälterei*⁶⁸¹ und das Betteln auf den Straßen. *Bettelkinder, die oft in Deutschland die Straßen bedecken, seien selbst bei der fürchterlichen Teuerung und dem großen Brotmangel sehr selten zu sehen.*⁶⁸²

Bezüglich der *gesellschaftlichen Vergnügungen der Franzosen* heißt es, daß auch sie *weniger glänzend und kostbar* wären als *die der Deutschen*, doch habe *unstreitig die große Teuerung* mit dazu beigetragen, daß man jetzt *nicht so gesellschaftlich* sei.⁶⁸³ Unser Beobachter hat sich u. a. im Theater und auf dem Tanzparkett umgesehen, er lobt die guten Manieren namentlich der Französinen stets aufs neue. Im Gesang sieht er *ein Nationalvergnügen*, im Tanz eine ganz besondere Lieblingsbeschäftigung. Die *Hauptunterhaltung* sei aber *unstreitig das Sprechen*, die Konversation.⁶⁸⁴ Ein *bon mot*, eine *gute Rede* mache in Frankreich immer Eindruck.⁶⁸⁵ Ihm imponiert die *Beredsamkeit der Französinen*, die auch *mit sehr vernünftigen Gründen über die Sache* redeten.⁶⁸⁶ Die Französinen *sprechen viel und gut, und zwar in allen Ständen*, diese Begabung *fehle vielen deutschen Damen ganz*. Wenn man in Frankreich einen Fremden mit verbundenen Augen *in eine Gesellschaft gemeiner Weiber führte*, so daß er sie *nur sprechen hörte*, so würde er *glauben, unter Damen vom ersten Rang zu sein (. . .) und er würde kein unbescheidenes Wort hören.*⁶⁸⁷ Es fällt ihm auch auf, daß in Frankreich *mit größerem Anstande getanzt wird* als in Deutschland und sich *selbst die gemeinste Frau mit einem Anstand bewegt*, der *mancher wirklichen Dame* in Deutschland abgeht. In der Gesellschaft herrscht ein *sittsamer und guter Ton*,⁶⁸⁸ man bewegt sich *frei, ungezwungen, ohne Steifheit*, das gesellschaftliche Leben hat durch die oft so *sehr verschrieene Gleichheit* offensichtlich *außerordentlich gewonnen.*⁶⁸⁹ Beim Tanzen herrscht nie *ein solches Getöse als auf unseren Redouten*, der Verfasser empfindet es auch als vorteilhaft, daß man hier *von dem der Gesundheit schädlichen und den guten Sitten verderblichen Walzen* nichts wissen will. Die *Sittsamkeit und Anständigkeit* gewähre den Vorteil, daß die *Damen nicht schon während des Balles mit ihrem beinahe zerstörten Anzuge und ihren fliegenden Haaren, wie unsere Deutschen, Bacchantinnen glichen*. So könne *nach geendigtem Balle jede Französin, ohne ihren Anzug zu ändern, gleich wieder in eine andere Gesellschaft gehen.*⁶⁹⁰ Die Weiber seien *ohne Ausnahme gut gekleidet, doch die vornehmen weniger prächtig und geschmack-*

⁶⁷⁹ Ibid. S. 96.

⁶⁸⁰ Ibid. S. 166.

⁶⁸¹ Ibid. S. 165 f.

⁶⁸² Ibid. S. 99.

⁶⁸³ Ibid. S. 153 u. S. 160.

⁶⁸⁴ Ibid. S. 159.

⁶⁸⁵ Ibid. S. 109 und S. 141.

⁶⁸⁶ Ibid. S. 109.

⁶⁸⁷ Ibid. S. 165.

⁶⁸⁸ Ibid. S. 157.

⁶⁸⁹ Ibid. S. 165.

⁶⁹⁰ Ibid. S. 158.

voll als unsere Damen, die gemeinen hingegen besser als die deutschen Weiber dieser Art. Bei den Landleuten gäbe es keinen großen Unterschied in der Mode, nur zeichne sich das weibliche Geschlecht durch größere Reinlichkeit und durch feinere Wäsche aus, ohne jedoch hierbei die Niederländer und Engländer zu erreichen.⁶⁹¹

Nachteilig habe sich die Radikalisierung der Revolution allerdings auf die schulischen Verhältnisse ausgewirkt. Was man bei dem Aufheben aller Klöster, Seminarien, Stifter etc. am meisten bedauern müsse, sei die dadurch entstandene Aufhebung aller Schulen. So sei es dahin gekommen, daß es der Jugend beinahe an allem Schulunterricht jetzt fehle. Zu dem großen Lehrermangel geselle sich dann noch die fatale Ideologisierung des Unterrichts, so daß man vielfach noch die meiste Zeit mit elendem politischen Geschwätze verbringe. Das Singen der Nationalgesänge, das Lernen eines Auszuges von den Menschenrechten und mehrerer solcher überflüssigen Gegenstände mache nach Meinung des Beobachters vorzüglich den Unterricht aus. Bei einer Beibehaltung dieses Unterrichtsverfahrens befürchtet er für die Zukunft schlimme Auswirkungen für den allgemeinen Bildungsstand. Im übrigen wundert er sich, warum die französische Jugend bei so großer Vernachlässigung nicht noch weit ungezogener ist, als man sie wirklich sieht.⁶⁹² Breiten Raum nimmt in den »Bemerkungen« verständlicherweise die Berichterstattung über die Schreckenszeit ein. In zahlreichen Episoden entwirft der Verfasser ein realistisches Bild dieser düsteren Epoche, geißelt er den Terror und bringt er viele Beispiele von Seelengröße, Standhaftigkeit und Todesverachtung in einer Zeit, in der es zum guten Ton gehörte, auf die Guillotine zu gehen, wie man sonst zur Oper ging.⁶⁹³ Das Schicksal des Königs, der Corday und Marie Antoinettes beschäftigt ihn besonders. Die große Kaisertochter⁶⁹⁴ fesselt ihn am meisten. Er nennt freimütig ihre Untugenden, ihre schwere Mitschuld am Ausbruch der Revolution, doch bewundert er ihre Haltung angesichts des Endes und bezeichnet sie als eine der größten Frauen, die jemals lebten.⁶⁹⁵ An Einzelbeispielen belegt er überdies, daß das französische Volk bestimmten adligen Familien auch noch nach Ausbruch der Revolution durchaus Anhänglichkeit und Sympathie bewahrte und keineswegs alle Edelleute im Anfange der Revolution entweder ermordet oder so gequält worden seien, daß sie hätten auswandern müssen, dies sei eine boshafte Erdichtung der Emigranten.⁶⁹⁶ Das Verhalten des Adels insgesamt wird herb kritisiert. Nach Auffassung des Beobachters hätte es weder Terror noch Jakobinerdiktatur gegeben, wenn die Edelleute freiwilligen Anteil an der Revolution genommen hätten. Durch einige Aufopferung von ihren Rechten hätten sie der Revolution gewiß eine andere Wendung gegeben, als sie durch ihr Betragen notwendig erhalten mußte. Der Verfasser ergänzt:

Was haben sie der königlichen Familie (. . .) geholfen? Womit haben sie ihre Liebe für ihren König gezeigt, wovon sie so gern und so viel sprachen? Das Zeugnis wird ihnen freilich niemand

⁶⁹¹ Ibid. S. 162 Vgl. dazu auch die geradezu enthusiastische Schilderung des Anstands und der Artigkeit, Urbanität und Feinheit der französischen Bauernmädchen bei Longwy in einem Brief eines preussischen Offiziers, in: »Museum für das weibliche Geschlecht«, Halle, Oktoberheft 1792 S. 289 ff.

⁶⁹² Bemerkungen S. 98 f.

⁶⁹³ Ibid. S. 249.

⁶⁹⁴ Ibid. S. 274.

⁶⁹⁵ Ibid. S. 266.

⁶⁹⁶ Ibid. S. 204.

verweigern, daß sie keines der schändlichsten Mittel unversucht gelassen, Verwirrung, Mangel, Mord, falsche Assignaten in ihrem unglücklichen Vaterlande zu verbreiten. Jeder, der nur vier Wochen in Frankreich gewesen ist, wird sich davon gewiß durch hundert Tatsachen überzeugt haben.⁶⁹⁷

Nach dem Zeugnis des Autors ist *der Haß aller Einwohner fast ohne Ausnahme gegen die Emigrierten unbeschreiblich*, das Volk lehne zudem einmütig reaktionäre Machenschaften ab, was sich überzeugend an der allgemeinen Verurteilung der Landung der Royalisten in der Bretagne im Sommer 1795 beweisen ließe. Der Verfasser macht sich lustig über *das lächerliche Manifest des Schattenkönigs Ludwigs XVIII.*⁶⁹⁸ Auf die konterrevolutionäre Aktion habe das Volk übrigens schnell und spontan reagiert, nie zuvor hat der Verfasser *einen so allgemeinen und freiwilligen Eifer unter dem Volk bemerkt*, als in dem Augenblick, als es darum ging, diese *Landung in der Bretagne zu hintertreiben.*⁶⁹⁹ Schwere Anklagen erhebt er gegen die politischen Umtriebe der Pfaffen, die nichts unversucht ließen, *das Volk in einer mißvergnügten Stimmung zu erhalten, die unablässig zum Aufruhr reizten*⁷⁰⁰ bzw. die Menge *zum Mißvergnügen über die jetzige Regierung und zum Mißtrauen gegen alle Neuerungen anstachelten.*⁷⁰¹ Besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Vorgängen in der Vendée, in der seiner Meinung nach *die Grausamkeiten der Royalisten gegen die Republikaner denen des berüchtigten Carrier in nichts nachstanden.* Gerade in dieser Gegend – Laukhard nennt sie einmal *den Hauptsitz der pfäffischen Dummheit*⁷⁰² – sei das Volk vom konterrevolutionären Klerus *beständig aufgewiegelt worden.*⁷⁰³ Die *Kunst der Pfaffen, die überall herumschlichen*, habe vor allem darin gelegen, die Landleute unter Druck zu setzen und zu ermahnen, *selbst unter Androhung ewiger Verdammnis, ihr vorrätiges Getreide lieber zu verderben, als es für das von verfluchten Menschen gefertigte Papiergeld zu verkaufen.* Für die Teuerung, Hungersnot und den Wertverfall der Assignaten macht er unmißverständlich die republikfeindliche Sabotage verantwortlich:

*Sollte aber noch jemand zweifeln, daß die meisten Greuel, welche seit der Revolution in Frankreich vorgingen und die besonders die Vendée aus einem Paradiese zu einer öden Wüste umgeschaffen haben, nicht durch fremden Einfluß angestiftet sind, so dürfte er nur einen einzigen Tag in dieser unglücklichen Provinz zubringen. Da würde ihm das Volk unter Tränen sagen, wer das Land dahin brachte, wo es jetzt ist. Wer unterhielt denn die royalistische oder katholische Armee? Wer überschwemmte das Land mit falschen Assignaten? Dies alles tat doch gewiß das Volk nicht.*⁷⁰⁴

Auch aus Französisch Flandern weiß er zu berichten, daß dort Emigrierte und Pfaffen Hand in Hand die Menschen gekauft hätten, damit diese *halbreife Ähren in verschiedenen Feldern abschnitten oder Felder verbrannten.* Er fragt seine Leser, was

⁶⁹⁷ Ibid. S. 240f.

⁶⁹⁸ Ibid. S. 201.

⁶⁹⁹ Ibid. S. 204.

⁷⁰⁰ Ibid. S. 204 und S. 263.

⁷⁰¹ Ibid. S. 93.

⁷⁰² Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 108.

⁷⁰³ Bemerkungen S. 263.

⁷⁰⁴ Ibid. S. 262ff.

nun schändlicher sei, planmäßig eine *Hungersnot zu verbreiten* oder *Tausende von Menschen auf dem Schaffott sterben zu lassen*.⁷⁰⁵ In Caen schließlich hätten ihm Landleute *mehr als einmal geklagt, daß ihnen die Pfaffen die Absolution versagt hätten, weil sie nicht beweisen konnten, wenigstens zwei Republikaner auf irgendeine Art ermordet zu haben. Dort hätten die Pfaffen in ihren Reden sogar verbreitet, es könnte nur der selig werden, welcher mit dem Blute der Republikaner gefärbt, an die Himmelpforte klopfen würde*. So habe man für die Wiederherstellung der Macht *der allein seligmachenden Religion* nichts unversucht gelassen und einen Zustand geschaffen, in dem *der Haß von beiden Parteien unbeschreiblich wurde*.⁷⁰⁶ Bei aller Schilderung der Schrecken und des *Jammers*, den die Tage der Jakobiner den Franzosen gebracht haben, bemüht sich der Augenzeuge, dem Eindruck entgegenzuwirken, ganz Frankreich sozusagen *als eine Mördergrube* und seine Einwohner gar *als Ungeheuer* zu sehen. Er meint, dies sei das Bild, das die Emigranten von Frankreich malten, und fügt hinzu, daß *eigne Erfahrung bald jeden eines Besseren belehren könnte*, wenn er bereit sei, sich vorurteilslos umzuschauen. So bringt er am Ende seines langen Erlebnisberichtes nicht ohne Absicht einige Beispiele, die uns die Franzosen sympathisch erscheinen lassen und die *belegen, welche zuvorkommende Höflichkeit* dieses Volk besitzt. So haben ihn bezeichnender Weise gerade Sansculotten während des Gefangenentransports *ganz artig und sehr menschlich* behandelt. Der Verfasser schließt seine Schilderung dieser Episoden mit den Worten: *Ob vielen französischen Offizieren eben das in unseren Ländern oder in Ungarn widerfahren sein mag, daran zweifle ich*.⁷⁰⁷

Das Thema des Umgangs mit den preußischen Kriegsgefangenen wird auch in anderen Quellen angesprochen. Im »Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks« beispielsweise preist man – nicht ohne Selbstkritik zu üben – den lebenswerten *Zug der Franzosen*, sich gegenüber dem Gegner nobel zu verhalten. Direkter Anlaß dazu ist die selbstlose Tat eines preußischen Soldaten, der in Nogent-sur-Seine eine Französin vor dem Tod des Ertrinkens errettet. Die Franzosen feiern den tapferen Mann überschwenglich, überhäufen ihn mit Ehrungen und schenken ihm *einige hundert Livres*. Man lädt ihn mit den übrigen Preußen zum nächsten Dekadenfest in die Volksgesellschaft ein, gibt ihm den *Brüderkuß* und setzt ihm *eine Bürgerkrone von Lorbeerzweigen auf*. Die ganze Feierlichkeit *endigt in allgemeinen Umarmungen*. Nicht daß man den Retter ehrt, sondern vielmehr die Art und Weise, wie man es tut, verwundert und überrascht, und man vermißt ein wenig schmerzlich eben diesen französischen *Nationalzug* bei sich selbst, im eigenen Lager. Der Kommentar im Berliner Journal spricht für sich selbst:

Man bedenke nun zugleich, daß sich dies noch mitten unter Robespierres Regierung zutrug, wo man die Preußen nicht minder als die anderen Gegner der Republik haßte, wo man jeden Krieger eines Königs als den verächtlichen Sklaven eines gekrönten Tyrannen verabscheute! Und wenn man den ganzen Unterschied zwischen dem reizbaren Gefühl der Franzosen und der Kälte der Deutschen fühlen will, so frage man sich nun: Was wäre dem französischen Kriegsgefangenen geschehen, der bei uns so gehandelt hätte? Er hätte fünf oder zehn Taler bekommen,

⁷⁰⁵ Ibid. S. 265.

⁷⁰⁶ Ibid. S. 264.

⁷⁰⁷ Ibid. S. 292f.

nachdem, vielleicht durch einen zeitspieligen Schriftwechsel, auch wohl erst durch einen Rechtshandel, ausgemittelt worden wäre, ob dieses Geld aus der Kämmererei, aus der Armenkasse, aus dem Vermögen des Geretteten oder von einem seiner Verwandten zu heben wäre. Dasjenige in einer solchen Handlung, was durch Geld nicht belohnt werden kann, – der Edelmut des Entschlusses, sein Leben für die mögliche Rettung eines Fremden freiwillig zu wagen, – scheint bei uns gar nicht in Anschlag zu kommen.

Der Kommentator beklagt diese *Nationalgleichgültigkeit gegen alles, was sich nicht wagen, zählen oder genießen läßt*, zutiefst und wünscht sich ein Stück von jenem *Edelsinn* der anderen Seite.⁷⁰⁸ Auch Laukhard läßt sich sehr genau über den *Zustand der Kriegsgefangenen in Frankreich* aus und stellt Vergleiche an. Seiner Auffassung nach *contrastierten* die Deutschen, was ihren Umgang mit den Gefangenen betrifft, *mit den Franzosen abscheulich*,⁷⁰⁹ wurde denen doch *eine barbarische Behandlung* zuteil.⁷¹⁰ Das *Verfahren der Franzosen* gegen seine Person nennt er ohne Vorbehalte *edel*. Weil dem so war, wäre es einfach *unedel* von ihm und gegen seine *Überzeugung*, von seiner Seite aus *schiefe Urteile* über Frankreich *aufzutischen und Lügen einzumischen*.⁷¹¹ Absichtlich geht er bei der Beschreibung dessen, was ihm selbst widerfuhr, *etwas ins Detail*, um überzeugender begründen zu können, wie gut die Gefangenen gehalten wurden. Er sagt u. a.: *So human betrug sich die französische Nation gegen die Gefangenen ihrer Rache und Verachtung sprudelnden Feinde. Sie betrachteten und behandelten (. . .) die Soldaten als Menschen und ließen ihnen alles angedeihen, was Menschen- und Völkerrecht für Leute von der Art erfordert. Wie aber machten es die Deutschen mit den gefangenen Franzosen? Vandalisch und Huronisch!*⁷¹² Nach seiner *Überzeugung machten die aus Frankreich zurückgekommenen Deutschen die beste Apologie für die Franzosen*,⁷¹³ ja er wagt die These, *wer in Frankreich gewesen sei, könne schlechterdings nicht anders als gut von der französischen Nation sprechen, wenn er ein ehrlicher Mann sei, der seine eigenen Erfahrungen nicht verleugnen wolle*.⁷¹⁴

Eine bemerkenswert freundliche Aufnahme erfuhren offensichtlich auch noch preußische Offiziere nach den Tagen von Jena und Auerstedt. So sei hier an die Schicksale Karl A. A. von Boguslawskis und Johann Daniel Ferdinand Neigebaurs erinnert, deren Frankreicherlebnis ja ebenfalls einen wichtigen literarischen Niederschlag gefunden hat. Boguslawski kam nach der Niederlage von Jena nach Châlons-sur-Marne. Hier erhielt der Preuße – *ihm wurde gut begegnet*, wie er betont, – auf

⁷⁰⁸ Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Augustheft 1795 S. 108ff. Im gleichen Journal, Oktoberheft 1799 S. 350ff. bescheinigt J. A. Mercy in seinem Beitrag »Über die französische Nation und die Franzosen« den Neufranken ebenfalls *Großmut* und *Schonung* des Gegners. Gleichzeitig macht er auf den hohen Bildungsstand der französischen Bürger und Soldaten aufmerksam. *Man muß selbst unter ihnen gelebt und beobachtet haben, um es nicht übertrieben zu finden, daß, wenn wir die Parallele zwischen ihnen und uns ziehen im Durchschnitt der geringere Stand stufenweise die Kenntnis und Bildung des vornehmern unter uns besitzt. So hat der gemeine französische Soldat den Schulunterricht des deutschen Lieutenants von der unterrichteten Klasse, der französische Lieutenant die Kenntnisse des deutschen Hauptmanns u. s. w.*

⁷⁰⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 29.

⁷¹⁰ Ibid. S. 41.

⁷¹¹ Ibid. 3. Teil Vorwort S. XV.

⁷¹² Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 32 und S. 39f.

⁷¹³ Ibid. S. 42.

⁷¹⁴ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 440.

Ehrenwort die Erlaubnis, *frei die Gefilde der Champagne* durchstreifen zu können. Um der drückenden Langeweile des Gefangenendaseins zu entgehen, trieb er intensive Studien von Land und Menschen. Deren Resultat waren die von hervorragender Sachkenntnis getragenen Beobachtungen zur Landeskultur, die 1809 unter dem Titel »Briefe über die Champagne« publiziert wurden.⁷¹⁵ Den schriftstellerisch außerordentlich begabten Neigebaur hingegen verschlug es 1813 nach Limoges, wo er und seine Kameraden *mit so vieler Güte aufgenommen wurden*. Neigebaur vertiefte sich vor allem in gründliche Sprachstudien, besuchte Vorlesungen an der Universität und sammelte in seinem Tagebuch eine erstaunliche Fülle von Eindrücken über Menschen, Landschaft und Landeseinrichtungen. Der intelligente und vielseitig interessierte Offizier veröffentlichte dann 1817 seine Aufzeichnungen in dem anonymen Werk: »Schilderung der Provinz Limousin und deren Bewohner.«⁷¹⁶ Diese bis heute so gut wie unbekannt gebliebene Quelle verdient eine eingehende Würdigung, gehört sie doch ebenso zu den bedeutenden Zeugnissen deutsch-französischer Begegnung im Zeitalter der Revolution wie die »Bemerkungen« oder die Schriften Laukhards. Laukhards »Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während der Feldzüge gegen Frankreich« erschienen als Teil seiner umfangreichen Memoiren im Jahr 1797, also zur selben Zeit wie die »Bemerkungen«. Laukhards Aufenthalt in Frankreich dauerte ebenfalls 18 Monate, er kam etwa ein halbes Jahr früher dorthin als der Verfasser der »Bemerkungen«. Beide Beobachter zeigen in zahlreichen Einzeleindrücken und Urteilen manche Übereinstimmung, berühren zudem unabhängig voneinander auch gemeinsam die gleichen Themen, wie z. B. die Revolutionsarmee, die Justiz, die Volksgesellschaften, den Kultus der Vernunft und natürlich das Leben während der Jakobinerzeit. Vergleicht man beide Erfahrungsberichte miteinander, so erkennt man jedoch deutliche Unterschiede in der Akzentuierung und Tendenz. Laukhard ist zudem origineller im Formulieren, der ausgeprägtere politische Kopf und weit mehr befähigt zur politischen und sozialen Analyse; überdies offenbart er auch eine andere Intention. Diese ergibt sich aus seiner sehr starken Identifikation mit der Sache der Revolution! Laukhard versteht es auch besser, den Wandel des geistig-politischen Klimas in Frankreich und die neue Qualität des politischen Bewußtseins der Franzosen und ihr durch die Revolution verändertes Menschenbild und Selbstverständnis zu veranschaulichen. Diesem *wichtigen Punkt* widmet er denn auch *weitläufige Betrachtungen*.⁷¹⁷ Ein großer Teil seiner Ausführungen, namentlich über das Bildungswesen, den Religionszustand und über Freiheit und Gleichheit zielen auf diesen zentralen Gegenstand. Laukhards spezifische Methode, möglichst zahlreiche Franzosen unmittelbar zu Wort kommen zu lassen, hilft dem Leser, sich ein Bild davon zu machen, warum man jetzt in Frankreich vielfach so denkt und handelt; die geschickt eingestreuten Äußerungen von Franzosen lassen uns wertvolle Einblicke gewinnen in ihre Motive, zudem verleihen die von Laukhard eingeblendeten Auszüge aus zeitgenössischen Dokumenten seiner Darstellung mehr Atmosphäre und Authen-

⁷¹⁵ K. A. VON BOGUSLAWSKI, Briefe über die Champagne und Lothringen an einen Landwirt in Schlesien, Breslau und Leipzig 1809, Vorwort S. III f.

⁷¹⁶ Schilderung der Provinz Limousin und deren Bewohner. Aus dem Tagebuch eines preußischen Offiziers in französischer Kriegsgefangenschaft, Berlin 1817 S. 52.

⁷¹⁷ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 126.

tizität. So beschreibt Laukhard zunächst schonungslos und bis in alle Einzelheiten hinein, wie in Frankreich im Gefolge der Revolution *die Kirchen verwüstet wurden*, wobei die Jakobiner *dieses vandalische Werk mit solchem Eifer betrieben, daß innerhalb weniger Zeit Frankreich gar keinen Anstrich mehr hatte, als wenn die katholische Religion je darin geherrscht hätte.*⁷¹⁸ Doch beläßt er es nicht einfach bei dieser Schilderung, sondern er sammelt Kommentare, befragt Augenzeugen und unternimmt so den Versuch, zu erforschen, warum sich die Menschen sogar mit derlei Aktionen solidarisierten. So billigt ein Gesprächspartner selbst eine Grabschändung in Dijon, wo man die Gruft der Herzöge von Burgund nicht verschonte, mit der Begründung, jene Herzöge seien doch allesamt üble *Blutsauger und Tyrannen* gewesen und solche verdienten nun einmal *Verfolgung im Leben und Schimpf und Schande nach dem Tode.*⁷¹⁹ An anderer Stelle erklärt ein Bürger dem im Anblick des zum Tempel der Vernunft umfunktionierten und stark in Mitleidenschaft gezogenen Münsters in Straßburg sichtlich betroffenen Laukhard ganz ungerührt, es sei doch gar nicht schade um all die demolierten und verschleppten Kunstwerke, *welche doch nur den Aberglauben und den Despotismus predigten.* Da man die religiösen Fratzen sowieso *durchs Gesetz vertilgt* habe, müsse nun *auch der Samen* ausgerottet werden, *woraus sie wieder entstehen könnten.* Er erläutert dies weiter:

*Dahin gehören die religiösen Ceremonien, die Kirchen, die Bilder, die Gemälde und alles, was darauf Bezug hat. Mit den Kunstwerken, welche den Despotismus laut predigen und die Tyrannei ehrwürdig machen helfen, hat es eben die Bewandtnis. Und eben darum sind die Ehrensäulen, Trophäen, Grabmäler, Inschriften nebst den Sklaven in Fesseln um Fürsten u. dergl. bei uns abgeschafft und zerstört worden, teils aus Haß gegen die Tyrannen, welchen zu Ehren dergleichen aufgerichtet worden, vorzüglich aber, um zu verhindern, daß diese Dinge nicht über kurz oder lang der öffentlichen Meinung schaden mögen. Wollten wir konsequent handeln, so konnten wir nicht anders. Und wie mich dünkt, ist jedes Kunstwerk, und wenn's das schönste wäre, verächtlich, sobald es zur Verfälschung oder Entwürdigung des Menschen systematisch dient.*⁷²⁰

Auch in Avignon seien die Franzosen ihrem Grundsatz treu geblieben, daß man alle *Symbole der politischen und religiösen Tyrannei zernichten müsse*, gesetzt auch, man *müßte die größten Meisterwerke mitzernichten, wenn man die von dieser oder jener Tyrannei herkommenden Übel aus der Wurzel heilen wolle.*⁷²¹ Bei der Jagd auf die Reliquien und all die *heiligen Überbleibsel* hätten die Jakobiner ihr Vernichtungswerk *unter tausend Sarkasmen* betrieben, ja sie seien häufig sogar in die Wohnungen der Bürger gewaltsam eingedrungen, um nachzusehen, ob sich dort kein derartiger *konterrevolutionärer Quark – ordures contrerévolutionnaires – fände*, den man kurz und klein schlagen könne.⁷²²

Laukhard billigt diese Exzesse *des gemeinen Pöbels* natürlich nicht, doch verzichtet er aufs Lamentieren darüber, gelegentlich schwingt in seiner Berichterstattung auch etwas Schadenfreude über all das mit, was der von ihm wenig geliebten katholischen

⁷¹⁸ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 266 ff.

⁷¹⁹ Ibid. S. 279.

⁷²⁰ Ibid. S. 190 f.

⁷²¹ Ibid. S. 397.

⁷²² Ibid. S. 270 und S. 283.

Kirche widerfährt. Rückhaltlos begrüßt er den Vormarsch des Vernunftdenkens, die Zerschlagung des *römischen Hierarchie-Systems*,⁷²³ der anmaßenden *Priester-Religion* und *phantastischen Priester-Maschinerie*.⁷²⁴ Bereits in seinen »Briefen eines preußischen Augenzeugen« meint er anerkennend, *die allerchristlichste Nation* sei jetzt *die allerphilosophischste* geworden und mit *Riesenschritten* dahin gesprungen, *wohin Luther und Joseph es noch nicht wagen durften*. Dort bemerkt er auch mit Genugtuung, daß *die hellern Franzosen* sogenannte *Freigeister* seien und *nicht mehr zur Messe* gingen; auch sehe man jetzt nicht mehr die zahllosen *Rosenkränze, Skapuliere, Gotteslämmchen* oder die ehemals an öffentlichen Straßen aufgestellten *Cruzifixe, Bilder, Heiligenhäuschen und Fratzen*, kurzum, man merke gar nicht mehr, daß man *in einem katholischen Land* sei.⁷²⁵ Symptomatisch für den Wandel erscheint ihm selbst der Buchhandel. So entdeckt er in Verdun einen großen Vorrat an Gebetbüchern, der einfach unverkäuflich bleibt. Der Buchhändler erklärt ihm, dies sei jetzt alles *ungangbare Ware* geworden, weil man *seit der Revolution* bloß *philosophische Schriften* suche und lese, *vorzüglich Montesquieu, Voltaire, Raynal, Rousseau etc.* Laukhard fragt sich dabei nachdenklich, wie es wohl kommen mag, *daß ein gedrücktes Volk gern betet, ein freies aber gleich die Gebetbücher wegschmeißt und nach philosophischen Schriften greift*.⁷²⁶ Für ihn besteht kein Zweifel, daß sich die Veränderungen des Religionszustandes positiv auswirken, die Neufranken sich unter der neuen Religionsverfassung ganz wohl befinden und, wie er sagt, *in ihrem jetzigen Glauben sich so selig fühlen*.⁷²⁷

Über die sogenannten *konstitutionistischen Bischöfe* spricht er sich sehr anerkennend aus, ihm sind es Männer *von musterhafter Rechtschaffenheit, die sich bemühen, ihrem Berufe alle Art von Genüge zu leisten*. Er schreibt:

*Den neuern französischen Bischöfen muß man es aber lassen, daß sie sehr ehrwürdige, tätige Männer sind, unermüdet in dem Bestreben, den Notleidenden beizustehen, das Volk und die Jugend in den wesentlichen Stücken der menschlichen und bürgerlichen Glückseligkeit zu unterrichten, Aberglauben, Vorurteile und Menschenschindereien zu bestreiten und dabei das im Wandel zu sein, was sie lehren, daß man es sein soll. Himmel, welch ein Unterschied zwischen der Lehr- und Lebensart dieser und der vorigen Bischöfe in Frankreich! Absichtlich habe ich mich nach den Sitten der letzteren zu Verdun, Châlons und anderwärts erkundigt, aber gar nichts Erbauliches erfahren (. . .) Sie waren größtenteils nichts weniger als Muster ihrer Herde, und ihr asotisches Leben beschimpfte ihren Stand.*⁷²⁸

Die von den Revolutionsgegnern gern vorgebrachte These, *wonach kein Staat ohne öffentliche Religion, d. h. ohne öffentlich gehandhabten Glauben bestehen könne*, will Laukhard nicht weiter untersuchen, aber er möchte doch fragen, *ob die Franzosen nach Abschaffung aller öffentlichen Religion schlechter geworden seien als sie waren, da sie noch Pfaffen, Messe, Sakramente und allen religiösen Schnickschnack vollauf hatten*. Für ihn steht es fest, daß es doch *nicht so allgemein wahr* sei, daß man Kirchen, Pfaffen, Glaubenseinigkeit u.s.w. haben müsse, um als Staat zu bestehen, ja ein Volk

⁷²³ Ibid. S. 296 und S. 300.

⁷²⁴ Ibid. S. 291.

⁷²⁵ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 164 ff.

⁷²⁶ Ibid. S. 166.

⁷²⁷ Ibid. S. 168.

⁷²⁸ Ibid. S. 169 f.

ohne alle Religion ließe sich noch immer als Volk und gesittetes, d. i. nach guten Gesetzen regiertes Volk denken. Er kommt zu dem Schluß, die ganze französische Geschichte von 1793 und 1794 zeige, daß das Volk in Frankreich wenigstens nicht schlechter geworden sei, nachdem die öffentliche Religion abgeschafft war. Die Beseitigung des Priesterjoches, dem alles *sklavisch unterworfen* war, und die Einführung von Gewissensfreiheit, Toleranz und Vernunft habe sich stattdessen als eine Wohltat für die bürgerliche Gesellschaft erwiesen.⁷²⁹ Die Revolution habe selbst eine ganz neue Tugendlehre entwickelt und in Frankreich dazu geführt, *alle Moral aus dem Bürgersinn, dem Patriotismus* herzuleiten.⁷³⁰ Es überrascht nicht, wenn Laukhard deshalb auch den Kultus der Vernunft weit günstiger beurteilt als der Verfasser der »Bemerkungen«. Folgt man Laukhard, so fand sich im Tempel der Vernunft *jeder gute Patriot* ein, auch waren die Versammlungen dort *immer sehr ansehnlich*.⁷³¹ Die Reden dort dienten vornehmlich *der Begründung der echten Bürgertugenden und der Ausrottung des Aberglaubens*, d. h. der bisherigen öffentlichen Religion. Die Ansprachen rollierten meistens über *Freiheit, Gleichheit und Vaterlandsliebe, über Haß und Vernichtung der Tyrannen und der Pfaffen, und mitunter kamen derbe Ausfälle auf den Stifter der christlichen Lehre, auf seine Mutter und seine Apostel vor*, auch habe man den Papst nicht geschont. Doch seien auch *die Gesetze erklärt und das Volk zur Befolgung derselben aufgemuntert* worden.⁷³² Die im Ausland kolportierte Nachricht, die *Franzosen hätten eine neuheidnische Religion angenommen*, ist für Laukhard eine geradezu *tolle Behauptung*, er versucht stattdessen zu verdeutlichen, wie *die Einrichtung der republikanischen Gottesverehrung (. . .) bloß auf die Anfachung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden gerichtet* sei.⁷³³ Es charakterisiert Laukhards Standpunkt am besten, wenn man darauf hinweist, wie begeistert er sich über Robespierres berühmte Rede vom 7. Mai 1794 über das Höchste Wesen äußert. Er hält diese Rede für *eine der schönsten, die jemals gehalten wurden*, sie verdiene auch von jedem gelesen zu werden, *der Gefühl für das Wahre und Schöne habe*. Robespierre beweise *mit dem Feuer eines Demosthenes und mit Kants Gründlichkeit*, daß *die Moral die erste Stütze der bürgerlichen Gesellschaft* sei.⁷³⁴ Doch hat Laukhard auch viele andere Reden gehört, *die es verdienen, gelesen und beherzigt zu werden*. Den Inhalt solcher Reden habe man zu Recht durch den Druck *wirksam gemacht*, derartige Texte seien übrigens begierig aufgenommen und in *allen Weinhäusern und Gesellschaften gelesen und kommentiert* worden. Viel Resonanz habe auch das Absingen revolutionärer Lieder gefunden; die meisten dieser Lieder stammten dabei *aus den Sammlungen republikanischer Gesänge, welche man jetzt in Frankreich sehr häufig, gut und enthusiastisch belebend hat*.⁷³⁵

Ähnlich wie in den »Bemerkungen« wird bei Laukhard die gewaltige Politisierung des privaten und öffentlichen Lebens in Frankreich herausgearbeitet, jedoch mit dem Unterschied, daß Laukhard dies lebhaft begrüßt. Stets aufs neue geht er auf dieses

⁷²⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 290.

⁷³⁰ Ibid. S. 289.

⁷³¹ Ibid. S. 287.

⁷³² Ibid. S. 285.

⁷³³ Ibid. S. 301.

⁷³⁴ Ibid. S. 297.

⁷³⁵ Ibid. S. 287 f.

Phänomen ein, das er außer in Volksversammlungen und bei Dekadenfesten besonders in den Wirtshäusern wahrnimmt, wo die Franzosen zusammensitzen und leidenschaftlich rasonieren. In allen *Gesellschaften* stieß er auf den *lebhaftesten Ideenkommerz*, dies ein wichtiges Stichwort für ihn! Laukhard gesteht, unter diesen diskutierenden Menschen *viel gelernt* zu haben, dort seien seine mangelhaften *Begriffe über das neufränkische System* wiederholt *sehr berichtigt* worden. Er räumt in diesem Zusammenhang ein, es sei nicht immer ganz leicht, die Franzosen richtig zu verstehen,

da uns unsere von Jugend auf beigebrachten Begriffe von Herrschaft, Adel, Vorrechten, Religion u. s. w. zu gar schiefen Urteilen verleiten können, wenn wir die französischen Begebenheiten nur so obenhin anschauen, zumal nach der einseitigen oder ganz verschraubten Darstellung so vieler benebelter Schriftsteller. Deshalb muß man auch Geduld mit denen haben, welche diese große Revolution von der unrechten Seite ansehen. Die Leute sind nicht unterrichtet.

Laukhard räumt auch ein, daß unter der Jakobinerherrschaft die Leute aus Angst die öffentlichen Wirtshäuser häufiger als sonst besuchten, denn

die Jakobiner gaben auf alle Tritte und Schritte der Bürger Achtung und sahen nach ihrer öftern Erfahrung die Gesellschaften in Privathäusern als verdächtig an. Man scheute sich daher, jemanden in seinem Hause zu besuchen, wie denn auch niemand Besuch gern annahm, weil er nicht wissen konnte, ob der Fremde verdächtig war oder nicht. Die öffentlichen Häuser waren aber von allem Verdacht frei, und da die Franzosen durchaus Gesellschaft haben müssen, so wurden diese desto fleißiger besucht.⁷³⁶

Damals habe es sogar *keiner gewagt, einen freundlichen Spaziergang mit jemandem zu unternehmen, aus Furcht, in Verdacht zu geraten*. Um dies alles abzuwenden, hätte selbstverständlich auch mancher in den Gaststuben *seine Stimme so laut, als es möglich war, zum Lobe des Konvents und der neuen Gesetze und besonders der Jakobiner erschallen lassen*. Viele hätten ebenso durch eine betont republikanische Mode revolutionäre Gesinnung vorgetäuscht. Das sei so weit gegangen, daß einer mit *verschnittenen und ungepuderten Haaren* für den *besseren Patriot* angesehen wurde. Laukhard gibt zu, daß es in der Terrorphase dergestalt *wirklich viele Heuchler* gegeben habe, *welche im Grunde nicht jakobinisch dachten und doch das Verfahren der Tribunale aufs schärfste verteidigten.⁷³⁷* Mit derartigen Feststellungen befindet er sich in Übereinstimmung mit dem Autor der »Bemerkungen«.

Aufschlußreich sind auch Laukhards Beobachtungen über den Einfluß der Revolution auf den Geist und den Wortschatz der französischen Sprache, über den Sprachjakobinismus, die Politisierung des Vokabulars, die politische Metaphorik, den Wandel des Bedeutungsinhaltes bestimmter Worte. Er konstatiert insgesamt eine *gewaltige Veränderung*. So weiß er zu berichten: *Viele Wörter, welche sonst etwas Ehrwürdiges bedeuteten, bekamen damals eine schimpfliche, entehrende Bedeutung, z. B. Prince, der Bettler, Duc, Duchesse, Gaudieb, Monsieur, Laus, Madame, Hure u. s. w. Außerdem wurden die unanständigsten Redensarten – Blasphemien nach der Kirchensprache – und eine unzählige Menge neuer Wörter in alle Gespräche, sogar in die öffentlichen Reden eingemischt*. Er gibt Proben aus Flugschriften und Journalen und fährt fort:

⁷³⁶ Ibid. S. 480.

⁷³⁷ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 97f.

Wer nur den Mund aufst, ließ Floskeln dieser Art hören: *sacré, con de garce, sacré con de la vierge, sacré matin, sacré chien de Prince de Conde, merde de la vierge, sacré brigand de la vendée, foutue merde de royaute etc.* Zur Ehre der Nation muß ich aber sagen, daß diese niedrige und pöbelhafte Verbrämung der Sprache nach dem Verfall des Jakobinismus ziemlich nachgelassen hat.⁷³⁸ An anderer Stelle liest man: *Die Sprache des gemeinen Pöbels (. . .) wurde durch die Vertilgung der Heiligtümer bereichert, denn nun fluchte und schwur man bei den ehemals ehrwürdigen Dingen, welchen man die unanständigsten Beinamen gab.*⁷³⁹ Laukhard versichert, daß die französische Sprache, die sonst so komplimentenreich war, durch die Revolution in dieser Hinsicht merklich ärmer geworden sei.⁷⁴⁰ Wenn man sonst von den Franzosen gesagt habe, sie seien im gemeinen Umgang höflich und artig, so sei zumindest unter dem Terrorismus die äußerste Grobheit und Härte der Sitten das Zeichen eines Patrioten gewesen: *Niemand bückte sich mehr, und jedermann wurde geduzt, er mochte sein, wer er wollte. So schief wendete man den Grundsatz der Gleichheit an.* Doch Laukhard bekennt gern, daß die Franzosen bloß aus übel verstandenem und in den Terrorismus verschobenem Freiheitssystem ihre Komplimente und Artigkeiten geändert hätten. Es sei ihnen sichtlich schwergefallen und sie hätten weit mehr Mühe gehabt, ihre ungenierten Artigkeiten und ihr verbindliches Geschwätz abzulegen, als ihre Religion, wie ihm ein Franzose erläuterte. Derselbe Gewährsmann meinte ferner: *Es hat gewaltige Mühe gekostet, unsre Leute zu gewöhnen, so miteinander umzugehen wie die Bauern und Hirten der Schweiz. Lieber hätten unsere Muskadins den lieben Gott gelästert, als ein Frauenzimmer ohne Schmeichelei vorbeizulassen.*⁷⁴¹

Auch andere Beobachter registrieren die Eigentümlichkeiten der *Revolutionssprache*, die politisch motivierte *Grobheit*⁷⁴² und kommen zu ähnlichen Resultaten. Girtanner bemerkt, daß diejenigen, die sich durch gute Lebensart auszeichneten, auch bei dem alten Sprachgebrauche blieben und beklagt die durch die Revolution eingerissene äußerliche Rohheit sowie die Tatsache, daß mit der Sprache auch die Sitten verwildern. Das immer seltener werdende *Abnehmen des Hutes* ist ihm ein Indiz für den offenkundigen Verlust an jener angenehmen Sittlichkeit, durch die die Franzosen so sehr auffielen. Seine eigene Liste neuer französischer *Ausdrücke*, die er gesammelt hat, ergänzt das von Laukhard zusammengetragene Material trefflich.⁷⁴³ Noch schärfer rügt ein anderer anonymes Zeitgenosse den *derbsten niedrigsten Pöbelton*, dessen sich namentlich die Sansculotten befleißigten, die Héberts politische Zeitschrift mit dem *unsittlichen Titel Feuille bougrement patriotique (. . .) mit Begierde und Behagen* studierten. *Coquin, Jean foudre, Bougre, Mâtin und dergl.* seien in solchen Kreisen verbreitete *Lieblingsausdrücke und Phrasen.*⁷⁴⁴ Sichtlichen Einfluß auf die revolutionäre Phraseologie des gemeinen Soldaten hatten auch die Blätter Marats, die aber in der Nationalgarde größere Resonanz fanden als bei den Linientruppen. Die Lektüre

⁷³⁸ Ibid. S. 99 f.

⁷³⁹ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 296.

⁷⁴⁰ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 4. Pack, 1. Abt. S. 10.

⁷⁴¹ Leben und Schicksale 4. Teil, 2. Abt. S. 100 f.

⁷⁴² Chr. U. D. v. EGGERS, Bemerkungen auf einer Reise (Anm. 236), 2. Bd. S. 51.

⁷⁴³ (Chr. GIRTANNER), Die Franzosen am Rheinstrome, 4. Heft 1795 S. 227 ff.

⁷⁴⁴ Die Frankenrepublik (Anm. 276) S. 108 f. Auch Friedrich Butenschön spricht von einer *»etwas derben Terminologie der Patrioten«*, vgl. dazu: Meine Erfahrungen (Anm. 333) S. 344.

färbte auch hier ab, sprachen doch die Freiwilligen in einem *viel ungemäßigteren Ton*; im Gespräch mit ihnen fiel dann auf, wie sie in einer Art von *beständigem Refrain* stereotyp gewisse Schlagworte strapazierten.⁷⁴⁵

Mit dem revolutionären Jargon war Laukhard gleich bei seinem Übergang zu den Franzosen in Landau bekannt geworden. Als er sein Gegenüber dort zunächst mit Wendungen, wie z. B. *Monsieur, avoir la grâce, la bonté etc.* ansprach, gab man ihm rasch zu verstehen, er solle doch alle diese *freiheitstötenden Ausdrücke, termes liberticides*, nicht mehr gebrauchen.⁷⁴⁶ Ein Hauptmann rief ihm zu: *Du bist jetzt im Lande der Freiheit, mußt also auch reden wie ein freier Mann.* Rasch habe man ihm dann das wichtigste beigebracht, was eben *die Würze für die republikanische Sprache des gemeinen Volks in Frankreich* ausmacht und die als *Beweis des echten Robespierreschen Patriotismus* galt.⁷⁴⁷ Laukhard erfaßte dabei schnell die feineren Unterschiede; so fiel ihm etwa auf, daß man nicht mehr sagte *à votre service*, sondern *à ta volonté*.⁷⁴⁸ Nun schreibt Laukhard nicht zu Unrecht, daß die französische Sprache nicht nur *an Zuwachs* gewonnen habe durch die *unanständige Verbrämung*⁷⁴⁹ bzw. die bekannten *Unanständigkeiten der Pöbelsprache*, die er aus guten Gründen gar nicht alle aufzählen mag.⁷⁵⁰ Revolutionärer Freiheitssinn und Selbstbewußtsein wie auch das Zurückdrängen der *Versailler Mode* und der höfischen Elemente zugunsten der kämpferischen Revolutionsterminologie hätten das allgemeine Ausdrucksvermögen in der Tat ungemein bereichert, die Beredsamkeit aufblühen lassen und dem Franzosen einen ganz neuen Habitus verliehen: *Die Neufranken sind Männer geworden, und ihre Sprache wird auch bald eine männliche sein*, heißt es da.⁷⁵¹ Laukhard gewann gleichzeitig die Überzeugung, daß die Nation als ganzes *ernsthafter* geworden sei, sich viele Franzosen auch aus freien Stücken die grobe und einfache *Kleidung der Volontärs* zugelegt hätten, und nicht nur aus Opportunismus. Man wollte *schlicht und ungezwungen* auftreten, so, *wie es freien Männern ziemt*.⁷⁵² Sicher trug zu dieser kargen Lebensweise auch die ökonomische Lage bei. Auf sie verweisend, meint Laukhard denn auch, es dürfe *keineswegs verschwiegen* werden, daß *der Wohlstand in Frankreich jenen Grad noch lange nicht erreicht hat, dessen dieses Reich fähig ist*.⁷⁵³

Beifällig nimmt Laukhard auch die Reformbemühungen zur Vereinfachung des Bestattungswesens im revolutionären Frankreich zur Kenntnis. Es freut ihn, daß die Franzosen von dem *lächerlichen Vorurteil* abgekommen seien, man müsse *mit den Toten Staat und Gepränge treiben*. Hier befindet er sich ganz im Einklang mit der Tradition der Aufklärungspublizistik, die gegen den Leichenpomp zu Felde zieht. Die

⁷⁴⁵ Mainz nach der Wiedereinnahme (Anm. 260) S. 63 f.

⁷⁴⁶ Leben und Schicksale, 3. Teil S. 520.

⁷⁴⁷ Ibid. S. 518.

⁷⁴⁸ Ibid. S. 525.

⁷⁴⁹ Ibid. S. 518.

⁷⁵⁰ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 297.

⁷⁵¹ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 180; Zur Veränderung der französischen Sprache im Zusammenhang der Revolution vgl. auch: »Neues deutsch-französisches Wörterbuch. Ein Hilfsmittel zur bequemerer Anwendung der neuern französischen Wörter und Redensarten«, hrsg. von Friedrich LA COSTE, Leipzig 1796.

⁷⁵² Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 333.

⁷⁵³ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 55.

Behandlung der Kranken und Verwundeten einerseits und die Bestattungsweise andererseits berührend, meint er:

In Frankreich behandelt man die Toten, wie man sieht, jetzt sehr einfach und, dem äußeren Prunk nach, ganz geringschätzig: und doch behandelt man die gesetzmäßigen Lebendigen dort weit besser als irgendwo; folglich ist es falsch, daß wenn man die Toten geringschätzig behandelt, man es mit den Lebendigen bald nicht besser mache. Dies Argument motivieren vorzüglich diejenigen, welchen der Sarg, das Totenhemd, das Geläute und der übrige Prunk etwas abwirft, unbekümmert, ob die Familie des Verschiedenen Geld zum Brote übrig habe oder nicht, geschweige zum Beläuten und was noch dazu gehört. Wir sind also so superhuman, daß wir die Urbanität gegen die Verstorbenen auf Kosten der Humanität gegen die notleidenden Lebendigen sehr ängstlich übertreiben.⁷⁵⁴

Uneingeschränkte Anerkennung erhalten weiterhin die französische Ehegesetzgebung und das neu geschaffene Gerichts- und Bildungswesen. Ausführlich beschreibt Laukhard, *wie man jetzt in Frankreich Hochzeit macht*. Er schildert exakt die Trauzeremonie und alles, was damit zusammenhängt. Dabei beabsichtigt er genau so wie der Verfasser der »Bemerkungen« unsachliche Berichte und Vorurteile zu widerlegen. So habe man *zumal in Deutschland hin und wieder ausgesprengt, die Franzosen liefen jetzt zusammen wie das liebe Vieh u. s. w.*⁷⁵⁵ Entschieden tritt er jenen Legenden entgegen, denen zufolge in Frankreich jetzt Amoralität und Vielweiberei an der Tagesordnung seien. An Hand von genauen Informationen belegt er den seiner Meinung nach auffallenden Rückgang der Ehescheidungen und eine spürbare Verbesserung der allgemeinen Sittlichkeit. Sein Urteil über die französischen Frauen fällt günstig aus. Er schätzt ihr *offenes Betragen*, die ungezwungene Umgangsform, die gleicherweise entfernt sei von *Ziererei* oder *fader Koketterie*. Auch *Mädchen von der Volksklasse* hielten auf eine gewisse Art von *Delikatesse*. Das *Embrassieren* oder *Küssen* sei zwar bei den Franzosen *sehr in Mode*, doch dürfe man daraus keine falschen Schlüsse ziehen. Ein *erhitzter Romanheld* würde in Frankreich seine Enttäuschungen erleben, und *rohe Wüstlinge* wie auch *verfeinerte Wollüstlinge* hätten hier ihre Schwierigkeiten. *Unanständige Worte und Gebärden* führten keineswegs zu dem gewünschten Erfolg.⁷⁵⁶ Die eingeführte Praxis, die Eheleute bei der Trauung ganz nachdrücklich *an die Erfüllung der Bürgerpflichten* zu gemahnen, gefällt ihm ebenso wie die unmißverständliche Verurteilung der *Ausschweifung* und die Bezeichnung der Institution der Ehe als *Pflanzschule der Republik* (*la pépinière de la république*).⁷⁵⁷ Dieser Hinweis erinnert in mancher Hinsicht an eine Beobachtung Zschokkes, der bei seinem Frankreichaufenthalt eine ganz neue Einstellung der Französin zu ihrer Rolle als Mutter zu entdecken glaubt. Es war ihm *auffallend, so vielen jungen Weibern zu begegnen, welche nahe daran waren, dem Vaterlande einen neuen Bürger zu schenken*. Er meint:

Es gab eine Zeit, da fast jede Dame, besonders in Paris und andern großen Städten, welche Anspruch darauf machte, Welt zu haben und von Ton zu sein, sich schämte, ihr Kind selbst zu säugen oder mehr als ein, höchstens zwei Kinder in die Welt zu setzen. Seit der Erklärung der

⁷⁵⁴ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 462f.

⁷⁵⁵ Ibid. S. 134.

⁷⁵⁶ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 144f.

⁷⁵⁷ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 138.

*Menschenrechte schämen sich die Weiber nicht mehr, Mütter zu sein und ihren Busen durch die Lippen des Säuglings heiligen zu lassen. Möchten sich doch auch unsere deutschen Damen, welche sich ehemals so gern die neuesten Moden aus Frankreich verschrieben, diese Mode zueignen.*⁷⁵⁸

Laukhard vergißt auch nicht zu erwähnen, daß derjenige, der ein *unbescholtenes Mädchen verführt*, Ehebruch treibt oder die Ehefrau sitzen läßt, in den Verdacht eines schlechten Bürgers (*il est censé oder soupçonné mauvais citoyen*) gerate.⁷⁵⁹ Man sei in Frankreich jetzt so *civilisiert*, daß ein derartiger Verdacht dort auch weit mehr Wirkung zeige als in Deutschland die *kirchliche Vorstellung von Himmel und Hölle*.⁷⁶⁰ Der Ruf, ein schlechter Bürger zu sein, könne etwa mit dem gleichgesetzt werden, was ehemals die Exkommunikation in der christlichen Kirche war.⁷⁶¹

Auf die *Rechtspflege in Frankreich* eingehend, so stellt Laukhard hierbei mit Genugtuung deren Vorzüge im Vergleich zu Deutschland heraus. Dieses Kapitel nutzt er zu mancher Polemik gegen die deutschen Mißstände.⁷⁶² Mit großer Sympathie beschreibt er die jetzt in Frankreich üblich gewordenen humanen *Prozeduren* bei Kriminalfällen, lobt die Art der Zeugenvernehmung, die Öffentlichkeit der Verhandlungen, die *schnelle Justiz*, die Gemeinnützigkeit und Gemeinverständlichkeit der französischen Gesetze, die segensreiche Einrichtung der Friedensrichter, die lobenswerte innere Einstellung der Richter und Advokaten, den hohen Grundsatz der Gleichheit, nach welchem jeder Mensch in Rücksicht auf Gesetz und Recht so gut ist als jeder andere.⁷⁶³ Dagegen stellt er die schlechte Justiz in den deutschen Ländern, das Unwesen unserer deutschen Justiz, die *rabulistischen Rechtspfleger* dort u. a.⁷⁶⁴ Einzelbeispiele aus der fragwürdigen Rechtspraxis selbst in Preußen geben dieser Kritik an den deutschen Zuständen eine ganz spezifische Note.⁷⁶⁵

Was den Zustand der öffentlichen Gelehrsamkeit und der Allgemeinbildung im Nachbarland angeht,⁷⁶⁶ so fand Laukhard bei seiner Ankunft dort das ganze nicht in den besten Händen, doch lag das keineswegs allein an den Auswirkungen der Revolution und des Krieges. Für Laukhard liegen die Wurzeln tiefer, und zwar im herkömmlichen Schulsystem, das bei Laukhard auf kompromißlose Ablehnung stößt. Als Anhänger eines aufgeklärten pädagogischen Pragmatismus und des Vernunftideals begrüßt er freudig die Aufhebung der alten Universitäten, Akademien und Lateinschulen, die ganz in den Händen der Pfafferei und Despotie waren. Nach Laukhard war die allgemeine Unterrichtssituation vor der Revolution *elend* und die Dorfschule *erbärmlich*. Der Unterricht des gemeinen Mannes bestand nur im Katechismus, daher resultiere nicht zuletzt die große Unwissenheit der Masse der Bevölkerung.⁷⁶⁷ Obgleich Laukhard die Franzosen im Durchschnitt aufgeweckter und heller

⁷⁵⁸ Heinrich ZSCHOKKE, Kleine Bemerkungen auf einer Reise (Anm. 667) S. 474 f.

⁷⁵⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 136 und S. 140.

⁷⁶⁰ Ibid. S. 136.

⁷⁶¹ Ibid. S. 140.

⁷⁶² Ibid. S. 481 ff. und 4. Teil, 2. Abt. S. 107 ff.

⁷⁶³ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 485.

⁷⁶⁴ Ibid. S. 486 f.

⁷⁶⁵ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 109 ff.

⁷⁶⁶ Ibid. S. 59.

⁷⁶⁷ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 281.

erscheinen als die Deutschen,⁷⁶⁸ trifft er auf ein miserables Bildungsniveau. So behauptet er:

*Man kann mir glauben, daß der gemeine Mann in Frankreich zehnmal unwissender ist als der in Deutschland, denn sehr selten kann einer lesen, und orthographisch schreiben vermag kaum der kultivierte. Ich habe Kriegskommissare gekannt, welche im Schreiben Schnitzer über Schnitzer machten. Deshalb hält man jetzt die Distrikte dazu an, daß wenigstens einige ihrer Mitglieder die Orthographie verstehen müssen.*⁷⁶⁹

Diese Erbschaft ist für ihn die Frucht eines Unterrichts, der darin bestand, einen elenden Katechismus, der nur Fratzen enthielt und den gesunden Menschenverstand ganz und gar verkrüppelte, auswendig lernen zu lassen und mit Prügeln zu kommentieren.⁷⁷⁰ Die Leute seien dieses stupiden Unterrichts so überdrüssig gewesen, daß es gar keine Schwierigkeiten bereitet habe, die gemeinen Franzosen über ihre Katechismus- und Pfaffenreligion mit Spott und Lachen hinwegzubringen. Indem Laukhard etwas pathetisch nach *Unterricht! Unterricht!* allerorten ruft, redet er denen ins Gewissen, die, mit Blindheit geschlagen, vom Popanz der kirchlichen Phantasie-Religion mehr erwarten als von der hellen und immer und überall stichhaltigen Religion der Vernunft. Diese sei ganz gewiß nicht zu hoch für den gemeinen Mann, sei sie doch für alle Menschen! Um die alten Schulen war es nach Laukhard nicht nur nicht schade, sondern sie mußten eingestellt werden, wenn die Revolution ganz zustande kommen sollte.⁷⁷¹ Für die neuen pädagogischen Ideen und das Unterrichtswesen, das jetzt Sache der Nation geworden ist, zeigt er mehr als bloßes akademisches Interesse. Immer wieder hört er sich um, und er vernimmt manches, was ihn befriedigt.⁷⁷² Auch in den vom *Comité de l'instruction* 1793 erlassenen Richtlinien erkennt er herrliche Vorschläge.⁷⁷³ Auf der gleichen Linie liegt es, wenn er von den Mandements der konstitutionellen Bischöfe über den Unterricht der Kinder sich ergötzt und erbauet zeigt und sie mit dem Prädikat *unvergleichlich* belegt. Auch die Impulse zur Förderung der Lehrer und zur Anhebung ihres sozialen Status nennt er *vortrefflich*.⁷⁷⁴ So erhalten die Aussagen der Hirtenbriefe über den neuen Schulunterricht zustimmende Kommentare. In ihrem Inhalt heißt es u. a., man müsse den Religionsunterricht bloß auf die Moral zurückführen und statt der biblischen Geschichten, die leicht mißverstanden und ärgerlich gemißbraucht werden könnten, angemessenere aus der vaterländischen Geschichte vortragen. Überdies seien gute Künste, Lesen, Schreiben, Rechnen u. dergl. für die Jugend nötiger als die Lehren der Dogmatik. Die Kinder sollten vor dem Aberglauben bewahrt und mit Abscheu gegen den Despotismus erfüllt werden.⁷⁷⁵ Vor allem aber mußten die gemeinnützigen Wissenschaften⁷⁷⁶ und die Arbeitssamkeit gefördert werden, letztere sei die Seele eines guten Staates. Die Kinder täglich sechs bis acht Stunden in der Schule am Buch sitzen zu lassen, sei hingegen

⁷⁶⁸ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 146.

⁷⁶⁹ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 65f.

⁷⁷⁰ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 281.

⁷⁷¹ Ibid. S. 281f.

⁷⁷² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 176.

⁷⁷³ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 282.

⁷⁷⁴ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 170ff.

⁷⁷⁵ Ibid. S. 171.

⁷⁷⁶ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 64.

unnütz. Stattdessen sei es fruchtbarer, sie *fleißig in allerhand Arbeiten* zu üben, wie z. B. im *Acker- und Gartenbau*. Um dies alles realisieren zu können, brauche man natürlich qualifizierte Lehrer, *einsichtige und rechtschaffene Schulmeister*.⁷⁷⁷ Laukhard unterstützt diese Gesamttendenz zur Reform des Bildungssektors, vor allem aber ihren Kerngedanken, nämlich, *die gemeinsame Teilnahme an der öffentlichen Sache* zu wecken, Interesse für das *Vaterland* und eine *patriotische Gesinnung* zu schaffen. Mit Wohlgefallen hört er deshalb auch, was ihm ein progressiver Abbé mitteilt, der die neuen pädagogischen Maßnahmen erläutert, dabei dann auch auf die Erziehungsideale in der alten römischen Republik verweist, in der man aus guten Gründen so hohen Wert gelegt hätte auf die *bürgerliche Beredsamkeit, die Kenntnis des Vaterlandes und der vaterländischen Gesetze, die Kriegskunst, den Ackerbau, die Ökonomie und was hierauf zunächst Bezug hatte*.⁷⁷⁸ Dieses Bildungskonzept wird von Laukhard akzeptiert, genau so wie das Faktum, daß die Revolution *überhaupt die alte Schulgelehrsamkeit verdrängt und die Pedanterie mit dem toten Sprachwesen abgeschafft hat*.⁷⁷⁹ Diese nunmehr *kassierten gelehrten Innungen* nennt er *höchst schädlich und der Republik nachteilig*.⁷⁸⁰ Etwas ironisch fügt er hinzu, *der Neufranke könne von der Theologie obnehin nichts mehr brauchen*⁷⁸¹ und die Geistlichen würden jetzt, *nachdem das Brevier seinen Abschied bekommen hat, sowieso das Latein bald entbehren können*. Überdies hätten die Herren Theologen jetzt wohl auch *etwas Reelleres zu tun*.⁷⁸² So stellt die Aufhebung der *altfränkischen Universitäten* für Frankreich *eben keinen großen Schaden dar*.⁷⁸³ Mit dem *Fall der öffentlichen Religion* und der Staatsumwälzung sei die Liquidierung der früheren Bildungseinrichtungen *unabänderlich* gewesen und Robespierre habe da *nach seiner Art ganz konsequent* verfahren: *Die Universitäten und Schulen waren größtenteils mit Geistlichen und Lehrern besetzt, diese hingen dem Papst und dem Katholizismus an. Die übrigen Lehrer waren meist alle Anhänger der Royalisten, lebten vorher von der Besoldung des Hofes, sangen also dessen Lied nach der hergebrachten geläufigen Melodie. Daher leuchte jedermann ein, daß die alten monarchischen und theologischen Schulfüchse Robespierre und seinem Systeme (. . .) theoretisch und praktisch zu sehr im Wege standen, seien sie doch nichts anderes gewesen als Sklaven des Hofes und der Kirche. Der Despotismus habe es auch nicht zugelassen, den Gemeingeist auf Gegenstände zu lenken, die für das Volk und Fürstenwohl von der größten Wichtigkeit seien: Rettung der Menschen- und Bürgerrechte, Enthüllung des Despotismus, Volksbildung, Volksernährung, Industrie, Erweckung des Patriotismus, Erziehung der Jugend. Bezeichnenderweise hätten die Akademien in Frankreich bis zur Zeit der Revolution bloß spekulative, teils kriechende und den Despoten und dem Despotismus schmeichelnde Preisfragen aufgegeben. Was Montesquieu, d'Alembert, Voltaire, Mably, Rousseau und ihresgleichen aufkeimen machten, das mußten sie und die Bischöfe wieder zu ersticken suchen*.⁷⁸⁴

⁷⁷⁷ Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 172.

⁷⁷⁸ Ibid. S. 178f.

⁷⁷⁹ Ibid. S. 177.

⁷⁸⁰ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 279.

⁷⁸¹ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 65.

⁷⁸² Briefe eines preußischen Augenzeugen, 1. Pack S. 177.

⁷⁸³ Leben und Schicksale, 4. Teil, 2. Abt. S. 64.

⁷⁸⁴ Ibid. S. 59ff.

Es liegt nahe, daß Laukhard seine Darstellung des Schulwesens im Ancien Régime und nach der Revolution mit einer massiven Kritik an den deutschen Universitäten verbindet. Er nennt die Hochschulen *privilegierte Dünkel-Fabriken*, die noch immer *in derselben Barbarei lägen, worin sie vor 300 Jahren gelegen sind*.⁷⁸⁵ Diese sogenannten *Pflanzschulen*, deren *alter scholastischer Zuschnitt nur der abgeschaffenen Staatsform entsprochen habe*, ließen *keinen Kopf eine andere Richtung nehmen als die für Pfaffen und Despotie*. Jedes *aufkeimende Genie, das in den höhern und hellern Ton nur leise zu stimmen suchte*, sei mit *Gewalt gedämpft und in die Schulakkorde der barbarischen Jahrhunderte gezwängt* worden. Vom Sieg der Vernunft in Frankreich erhofft sich Laukhard heilsame Ausstrahlungen. Bereits jetzt würden dort – im Gegensatz zu Deutschland – *gewisse nützliche Wissenschaften desto unbefangener und also mit mehr Interesse und Nachdruck gelehrt*, und für die Zukunft dürfe man ein *wahres Wachstum der menschlichen Kenntniss durch die Bemühungen der freien Franzosen erwarten*.⁷⁸⁶

Dieser freie Franzose setzte nach Laukhards Erkenntnissen auch in anderen Bereichen neue Maßstäbe, demonstrierte ein ganz verändertes politisches Selbstverständnis, Menschenbild und Selbstwertgefühl. Laukhard hat viel darüber nachgedacht und immer wieder mit Franzosen darüber diskutiert, was nun eigentlich *die wahre Gestalt eines Republikaners*, eines Citoyens, ausmache.⁷⁸⁷ Er glaubt, *nicht Unrecht zu haben*, wenn er auch nach strenger Prüfung der *Handlungen und Reden* der Franzosen zu dem Schluß kommt, *daß das neue System in den Herzen der meisten Franzosen sich auf moralische Prinzipien und auf den Zweck, den die Freiheit erzielen muß, nämlich auf die Beförderung des allgemeinen Besten, gründe*. Der rechte Republikaner zeichne sich *zuvörderst durch seinen Bürgersinn* oder wie Laukhard wiederholt sagt, durch seinen *Civismus* aus. Dies ist für Laukhard eine ganz entscheidende Kategorie, ein zentraler Schlüsselbegriff. Der *wahre Civismus*, zu dem vor allem die *Liebe zur Republik oder zum allgemeinen Wohl* gehört, ist das einzig wirkliche Fundament der Freiheit. Nur ein *fleißiger, ruhiger, mäßiger und gerechter*, von strengen Bürgertugenden erfüllter Franzose könne eine *echte Stütze seiner Republik* werden,⁷⁸⁸ viele andere sogenannte Vorzüge seien dagegen *bloß Ornamente*, wie einmal ein Gesprächspartner des Verfassers formuliert. Nur wenn ein *republikanisches Fundament in dem Herzen des Bürgers* liege, bildeten sich jene *vortrefflichen Eigenschaften*, welche – man beachte die typisch revolutionären Reminiszenzen an die Antike – einstmals *die Fabier, Curier, Fabricier, Scipionen und Catone* beseelten. Dem guten Bürger müsse aber auch der *Ruf eines unbescholtenen Mannes* vorausgehen. Deshalb kämen auch nur solche Republikaner für die Besetzung verantwortungsvoller Ämter in Frage: *Wer den Namen eines Wüstlings, Verschwenders, Trunkenbolds, Ränkemachers und desgleichen hat, der wird niemals zu einer Staatswürde erhoben: ein solcher Mensch ist eben so verdächtig wie einer, welcher scheint, antirepublikanische Gesinnungen zu hegen. Verdächtig sein, heißt aber in Frankreich so viel, als für keinen*

⁷⁸⁵ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 280.

⁷⁸⁶ Ibid. S. 279f.

⁷⁸⁷ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 122.

⁷⁸⁸ Ibid. S. 121f.

*rechtschaffenen Bürger anerkannt zu sein.*⁷⁸⁹ Wer sich von seinem Weib scheidet, kann sicher sein, daß er verachtet wird. Spieler, Bordellbrüder und Trunkenbolde sind ebenfalls Gegenstände der öffentlichen Verachtung.⁷⁹⁰

Laukhard hat bei seiner Analyse des strengen republikanischen Sittenkodex *den Verdacht der Franzosen und das Anathema der christlichen Kirche* miteinander verglichen und dabei *viel Ähnlichkeit zwischen beiden angetroffen*. Sein Kommentar dazu lautet dann: *Wen ehemals so ein Bannfluch traf, der lebte in der Gesellschaft, wie wenn er gar nicht darin lebte: jeder floh ihn, jeder vermied ihn, wie man einen Menschen meidet, der von einem tollen Hund gebissen ist. So ist's beinahe jetzt auch in Frankreich.*⁷⁹¹ Laukhards Bericht veranschaulicht dem Leser auf eindrucksvolle Weise wie sehr sich namentlich die Jakobiner bemühten, eine neue Moral zu schaffen und wie nachhaltig die Resonanz dieser Bestrebungen gewesen ist. Laukhard unterschlägt auch nicht die Ideologisierung des kulturellen Lebens, wie z. B. des Schauspiels. So hätten die Jakobiner *sich angelegen sein lassen, ihre Grundsätze auch durch theatrale Vorstellungen auszubreiten*. Man habe das Theaterleben dergestalt manipuliert, daß *alle jene Schauspiele, worin Könige und Prinzen und sonst Große mit schönen Charakteren vorkamen, sofort verboten und bloß solche zugelassen wurden, in welchen Haß und Abscheu gegen die Despoten hervorstachen*. Revolutionsfreundliche Autoren hätten in rascher Folge solche Stücke produziert, die *tugendhafte, republikanische Charaktere* in den Mittelpunkt stellten. In diesen Aufführungen feierte man auch weniger bekannte zeitgeschichtliche Figuren, wie z. B. den braven Kommandanten von Verdun Beaurepaire, der sein Leben für die Republik opferte.⁷⁹²

Das republikanische Selbstbewußtsein und die oft mit dem Leitbegriff *Civismus* näher bestimmte Mentalität bilden für Laukhard eine mächtige Triebkraft, von deren Tragweite und Stärke sich viele Zeitgenossen noch gar kein richtiges Bild machten. Der *Civismus* ist für unseren Beobachter eine Macht, *die die Eintracht der Bürger und das gemeinschaftliche Band unter denselben weit mehr begünstigt, als alle unsere Sittenlehren, Gesetzbücher, Predigten, Beichtstühle und wie die moralischen Eselsbrücken sonst heißen mögen.*⁷⁹³

Nicht ohne Grund mißt Laukhard den Reflexionen über *die Entstehung und Verbreitung des Civismus in Frankreich* eine so maßgebliche Bedeutung zu.⁷⁹⁴ Mit Bedauern freilich erinnert er gleichzeitig seine Leser daran, daß in seinem eigenen Vaterland *gleiche Gesinnungen und gleiche Interessen* vergeblich zu suchen sind.⁷⁹⁵

Liest man die bei Laukhard wiedergegebenen Kommentare und Äußerungen von

⁷⁸⁹ Ibid. S. 123.

⁷⁹⁰ Ibid. S. 124f.

⁷⁹¹ Ibid. S. 124.

⁷⁹² Ibid. S. 126f.

⁷⁹³ Ibid. S. 126.

⁷⁹⁴ Ibid. 4. Teil, 1. Abt. S. 140.

⁷⁹⁵ Ibid. 4. Teil, 2. Abt. S. 125f. Auch in Heinrich ZSCHOKKES Bericht (Anm. 667) S. 476ff. klingt dieser Gedanke an. Zschokke fällt auf, wie pädagogisch und psychologisch geschickt man in Frankreich immer wieder an das *Ehrgefühl des Bürgers*, an dessen staatsbürgerliche Gesinnung appelliert. Wo anderswo *obrigkeitliche Befehle* den Ton angeben, spreche man jetzt im Land der Revolution den Bürgersinn an, so etwa auch bei der Respektierung der öffentlichen Einrichtungen, wie z. B. der Museen. So heißt es jetzt: *Bürger, ehret das Nationaleigentum und die Besitzungen eurer Mitbürger; sie sind das Gut aller. (. . .) Wer sie beschädigt und verletzt, schadet sich selbst!*

französischer Seite aufmerksam, so fällt auf, wie stark dort in jenen Jahren trotz vereinzelter skeptischer Untertöne zukunftsfroher Enthusiasmus, optimistischer Glaube an die Läuterung und moralische Verbesserung des Menschen, ehrlicher Stolz über das durch die Revolution Geschaffene und revolutionäres Ethos dominierten und die Bürger erfüllten. Diesem erhebenden Gefühl, aber auch dieser Gewißheit, an der Schwelle eines ganz neuen Zeitalters zu stehen, gab ein Laukhard sehr verbundener Franzose Ausdruck. Seine Worte stehen sozusagen stellvertretend für die fortschrittlichen Kräfte seiner Nation:

Ich bin völlig überzeugt, daß die künftige Generation in Frankreich besser sein wird als die gegenwärtige und daß man in hundert Jahren die Übung der gesellschaftlichen Tugenden und Pflichten gegen das Vaterland für das Wohl der Menschheit eben so notwendig allgemein halten wird, als man jetzt das Odemholen nötig für das Leben hält.⁷⁹⁶

RÉSUMÉ FRANÇAIS

La Révolution française attira tout naturellement et de façon exceptionnelle l'attention sur ce qui se passait dans la France voisine. Le déclenchement de la guerre révolutionnaire fit grandir davantage encore cet intérêt, à preuve, entre autres, le journalisme allemand contemporain. La confrontation militaire avec la France amena en outre une récontre directe avec les conséquences de ce bouleversement politique inouï qui fut ressenti comme un grand défi par d'innombrables Allemands et surtout par ceux qui appartenaient à l'intelligence critique. Leurs prises de position et leurs reportages forment une contribution importante à l'étude de la réaction de l'opinion publique devant les événements qui se passaient dans le pays de la Révolution.

La présente étude porte son regard principalement vers le cercle des combattants prussiens qui prirent part à la campagne des Flandres, de Champagne et des régions rhénanes, ou qui, comme prisonniers de guerre, ont par la suite séjourné en France. Tous ont fait le récit de cette guerre et des faits annexes dans leurs lettres, journaux intimes, mémoires, relations de guerre et de voyages et autres publications. Cette étude utilise toute une série de témoignages restés jusqu'ici inconnus, ou se sert aussi surtout de notes anonymes que, jusqu'ici, la recherche a, à peine, prises en considération. En font partie aussi toute une série d'articles de journaux allemands dans lesquels la guerre et la révolution ont trouvé un retentissement considérable. Les sources prouvent de façon impressionnante quel écho puissant et varié a trouvé en Allemagne ce qui se passait en France, quel intérêt remarquable ont ressenti du côté allemand pour la Révolution et de quelle façon engagée et intense on étudia alors le pays et les hommes ainsi que les conditions de vie en France et l'esprit du siècle transformé par la Révolution. Pour beaucoup d'observateurs, la rencontre avec la France révolutionnaire devient une expérience-clé décisive. La guerre et la Révolution troublent l'individu, éveillent ou approfondissent la conscience politique privée, élargissent l'horizon de vie et obligent assez souvent à prendre position et même à modifier l'image politique particulière du monde. Ainsi les sources nous donnent de précieux renseignements sur la façon de penser et de sentir du chroniqueur, elles contiennent des implications sociales et politiques importantes et nous donnent des aperçus intéressants sur l'éventail des opinions contemporaines. La valeur informative et le niveau de réflexion des rapports des témoins oculaires sont particulièrement grands là où les auteurs se sentent, comme écrivains sincères et libéraux, engagés vis à vis du domaine d'idées de la philosophie des Lumières et donnent la préférence à un procédé plus fortement analytique et comparatif. Précisément la comparaison entre les conditions françaises et les siennes propres conduit toujours de nouveau à des amorces significatifs de critique de la société et du système allemand actuels.

Sont enfin utilisés de préférence les récits d'événements ou d'expériences que les auteurs ont vécu quelque temps comme prisonniers de guerre dans le pays voisin. Leurs jugements et impressions revêtent une importance exceptionnelle pour l'image de la France que se font et feront les Allemands, car ils étaient à même

⁷⁹⁶ Leben und Schicksale, 4. Teil, 1. Abt. S. 330.

de donner, pour ainsi dire de façon authentique, en se basant sur une vision directe, une description de la vie révolutionnaire de tous les jours en France durant les années 1793/95. Comme la totalité des témoignages existants n'émane pas de Paris, mais de la province française, ils diversifient et élargissent notre image de la France révolutionnaire. L'étude constitue ainsi un complément nécessaire aux travaux effectués jusqu'ici et qui, pour la plupart, ont porté sur des Allemands se rendant à Paris. La lecture des récits des témoins oculaires montre de façon impressionnante à quel point des secteurs d'intérêt ou des complexes de sujets tout à fait spécifiques prédominent dans les descriptions, à quel point les spectateurs se laissaient alors manifestement captiver par des phénomènes bien précis. Ces questions ont été, elles aussi, spécialement prises en considération dans le choix serré qui a été opéré dans l'immense masse de la documentation existante. Elles réapparaissent toujours dans les thèmes essentiels qui constituent, d'une certaine façon, la structure intérieure de l'étude. Voici en détail les sujets traités :

L'expérience qu'ont faite les Allemands, de la Révolution et de la France durant la campagne de 1792; la rencontre avec les émigrants et les troupes révolutionnaires principalement sur la rive gauche du Rhin; l'analyse de l'armée révolutionnaire et du caractère populaire français; l'attitude à l'égard de la guerre d'intervention et les incidences immédiates de la guerre et de la Révolution sur l'état d'âme, le moral et l'esprit de l'armée de coalition; la discussion de système jacobin et l'image que se firent de la France ces belligérants qui ont pu, comme prisonniers, observer sur place la situation politique et les conditions générales de vie transformées en France par la Révolution. Pour terminer, on peut encore mettre en avant un élément caractéristique particulier de ces sources: le fait que les témoins oculaires, à part une petite minorité, s'efforcent de faire un récit le plus objectif possible sur la France et les Français, et sont également prêts à corriger les préjugés courants. L'image de la France qui ressort de cette étude est exempte de toute francophobie militante, exempte d'hostilité. Il est plutôt surprenant de voir avec quelle bienveillance et quelle sympathie les Français sont dépeints à maints égards, et combien favorable est le jugement porté sur eux. En même temps la documentation prouve, de nouveau et de façon convaincante, la condamnation catégorique des Jacobins, et cela justement par les auteurs libéraux et éclairés qui voyaient, dans la domination de Robespierre, une trahison à l'égard des idéaux hautement appréciés de 1789 et qui détestaient le radicalisme. Seuls quelques témoins oculaires, comme par exemple Frédéric Christian Laukhard, sont parvenus à dépasser en cette question de dessin en noir et blanc, et d'avancer vers un jugement différencié.